
Rudolf Mothes

Lebenserinnerungen

Teil B (Band 1 nach der Nummerierung des Leipziger Stadtarchivs)

In diesem Teil kommen viele Abkürzungen vor, die in dieser Abschrift nicht ausgeschrieben worden sind, weil sie typisch sind für das Militär im Ersten Weltkrieg. Da sie aber nicht mehr Allgemeingut sind, wurden sie in der folgenden Liste zusammengestellt und erklärt. Einige Abkürzungen wurden vereinheitlicht, zum Beispiel kam AOK neben A.O.K. vor oder O.B. neben OB; es wurden die Schreibweisen mit Punkten gewählt.

| | |
|------------------|--|
| <i>a.D.</i> | <i>außer Diensten</i> |
| <i>A.O.K.</i> | <i>Armee-Oberkommando</i> |
| <i>Akonach</i> | <i>Kommandeur der Nachrichtentruppen</i> |
| <i>Bba</i> | <i>Bahnbeauftragter</i> |
| <i>d.L.</i> | <i>der Landwehr</i> |
| <i>d.L.K.</i> | <i>der Landwehr-Kavallerie</i> |
| <i>Dr.</i> | <i>Doktor</i> |
| <i>EK</i> | <i>Eisernes Kreuz</i> |
| <i>Fea</i> | <i>Fliegerersatzabteilung</i> |
| <i>Frbr.</i> | <i>Freiherr</i> |
| <i>Gftr.</i> | <i>Gefreiter</i> |
| <i>I a</i> | <i>1. Stabsoffizier unter dem Chef des Stabes, zuständig für Truppenführung, Taktik, Organisation, Transport, Unterbringung, Luftschutz, Auswertung von Erfahrungen...</i> |
| <i>I b</i> | <i>2. Stabsoffizier unter dem Chef des Stabes, zuständig für Versorgung und Quartier</i> |
| <i>I c</i> | <i>3. Stabsoffizier unter dem Chef des Stabes, Vertreter des I a</i> |
| <i>k. und k.</i> | <i>königlich und kaiserlich (österreichisch-ungarisch)</i> |
| <i>Kofl</i> | <i>Kommandeur der Flieger</i> |
| <i>Koflak</i> | <i>Kommandeur der Flugabwehrkanonen</i> |
| <i>Kogenluft</i> | <i>Kommandierender General der Luftstreitkräfte</i> |
| <i>Koluft</i> | <i>Kommandeur der Luftschiffer</i> |
| <i>kv</i> | <i>kriegsverwendungsfähig (Soldaten)</i> |
| <i>Lt.</i> | <i>Leutnant</i> |
| <i>L.V.G.</i> | <i>Luftverkehrsgesellschaft AG, Berlin, gegründet 1911 von dem Bauunternehmer Arthur Müller, eigentlich eine Flugzeugherstellerin für Ein- und Doppeldecker</i> |
| <i>M</i> | <i>Mark (Geld)</i> |
| <i>MSiGB</i> | <i>Reichs-Militärstrafgesetzbuch (von 1872, gültig bis 1945)</i> |
| <i>NO</i> | <i>Nachrichtenoftizier</i> |
| <i>Nr.</i> | <i>Nummer</i> |
| <i>NSDAP</i> | <i>Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter Partei („Nazis“)</i> |
| <i>O.B.</i> | <i>Oberbefehlshaber</i> |
| <i>O.H.L.</i> | <i>Oberste Heeresleitung</i> |
| <i>OQ</i> | <i>Oberquartiermeister</i> |
| <i>PG</i> | <i>Parteigenosse (der NSDAP)</i> |
| <i>RFC</i> | <i>Royal Flying Corps, umbenannt am 1. April 1918 in Royal Air Force (RAF)</i> |

| | |
|---------------|----------------------------------|
| <i>RStGB</i> | <i>Reichs-Strafgesetzbuch</i> |
| <i>Sanka</i> | <i>Sanitätskraftwagen</i> |
| <i>St.</i> | <i>Sankt</i> |
| <i>Stabia</i> | <i>Stabsbildabteilung</i> |
| <i>Stofl</i> | <i>Stabsoffizier der Flieger</i> |
| <i>z.b.V.</i> | <i>zur besonderen Verwendung</i> |

Der Erste Weltkrieg

Beim Landsturm-Bataillon Döbeln

Als Ende Juli 1914 die politische Hochspannung eintrat und die Mobilmachung bevorstand, suchte ich in der Mappe, worin ich meine Militärpapiere verwahrte, nach der Mobilmachungsbestimmung, die ich die Jahre daher regelmäßig erhalten und aufbewahrt hatte. Ich fand wohlverwahrt die Mobilmachungsbestimmung für 1913 und konnte die für 1914 nicht ausfindig machen. Ich schwebte in tausend Ängsten vor den fürchterlichen Strafen, die das Militärstrafgesetzbuch drohte. Aus dem Unterricht über Kriegsartikel, den Offiziere erteilten, und den Vorlesungen in den Kontrollversammlungen dämmerte mir in halbverblasster Erinnerung die häufig wiederkehrende Wendung: „... oder mit dem Tode bestraft“. Endlich kam ich in meiner Not auf den Gedanken, die Heerordnung und die Wehrordnung nachzusehen. Die Ausgabe des Grafen Hue de Grais war mir zur Hand. Da fand ich die Erlösung von meinen Sorgen. Am 1. April des Jahres, in dem man das 39. Lebensjahr erfüllte, trat man zum Landsturm über. Nur als Offizieraspirant und Vizefeldwebel der Landwehr hatte ich die Mobilmachungsbestimmung erhalten. Da ich 1875 geboren war (*am 5. September*), so fiel die Mobilmachungsbestimmung 1914 zum ersten Male weg. Nun konnte ich wieder ruhig schlafen. Ungemütlich aber war mirs doch, als der Mobilmachungsbefehl erging und die Reservisten und Landwehrleute einberufen wurden, als die Regimenter mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel im Rausche der Kriegsbegeisterung ausrückten. Ich hatte mich seinerzeit nicht als Offizier zur Wahl gestellt, weil ich mich nicht von einem geistig unbegabten Bezirkskommandeur unter politische Vormundschaft nehmen lassen wollte. Ich hatte diesen Entschluss immer für richtig gehalten, bis 1914 der Krieg ausbrach und ich zunächst daheim bleiben musste trotz voller körperlicher Rüstigkeit, als Mann ohne Kind und Kegel. Ein starkes Gefühl des Missbehagens und der Unzufriedenheit mit mir selber kam über mich. Ich hoffte, beim 8. Sächsischen Infanterieregiment Nr. 107 noch Offiziere zu treffen, die mich aus der aktiven Dienstzeit und von den Reserve- und Landwehrübungen her kannten. Ich fuhr nach der Kaserne hinaus. Dort herrschte ein buntes Treiben. Bekannte traf ich nicht. In der Schreibstube des Regiments sagte mir ein Unteroffizier, dass Freiwillige jetzt nicht angenommen würden. Die Einberufung des Landsturms würde in den Zeitungen angekündigt. Und richtig, durch Säulenanschläge wurden die Unteroffiziere des Landsturms Mitte August 1914 nach der Turnhalle am Frankfurter Tor bestellt. Es war wie in dem bekannten Gedicht: „Der König rief und alle, alle kamen.“ Jeder hatte damit gerechnet, dass man zunächst eine Stammrolle aufstellen und uns einstweilen wieder nach Hause schicken würde. Wir hatten aber alle nicht mit den sonderbaren Gedankengängen der Herren vom Kommiss gerechnet. Der Major a.D. Schwanecke ließ zehn Glieder in Linie antreten und teilte ab, 60 Mann dahin, 60 Mann dorthin und so weiter. Als er in meine Nähe kam, teilte er wieder 6 Rotten zu je zehn Mann ab: „Rechts - um, ohne Tritt - Marsch, Transport nach Döbeln!“ Da schrie einer auf, er müsse seinen Zigarrenladen doch erst schließen. Ein anderer rief, er sei Gerichtsvollzieher und müsse seine Kasse übergeben und so fort. Dass Geschäfte des bürgerlichen Lebens zu erledigen und Familienangehörige zu benachrichtigen waren, daran hatte ein hochweises Bezirkskommando nicht gedacht. Wenn ich mich recht erinnere, durfte der Gerichtsvollzieher seine Kasse noch übergeben und der Zigarrenhändler seinen Laden noch schließen. Angehörige konnte man nicht benachrichtigen. Als meine Abteilung abrückte, wurde mir eine weiße Binde auf den linken Oberarm gestreift; ich musste als Gruppenführer heraustreten. Wir marschierten durch den Brühl. Dort begegnete uns der Rechtsanwalt Dr. Koritzer. Diesen bat ich, meinem Sozios Dr. Dietsch mitzuteilen, dass ich auf dem Transport nach Döbeln sei, und ihn zu ersuchen, meine Mutter zu verständigen¹.

In unendlich langsamer Fahrt ging die Reise nach Döbeln. Dort war rein gar nichts los und für

¹ Der Vater Hugo Mothes, geboren 20. September 1835, war bereits am 16. März 1888 verstorben, die Mutter, Helene geborene Schiebler, war am 5. August 1849 geboren, also 65 Jahre alt; Rudolf Mothes war bei der Einberufung 39 Jahre alt.

uns keine Verwendung. Ich kam zugleich mit dem Vizefeldwebel Vollert, einem Handlungsreisenden der Firma Th. Kettembeil & Co. in Leipzig in Bürgerquartier zum Viehhändler Oehmigen in der Bahnhofstraße. Auf der Kammer kleidete man uns ein. Dabei bekamen wir die Achselstücke von Offiziersstellvertretern. Eingeleidet ging man in die Stadt, um sich Schwamm, Seife, Nachtzeug und so weiter zu kaufen. Dank der Umsicht des Majors a.D. Schwanecke hatten wir ja derlei Dinge nicht von zu Hause mitnehmen können. Ich bestellte mir bei einem Schneider dicht vor der Kaserne eine Uniform von feldgrauem Kordstoff. Die Kameraden lächelten über diesen Luxus. „Wenn die Blätter fallen, sind wir doch wieder daheim.“ Erst als wir eine Woche mit Nichtstun in Döbeln verbracht hatten, trafen die Mannschaften ein. Nun gabs etwas Dienst. Mein Kompanieführer wurde der Waldheimer Bürgermeister, Hauptmann d.L.a.D. Dr. Dressner, ein alter Nikolaitaner. Kompanieoffizier war der Leutnant d.L.a.D. Dressler, Rat am Landgericht in Leipzig. Als Bataillonskommandeur stellte sich der Oberst a.D. Weigandt ein, der als Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 133 verabschiedet worden war, weil es im Offizierskorps dieses Regiments zu einer Skandalgeschichte um den Hauptmann L. von H. kam und die Öffentlichkeit noch wegen mehreren Affären in kleinen Garnisonen und einer dadurch angeregten Literatur unliebsam beschäftigt gewesen war. Der Roman „Jena oder Sedan“ und das Theaterstück „Zapfenstreich“ von Franz Adam Beyerlein sowie „Rosenmontag“ von Otto Erich Hartleben waren beachtliche literarische Leistungen. Nebenher entwickelte sich im Anschluss an einen Roman „Aus einer kleinen Garnison“ im Verlage eines gewissen Sattler eine Skandalliteratur. Dieser glaubte, von der Skandalsucht leben zu können, verfiel jedoch in Konkurs, weil sich für seine Verlagserzeugnisse keine Leser mehr fanden. Der Oberst Weygandt hatte das Pech gehabt, dass sich in seinem Regimente die Affäre ereignete, als das öffentliche Interesse für gewisse Vorgänge im Offizierskorps noch sehr rege war. Mir machte er den Eindruck, als sei er wegen des jähen Abbruchs seiner Laufbahn etwas verbittert. Er zog mit seinem Landsturm-Bataillon, das vorwiegend aus Leipziguern zusammengesetzt war, nach Marienbourg in Belgien. Zu diesem Bataillon wurden auch meine Freunde, die Buchhändler Georg Merseburger und Dr. Ernst Wiegandt von der Firma Alfred Lorentz als Feldwebelleutnante eingezogen. Sie besuchten mich eines Tages mit Leutnants-Achselstücken, Gurkenschalen und Schwungrädern in La Féré². Später wurden sie zu Leutnanten der Landwehr ernannt und durften die Gurkenschalen und die Schwungräder ablegen. In meiner Döbelner Dekade gab ich einmal Unterricht über das Militärstrafgesetzbuch und einmal über Waffengebrauch. Zu diesen Instruktionsstunden fanden sich auch die Kompanieoffiziere ein. Selbstverständlich gabs auch Detailexerzieren: Langsamen Marsch, Griffe, Chargierungen, Ziel- und Anschlagübungen. Nur wenige unserer LandsturMLEUTE hatten sportgestählte Körper. Vielen machte der langsame Marsch unendliche Mühe. Ich kam mir recht überflüssig vor. Man schien das auch höheren Orts zu erkennen. Das Gerücht lief um, unser Bataillon solle Kriegsgefangene bewachen. Der Gedanke war mir zuwider. Darum begrüßte ich es, als ich noch vor Ende August 1914 als überzählig entlassen wurde.

Bei der Fliegerersatzabteilung (Fea) in Darmstadt

Ich fuhr mit einem der schleichenden Züge nach Leipzig. Auf dem Heimwege vom Hauptbahnhof nach der Lindenstraße 1 traf ich am Augustusplatz den Obertelegraphenassistenten Saupe, einen Luftsportkameraden aus dem Vorstande des Leipziger Vereins für Luftfahrt und Flugwesen, den ich um Rat wegen der Verwendung bei den Luftschiffen fragte. Er berichtete, dass die Inspektion der Fliegertruppen an unseren Verein wegen Beobachtern für Flugzeuge geschrieben habe. Die Freiballonführer, die sich eignen, sollen sich bei der Fliegerersatzabteilung in Darmstadt melden und ein Zeiß-Glas mitbringen. Ich ging sofort vom Augustusplatz ins Telegraphen-

² Das sind Tressen und große Wappenknöpfe am Rockkragen, die Sergeanten, also Unteroffiziere trugen und die deshalb bei Offizieren nicht hoch im Kurs standen. Andererseits hatten die Unteroffiziere Schulterklappen, während die Offiziere Schulter- oder Achselstücke hatten, so dass die obengenannte Kombination ungewöhnlich war.

namt, drahtete an die Fliegerersatzabteilung in Darmstadt und kaufte mir beim Optiker O. H. Meder ein Zeiß-Glas (sechsfach). Darmstadt nahm meine Meldung an. Ich fuhr am 29. August 1914 hin. Der feurige Elias - so hieß die Schmalspurbahn wegen ihrer funkensprühenden Dampflokomotive - brachte mich nach dem Griesheimer Platz. Dort wurde ich im Geschäftszimmer als sogenannter Kriegsfreiwilliger Beobachter eingestellt und in Fliegeruniform eingekleidet. Zunächst bekam man in den Baracken für sich oder zu zweit eine Stube, die Belegung wurde aber bald dichter. Ich empfing die Vizefeldwebellöhnung und dazu die Fliegerzulage von 150 Mark monatlich. Von den Offizieren, die man bei der Fliegerersatzabteilung in Darmstadt traf, wurden einzelne recht ungünstig beurteilt. Der Kommandeur, Major Friedel, beschäftigte sich unter Mitwirkung eines gewissen Ursinus mit der Konstruktion eines Flugzeuges. Wir sahen ihn sehr selten. Ich entsinne mich nur seiner Anwesenheit auf dem Flugplatze, als dort eines Tages der Großherzog und die Großherzogin von Hessen erschienen. Den Flugbetrieb leitete ein Oberleutnant Krey, von dem es hieß, dass er unter unerfreulichen Begleiterscheinungen aus türkischen Diensten zurückgekehrt sei. Unter den Flugschülern war der Leutnant Buddecke, der Schulden halber aus dem Heere geschieden und nun aus Amerika zurückgekehrt war. Wir ahnten nicht, dass er sich zu dem im Heeresberichte oft genannten Dardanellenflieger entwickeln würde. Eine eigenartige Erscheinung war der Premierleutnant a.D. Freiherr von Schorlemer, der Zwillingbruder des früheren preußischen Landwirtschaftsministers Freiherrn von Schorlemer auf Lieser. Ich entsann mich, dass ich als Schüler von einem Premierleutnant Freiherrn von Schorlemer-Alst in den Zeitungen gelesen hatte, der nach einer großen Spieler- und Wechselgeschichte den Dienst bei den Großenhainer Husaren mit schlichtem Abschiede verlassen musste. Bei der Fliegerersatzabteilung in Darmstadt wurde er mit der Ausbildung der kriegsfreiwilligen Beobachter beauftragt. Er hatte vom Explosionsmotor, von Wetterkunde, vom Lichtbildwesen und anderen wichtigen Dingen keinen Schimmer. Das Wort Ortung hatte er noch nie gehört. Seine Schüler waren ihm in allem über. Die Inspektion der Fliegertruppe hatte einige Sorge mit ihm. Im Hinblick auf seinen schlichten Abschied wünschte sie seine Wiederentfernung. Auch etatmäßig fiel er ihr schwer auf die Nerven. Der alte Herr war gar nicht mehr im Offiziersrange und durfte deshalb auch keine Offiziergebürnisse beziehen. Schließlich hat wohl Herr von Schorlemer seinen Frieden mit seiner Familie gemacht und hat durch die guten Beziehungen seiner hochmögenden Verwandten seine Angelegenheit beim Militärkabinett geordnet. Meine Hilfe beim Unterrichte an die kriegsfreiwilligen Beobachter dankte mir Schorlemer-Alst regelmäßig dadurch, dass er mich nach bestandenen Dienst zu einem Sherry-Glas Kornbranntwein einlud, wobei er behauptete, dass dieser das westfälische Stammesgetränk sei, ebenso, wie der Kirsch das schwarzwälder, der Quetsch *das* der Elsäßer und der Kümmel *das* der Wenden.

In Darmstadt fand sich eine ganze Anzahl von Freiballonführern zusammen, die vom Deutschen Luftfahrtverband geprüft waren und ein Patent von der Association Internationale Aéronautique hatten. Zum Teil kannten wir uns aus sportlichen Begegnungen und hatten binnen kurzem alle ein gutes kameradschaftliches Verhältnis zu einander. Etliche hatten im Frieden gedient; manche waren noch nicht Soldat gewesen. In unserem Streben waren wir alle einig, das Erforderliche rasch zu lernen und so schleunig wie möglich eingesetzt zu werden.

Die Ausbildung der Flugschüler und der Beobachter litt etwas unter dem Mangel an Flugzeugen. Was zur Verfügung stand, verdiente in der Fliegersprache fast durchgängig die Bezeichnung Klammotte oder Eierkiste. Allzu häufig kam der einzelne nicht zum Mitfliegen. Wir standen alle, wenn Flugdienst war, in eifriger Bereitschaft auf dem Platze mit dem Sturzhelme am Arm und neideten einer dem anderen jede Platzrunde. Überlandflüge waren seltene Ereignisse.

Wir waren noch nicht lange in Darmstadt, als der Fluglehrer Breton, der vom Flugplatz Mühlhausen im Elsass nach Darmstadt gekommen war, mit dem Leutnant von Uexküll, seinem Flugschüler tödlich abstürzte. Als beide bei einer Platzrunde gegen Abend in geringer Höhe mit dem Schulflugzeuge, das eine Doppelsteuerung hat, an uns vorüberkamen, hob Breton beide Hände

hoch, um zu zeigen, dass Uexküll steuerte. Kurz danach war das Flugzeug zerschellt und beide lagen tot zwischen seinen Trümmern. Koch, der Student an der Technischen Hochschule in Darmstadt und Flugschüler war, hatte die Trümmer während der Nacht zu bewachen. Die Leichen waren daraus geborgen. Koch fand am Morgen, als es wieder tagte, noch den Splitter eines Schenkelknochens in der Nähe der Trümmer. Er fragte mich nach seiner Ablösung von der Wache, was er damit tun solle. Ich empfahl ihm, stillschweigend das Knochenstück in einen der beiden Särge zu einer der Leichen zu legen. Das tat er auch.

Unter den Flugschülern in Darmstadt befand sich auch der Sohn des damaligen Apothekers in Sesenheim.

Beim Etappen-Flugzeugpark 7

Gegen Ende der ersten Septemberwoche erhielt ich den Befehl, mit den Kriegsfreiwilligen Beobachtern Scheurich aus Nürnberg, Dr. Fischer aus Höchst und Ernst aus Leipzig zu dem Etappen-Flugzeugpark 7 ins Feld zu rücken. Ich fragte den Adjutanten, wo ich diesen Park finden würde. Er meinte, vorige Woche hätte er in Saarburg in Lothringen gelegen; wo er jetzt sei, wisse er nicht. Man überließ es mir, beim Zahlmeister den Fahrschein dahin ausstellen zu lassen, wohin ich unter den gegebenen Umständen reisen wollte. Ich erwog, dass am ehesten am letzten Standort über den Verbleib etwas zu erfahren sein würde und fuhr zunächst nach Saarburg. Dort trafen wir vor Tau und Tage auf dem Flugplatze ein. Als man einige Zeit nach Sonnenaufgang mit dem Dienste begann, erfuhren wir, dass eine Fliegerabteilung den bisherigen Flughafen des Parkes 7 bezogen hatte; ihr Führer Hauptmann Barends konnte uns nur mitteilen, dass der Park 7 am Vortage verladen worden war. Wir fragten noch, ob er für uns Verwendung habe. Das verneinte er. Wie ich bei einer späteren Begegnung von ihm hörte, hatte er ein Vorurteil gegen die kriegsfreiwilligen Beobachter. Wir gingen hinein nach Saarburg und stießen auf eine zurückmarschierende sächsische Division. Ich konnte am Bahnhofe noch dem einen Köhler (von KF. Köhler) die Hand drücken, der dann im Felde blieb. Mein Kamerad Ernst traf auf einem Krafrad seinen Freund Seckbach aus Leipzig. Von Saarburg fuhren wir nach Metz, wo das Gouvernement und das stellvertretende Generalkommando sich als gänzlich ununterrichtet zeigten. Wir beschlossen, nochmals in Straßburg vorzufragen. Dort ging ich aufs stellvertretende Generalkommando und zwar in das Geschäftszimmer des Generalstabsoffiziers. Der diensthabende Unteroffizier war zur Auskunft außer Stande. Ich fragte, wo der zuständige Generalstabsoffizier zu finden wäre. Er erwiderte, er müsse mich erst anmelden. Ich verlangte, dass er das schleunigst tun sollte. Als er von der Anmeldung zurückkam, sagte er, der Hauptmann wisse auch nicht, wo Etappen-Flugzeugpark 7 sei; das wüssten sie nur im Großen Hauptquartier. Das leuchtete mir ein. Ich verlangte die sofortige Ausstellung eines Fahrscheins fürs Große Hauptquartier in Luxemburg. Der Bürounteroffizier lächelte überlegen und meinte, das ginge nicht. Ich herrschte ihn in der kommissüblichen Weise an und verbat mir das alberne Feixen. Er besann sich auf seine Schuldigkeit gegenüber dem Portepéeunteroffizier, nahm Haltung an und erklärte mir, er könne den Fahrschein nicht so ohne weiteres ausstellen; er müsse darum erst seinen Generalstabshauptmann fragen. Er verschwand eilends, um das zu tun. Nach kurzen Minuten kam er wieder und stellte mir den Fahrschein aus.

Ich fuhr mit meinem kleinen Transport nach Luxemburg. Dort ließ ich Scheurich, Fischer und Ernst auf dem Bahnhofe im Wartesaal und fuhr selbst mit der Straßenbahn nach der Schule, wo die Oberste Heeresleitung ihre Geschäftsräume eingerichtet hatte. Ein Landsturmmann hatte Einlassdienst. Als ich ihm mein Anliegen vorgetragen hatte, führte er mich ins erhöhte Erdgeschoss. In der Hausflur stand eine kleine Gruppe hoher Offiziere. Der Landsturmmann wies mir darunter den Chef des Generalstabs des Feldheeres, Helmuth Grafen von Moltke, den Neffen.

Im Erdgeschoss überlieferte mich der Landsturmmann einem Beamten, der mit Geheimrat angedredet wurde und Wappen auf den Achselstücken trug. Dieser veranlasste, dass ich nach dem Geschäftszimmer des Generalquartiermeisters gebracht wurde. Das war ein sehr großes Schulzimmer, worin viele Karten teils an den Wänden hingen, teils auf Tischen unter den Fenstern ausgebreitet waren. Der eine der beiden Generalstabshauptleute, die dort arbeiteten, empfing mich, hörte mich an und riet mir, nach Valenciennes zu fahren. Dort würde ich den Transportzug des Etappen-Flugzeugparkes 7 treffen. Fahrscheine brauchte ich nicht. Ich solle mich nur an die Führer beliebiger Transportzüge wenden; diese würden uns mitnehmen. Auf der Karte erläuterte er mir, wo ich eine Verpflegstation fände und wo ich gegebenenfalls den gewählten Transportzug verlassen müsse, falls dieser früher als mir geboten nach Süden einbiege. Der Betrieb in Luxemburg machte mir einen vorteilhaften Eindruck. Man war im Bilde und gab eine klare und richtige Auskunft. Wir hatten keine Schwierigkeiten, in Transportzügen unterzukommen. Die Aufnahme war unterschiedlich. Streckenweise konnten wir uns auf den Polstern von Wagen zweiter Klasse lang legen. Manche Transportführer überließen es uns, in einem Viehwagen Unterschlupf zu suchen. Bisweilen tat uns die Wärme wohl, die von den Pferden ausging. Ein Trainsoldat gab mir auch einmal in einer frostigen Septembernacht eine Ecke seines Woilachs zum Zudecken. Mit der Verpflegung waren wir auf die Kameradschaftlichkeit der Formation angewiesen, deren Transportzug wir mit benutzten. Ich entsinne mich noch, wie wohl uns die Schinkenbrötchen taten, die uns ein Oberleutnant der Reserve (er war wohl Gerichtsassessor) anbot. Wir waren aber auch den Mannschaften für eine Ecke Kommissbrot dankbar und kauten „trocken Hanf“, wenn es nichts anderes gab. Auf der Verpflegstation, die mir der Hauptmann im Geschäftszimmer des Generalquartiermeisters bezeichnet hatte, deren Namen ich aber inzwischen vergaß, gab es Reis mit Rindfleisch, das in einer schönen Bahnhofshalle ohne Dach in Kesseln über offenen Feuern gekocht wurde. So gut hat es mir und wohl auch meinen Kameraden bis dahin noch niemals und auch nicht wieder geschmeckt. In Namur (Namen) schwankten wir, ob wir nach dem notwendigen Umsteigen sofort weiter fahren oder aus Rücksicht auf Ernst, der sich durch Erkältung einen akuten Darmkatarrh zugezogen hatte, Station machen sollten. Ich entschied für sofortige Weiterfahrt. In Dinant mussten wir von einem Bahnhof zum anderen unser Gepäck eine längere Strecke über Land befördern. Wir sahen mit Staunen die ersten zerstörten Gebäude.

Wir kamen wieder in einem Transportzug unter. Da ich mit einem Eintreffen in Valenciennes während der Nacht rechnete, so schlief ich unruhig. Als einmal der Zug hielt, schaute ich hinaus. In der grauen Morgendämmerung las ich an einem Hausgiebel die Ankündigung eines Düngemittelhändlers (Engrais) mit der Ortsbezeichnung Valenciennes. Ich stieg eilends aus, weckte im nächsten Wagen meine drei Kameraden und veranlasste auch sie zum Aussteigen. Auf der Bahnhofswache fragte ich beim Wachhabenden nach dem Flugzeugpark 7. Er hatte keine Ahnung und meinte, einen solchen Transportzug würde man doch ohne weiteres erkennen, weil er Flugzeuge mit sich führe. Wir gingen, während es tagte, nach der Hauptwache im Rathause. Dort fanden wir eine halbverschlafene Wache, aber keine Auskunft. Wir kehrten nach dem Bahnhofe zurück. Dort war inzwischen der Bahnhofskommandant auf dem Bahnsteige eingetroffen, ein Graf und Kavallerieoffizier wie viele Bahnhofskommandanten, mit einem Stich ins Operettenhafte. Er trug die bunte Mütze eines Reiterregiments, hohe Lackstiefeln, einen weiten Umhang und ein Einglas. Als ich ihn nach dem Flugzeugpark 7 fragte, meinte er, dessen Transportzug sei nicht hier; er sei doch Bahnhofskommandant und müsse es bestimmt wissen. Im Vertrauen auf die Oberste Heeresleitung und den Hauptmann im Geschäftszimmer des Generalquartiermeisters gaben wir die Hoffnung nicht auf. Wir gingen wieder ein Stück in die Stadt und wollten warten, bis das Leben erwache. Als wir wieder auf den Bahnhofsvorplatz zu dem Fliegerdenkmal kamen, lief uns ein Flieger in den Weg. Ich stellte ihn und fragte, zu welchem Verbands er gehöre. Er erwiderte: „Park 7“. „Wo ist Euer Transportzug?“ „Der steht draußen vorm Bahnhofe auf einem Abstellgleis“. Wir atmeten auf und gingen behutsam zwischen den Geleisen nach dem gesuchten Transportzug. Behutsam mussten wir gehen, um nicht in die menschlichen Exkrementen zu treten, die als Spuren der Massenbeförderung zurückgeblieben waren. Als wir zu dem Zuge kamen, waren

der Parkführer, Oberleutnant Hippe und die Offiziere Oberleutnant Braune, Leutnante Elze, Bohne, Schiller und Tiedge schon auf. Ich meldete mich beim Oberleutnant Hippe mit meinen drei kriegsfreiwilligen Beobachtern zur Stelle. Ich blickte in erstaunte Gesichter. Die Offiziere konnten sich nicht ohne weiteres vorstellen, wie wir bei den großen Truppenverschiebungen nach der Marneschlacht vom 3. September 1914 eine einzelne bestimmte Formation auf einer Unterwegsstation zu finden vermochten. Ich erläuterte mit dünnen Worten, dass ich mich einfach zur Obersten Heeresleitung begeben hätte, um Aufschluss zu erhalten. Das machte auf die Berufsoffiziere mehr Eindruck, als die ruhmreichste Kriegstat. Sie schauten sich gegenseitig an und meinten, das hätten sie sich nicht getraut. Unsere Aufnahme war kameradschaftlich-herzlich. Man kredenzte uns einen silbernen Becher mit Château Mouton-Rothschild, von dem ich erst später erfuhr, dass er den Beständen des englischen Golfklubs in *Baden-Baden-Oos* entstammte. Der Park wurde nämlich später von der Etappeninspektion aufgefordert, sich auf eine Anzeige des Golfklubs über die Ausräumung seines Weinkellers zu äußern. Ich hatte die Äußerung abzufassen. Wir hörten nichts wieder von der Sache.

Der Parkführer Hippe fragte mich nach meinem Berufe und erkundigte sich, warum ich mich früher nicht zur Wahl stellte. Ich verwies ihn auf die lange Friedenszeit seit 1871. Danach sprach er kurz mit den Offizieren des Parks und fragte mich: „Wollen Sie sich zur Wahl stellen? Wir wollen Sie wählen!“ Ich bejahte meine Bereitschaft.

Auf der weiteren Fahrt zeigten mir die Offiziere ihre neuen Westen von Regenschirmseide, die sie sich machen ließen, als der Transportzug einige Tage in Rheydt lag.

Der Etappen-Flugzeugpark 7 wurde in La Fère ausgeladen (*südlich von Saint-Quentin*). Wir richteten uns auf dem alten Exerzier- und Schießplatze auf der Ostseite von La Fère ein. Nach diesem Schießplatze hieß das Artillerieregiment, in dem Napoleon I. seine militärische Laufbahn begann. Allerdings lag das Regiment zu seiner Zeit nicht mehr auf diesem Übungsplatze. Die R-, S- und O-Wagen, worauf die Flugzeuge und Kraftwagen gestanden hatten, beluden wir mit den alten, museumsfähigen Geschützen, vorwiegend mit hölzernen Rädern und hölzernen Lafetten, die wir in La Fère vorfanden. Quartier nahmen die Offiziere zunächst in Andelain in der Villa des reichen Fabrikanten A. Maguin, der Administrateur-Gérant der Société Anonyme des Etablissements A. Maguin in Charmes (*südlich von Nancy*) war, die Apparate für Zuckerfabriken baute. Die Villa umgab ein Lustgarten. Durch Bäume und Büsche von diesem getrennt war ein Gemüsegarten (potager), worin wir Sauerampfergemüse (oseille) ein großes Beet mit Artischocken (artichauts), auch eines mit Spinat (épinard) fanden. Man unterhielt sich gelegentlich mit den Hausmeistersleuten. Dabei hörte ich, als ein deutscher Flieger hoch über uns dahin zog, folgendes Gespräch eines deutschen Soldaten: „Voici un voleur allemand.“ Der Franzose blickte hinauf. Der deutsche Soldat fuhr fort: „Nous avons beaucoup de voleurs en Allemagne“ (*Zwar heißt „voleur“ fliegen, aber „voleur“ heißt Dieb, „volant“ kann Flugkörper heißen, „avion“ heißt Flugzeug*).

In dem Hause fanden sich einige kostbare altfranzösische Möbelstücke. Besonders kostbar war aber ein indochinesischer Schrank aus Ebenholz mit Silberintarsien und halberhabenen Elfenbeinschnitzereien. Jede der kleinen Türfüllungen war ein Kunstwerk für sich. Der Hausmeister erzählte uns, dass sein Fabrikant den Schrank von seinem politischen Freunde Paul Doumer erhielt, der mehrere Jahre Minister und später Generalgouverneur von Indochina war. Wir pflegten den Offizieren der Fliegerabteilungen der siebenten Armee, die auf unseren Park angewiesen waren, bei ihren dienstlichen Besuchen den indochinesischen Schrank zu zeigen. Der Leutnant der Reserve Tiedge war vom Park recht bald zu einer Fliegerabteilung versetzt worden. Eines Tages erschien er mit seinem Flugzeugführer, dem Balten von Ascheberg, auf dem Luftwege dienstlich beim Park und wollte bei dieser Gelegenheit dem Ascheberg den Schrank zeigen. Als er in das Erdgeschosszimmer der Villa kam, gähnten ihm leere Fächer entgegen. Die kostbaren Türflügel fehlten. Nun gab es eine Erörterung. Der Parkführer Oberleutnant Hippe beauftragte

mich, obwohl ich noch Vizefeldwebel war, mit der Führung der Untersuchung. Ich entwickelte mein Untersuchungsprogramm, insbesondere erklärte ich, dass ich die alte Hausmeisterin fragen würde, wer zuletzt in dem Erdgeschosszimmer war. Zwei aktive Offiziere wollten in jenen Tagen eine Dienstreise nach Deutschland antreten. Sie murrten darüber, dass ein Vizefeldwebel die Untersuchung führen solle; sie murrten ferner darüber, dass die Französin als Zeugin befragt werden solle. Ehe ich noch eine Untersuchungshandlung vornahm, ließen sich jene beiden aktiven Offiziere beim Parkführer melden. Es fand eine Aussprache unter sechs Augen statt, an deren Schluss mir mitgeteilt wurde, dass sich mein Untersuchungsauftrag erledigt habe. Die Türflügel kamen stillschweigends wieder herzu.

Sogleich nachdem wir in La Fère eingetroffen waren, erklärte mir der Parkführer unter Zustimmung der Offiziere wiederum, ich müsse mich zur Wahl stellen. Ich sah ein, dass ich als Offizier einen größeren Wirkungskreis finden würde und war sofort dazu bereit, was ich ja schon in Valenciennes erklärt hatte. Wie eine Offizierswahl veranstaltet wurde, wussten die Herren nicht. Der Parkführer sagte mir das und trug mir auf, mich um die Förmlichkeiten zu kümmern. Ich fand in der Bürokiste die Druckvorschrift mit dem einschlagenden Protokollmuster. Die Wahl konnte also mit dem von mir selbst entworfenen Protokoll steigen. Der Etappenflugzeugpark war damals, wie sein Name besagte, der Etappen-Inspektion unterstellt. Erst wesentlich später wurde die Organisation geändert. Also musste die Wahlverhandlung mit dem Beförderungsvorschlag an die Etappeninspektion 7 nach Montcornet einberichtet werden. Der Etappen-Inspekteur (wenn ich mich recht erinnere, gehörte er zur Kategorie der „Ausgegrabenen“ und hieß von der Groeben) hatte die Befugnisse des kommandierenden Generals eines Armeekorps' und äußerte berechtigte Zweifel, ob das Offizierskorps eines Flugparkes Wahlkörper sein könne. Er berichtete aber trotzdem weiter, das Militärkabinett stellte formelle Bedenken zurück. So erging Anfang November 1914 meine Beförderung zum preußischen Leutnant der Landwehr I.

Der Etappenflugzeugpark 7 war in Freiburg im Breisgau durch den Major Siegert aufgestellt worden. Deshalb hatten sich bei ihm eine Anzahl junge und begeisterte Studenten gemeldet und außer ihnen auch der am 25. Juli 1864 geborene, ungediente Universitätsprofessor Dr. Gerhart von Schulze-Gävernitz. Die Studenten wollten natürlich so bald als möglich fliegen lernen. Einer der eifrigsten und ausgezeichnetesten unter ihnen war ein Nachkomme von David Friedrich Strauß. Als die jungen Leute beim Parke keine Möglichkeit sahen, fliegen zu lernen und auch nicht wussten, dass sie in der Heimat dazu Gelegenheit suchen und finden könnten, meldeten sie sich zur Infanterie. Sie gehörten dann zu denen, die in Flandern mit dem Liede „Deutschland, Deutschland über alles“ in den Tod gingen. Wir waren traurig, als wir von ihrem Tode erfuhren. Als ich nach langen Jahren das Tauchnitzbändchen „The General“ las und darin eine Schilderung vom Opfergang der deutschen Jugend aus feindlicher Feder las, wachte in mir die Trauer um die wertvollen jungen Männer wieder auf.

Die infanteristische Ausbildung des Professors von Schulze-Gävernitz übertrug der Oberleutnant Hippe mir. Er war reichlich 10 Jahre älter als ich, Sohn und Enkel von Universitätsprofessoren, Mitglied des Reichstages und Angehöriger der Freisinnigen Partei. Ich übte mit ihm Stellung, Wendungen, Griffe mit dem Karabiner und zwar sowohl Präsentier- wie auch Ladegriffe. Damit er über den vielgeschmähten Stechschritt mitreden könne, interessierte ich ihn auch für den langsamen Marsch. Ob ich mit ihm bis zu den Ziel- und Anschlagübungen gedieh, weiß ich nicht mehr; wahrscheinlich nicht. Die vorgesetzten Dienststellen drängten auf seine Beförderung. Zu jeder neuen Reichstagssitzung ging er mit einem höheren Dienstgrad. Schließlich wählten wir ihn zum Offizier.

Beim Park bot sich ab und zu eine Gelegenheit zum Fliegen, teils bei der Ausbildung der Flugzeugführer, teils bei der Ausbildung der Beobachter, gelegentlich auch bei der Ablieferung eines Flugzeuges an eine Feldfliegerabteilung. Eines Tages sollte ich mit dem Unteroffizier Norbert

Schulte aufsteigen, der mit einem funkelnagelneuen Flugzeuge seine letzte Prüfung als Flugzeugführer ablegen sollte. Wir hatten im Zaune des Artillerieschießplatzes La Fère die hohen Bäume geschlagen, die in der Richtung der Startbahn standen. Schulte kam ganz schön vom Boden los. Wir schwebten durch die breite Lücke der Einfriedigung. Plötzlich wendete Schulte nach rechts. Dort sieht er zwei hohe Baumwipfel. Nun gibt er Höhensteuer und überzieht das Flugzeug. Es rutscht zunächst rückwärts. Darauf dreht es sich mit dem Motor nach abwärts und kracht auf einen Flügel auf. Die Sache muss schrecklich ausgesehen haben, denn sie kamen im Laufschrift mit einer Krankentrage gelaufen. Wir kamen aber beide mit heiler Haut davon. Die schöne neue Kiste war aber dahin. Norbert Schulte wurde zu weiteren Schulen nach der Heimat geschickt. Ich begegnete ihm erst 1917 oder 1918 wieder. Er hatte sehr gut fliegen gelernt und schöne Erfolge gegen den Feind aufzuweisen. Selbstverständlich war er Offizier geworden. Es gehörte damals zum Herkommen in der jungen Fliegertruppe, sich ein großes Stück des ersten zerbrochenen Propellers aufzubewahren. Deshalb erhielt ich vom Werkmeister ein ansehnliches Bruchstück, das ich bis zum 6. April 1945 besaß. An diesem Tage wurde es mit meiner gesamten Habe bei einem amerikanischen Luftangriff auf Leipzig vernichtet.

Aus der Villa in Andelain wurden wir nach und nach verdrängt. Zunächst verlangte ein Oberstleutnant a.D. und Kolonnenführer mein Zimmer ohne Arg und mit freundlicher Miene mit der militärisch schlüssigen und zwingenden Begründung, dass er mehr beziehe als ich. Dieser Fall war mir lehrreich. Ich nahm nie wieder ein sehr schönes Zimmer als Quartier, sondern wählte solche mit sichtbaren Mängeln und verborgenen Vorzügen. Als ich nach dem Jagdschlösschen am Eingange des Artillerieschießplatzes übersiedelte, verfuhr ich bereits nach meiner neuen Erkenntnis. Um die finstere Bude, worein ich dort zog, hat mich niemand beneidet; sie hat auch keines Dienstäleren Neid erregt. Die übrigen Offiziere folgten mir erst, als in der Fabrikantenvilla in Andelain ein Offiziererholungsheim eingerichtet wurde, mit dem uns bald kameradschaftliche Beziehungen verbanden. Ich entsinne mich noch eines Hauptmanns Domizlaff, eines Bruders des Leipziger Oberpostdirektionspräsidenten und eines Leutnants von Schrader, der mir später auf der Fö utca (= *Hauptstraße, gesprochen fö utza*) in Munkács (= *Munkatsch oder Mukacevo; am Südrand der Karpaten*) und nach dem Zweiten Weltkriege in Leipzig wieder begegnete.

Quartierneid, Jagdneid, Bettneid und Ruhmneid sind seelische Regungen, die der Krieg seit je in starkem Maße auslöst. Als wir in La Fère untergebracht wurden, gehörte das alte feste Städtchen zum Etappengebiet der siebten Armee, deren Armeehauptquartier in Laon im Präfekturgebäude war. Kurze Zeit nach unserer Einrichtung wurden aber die Operations- und Etappengebietsgrenzen zwischen der siebten Armee und der rechts davon stehenden ersten Armee neu gezogen. Dabei kam La Fère zum Etappengebiet der ersten Armee. Nun gehörten wir organisatorisch zur siebten Armee, räumlich zur ersten. Ursprünglich sollten wir unsern Flughafen und unsere Werkstätten abbrechen und verlegen. Der militärische Amtsschimmel hatte aber ein Einsehen und ersparte die vermeidbare und störende Arbeit der Verlegung. Die Folge dieser Sachgestaltung war, dass wir auch gewisse Befehle, nämlich die sogenannten besonderen Anordnungen, die sich auf die Verwaltung des Landes und dergleichen bezogen, von der ersten Armee entgegennehmen mussten. So kam eines Tages ein Befehl, dass im Walde von St. Gobain nicht gejagt werden dürfe. Unser Parkführer Oberleutnant Hippe war durchaus kein Waidmann; ich habe bei ihm auch nicht die geringste Spur von Jagdleidenschaft oder auch nur von Liebhaberei festgestellt. Jener Befehl versetzte ihn aber in Erregung. Er sprach dem Oberbefehlshaber der I. Armee das Alleinrecht auf die starken Hirsche und Keiler des Waldes von St. Gobain ab und veranstaltete sofort einen großen Jagdzug. Als Treiber meldeten sich genug freiwillige Mannschaften. Die Offiziere rüsteten sich als Jäger mit Karabinern aus, da man im Herbst 1914 im allgemeinen noch keine Jagdbüchsen mitführte. Die Jagdgesellschaft fuhr in zwei Personenkraftwagen, die Treiber in einem Lastkraftwagen zum Walde. Ich hütete inzwischen das Geschäftszimmer. Als sie am Spätnachmittage heimkehrten, war die Strecke nicht groß. Einen Schwarzkittel hatten sie nicht erlegt, einen Rothirsch konnten sie aber von dem Lastkraftwagen abladen. Herr Hippe erklärte stolz,

dass er dem Befehle nachgehe, wonach die Truppe aus dem Lande leben solle. Innerlich hatte er die Genugtuung, dass er mit seiner Treibjagd den Wildwechsel im Walde von St. Gobain für längere Zeit gestört und das jagdbare Getier nachhaltig vergrämt hatte. Wir standen in dieser Sache alle hinter ihm und fanden den Versuch des Armeeeoberkommandos I, sich mit Hilfe der Kommandogewalt ein lohnendes Jagdvergnügen und gute Braten zu sichern, ungehörig. Der Mordspektakel, den die Treibjagd verursachte, konnte den Ortskommandanten und den im Jagdbereich untergebrachten Verbänden unmöglich verborgen bleiben. Das Armeeeoberkommando 1 hat aber den Vorfall gänzlich unbeachtet gelassen. Im Herbst 1914 schämte sich doch ein Armeeeoberbefehlshaber noch eines Missbrauchs seiner Kommandogewalt. Das Armeeeoberkommando 1 hätte ja schließlich mit dem Armeeeoberkommando 7 in Verbindung treten müssen, wenn es den Ungehorsam hätte verfolgen wollen. Dabei hätte es dann mit dem Oberkriegsgerichtsrate eine scharfsinnige Erörterung gegeben, ob es sich um einen Befehl in Dienstsachen oder um einen bloßen Dienstbefehl gehandelt hätte.

Herr Hippe litt an der *automobilis bellica aviatorum* (*Autosucht der Kriegsflieger*). Er hatte für den Park zwei 100 PS starke Personenkraftwagen angeschafft und sauste damit in der Gegend umher. Sehr oft ging nach Montcornet zur Etappeninspektion, nahezu täglich nach Laon zum Armeeeoberkommando 7. Auch die auf den Park angewiesenen Feldfliegerabteilungen 25 in Marchais, 26 bei Laon, 26 a in Warméville vor Reims wurden ab und zu besucht. Als im Herbst 1914 auf die Merowingerresidenz Soissons und auf Vailly vorgestoßen wurde, fuhren wir hin und sahen uns die soeben genommene und noch brennende Stadt Soissons an. Die Stellung bei der Hurtebize-Ferme, wo die beiderseitigen Stellungen sich bis auf einige Meter näherten, und wo ich meinen Turnvereinskameraden Frauendorf aus Eythra traf, wurden besichtigt. Dort war zu Kriegsbeginn mein Verwandter Karl Steglich als Fähnrich gefallen. Bei Reims lag ein französischer Flugplatz dicht hinter der deutschen Front. Dahin fuhren wir mit dem LKW, um die dort herumliegenden französischen Zivilflugzeuge verschiedener Bauart aufzusammeln und nach Deutschland für technische Studien zu verladen. Bei unseren Fahrten konnten wir feststellen, dass in den Kirchen nach und nach kleine Statuen der Jungfrau von Orléans aufgestellt wurden. Die Pucelle (*Jungfrau*) war damals wohl erst Beata („*Selige*“) und wurde später zu Sancta („*zur Heiligen*“) erhoben. Herr Hippe nannte solche Fahrten Beobachterausbildung. Geschwind war man auch einmal in St. Quentin.

Unweit des Parks 2 nördlich St. Quentin stand im Felde ein etwa zwei Meter hoher Erdhügel von etwa $1\frac{3}{4}$ m Durchmesser, aus dessen Mitte ein Baum wuchs. Führer des Parks war ein junger Hauptmann vom sächsischen Infanterie-Regiment 179. Sein Name ist mir entfallen, nennen wir ihn Baumert. Diesen beschäftigte jener Erdhügel sehr. Er fand zwei oder drei Mann bereit, darin nachzugraben. Diese förderten schließlich einen der damals üblichen französischen Feuerwehrlhelme von blankem Messing zu Tage und darin einen Zettel mit der Widmung: „Julius Caesar seinem lieben Baumert“. Diesen harmlosen Scherz hatten sich die jungen Leutnante des Parkes ausgedacht.

Die Fahrten an die und hinter die Front genügten Herrn Hippe nicht. Er ließ sich zum Vortrag bei Exzellenz von Haenisch, dem Chef des Stabes der 7. Armee, melden und trug ihm vor, dass er in Frankfurt bei der Firma Reschke wegen Propellern und in Untertürkheim bei der Firma Daimler wegen Mercedes-Motoren vorsprechen müsse. Exzellenz von Haenisch war im Frieden Generalinspekteur des Militärverkehrswesens gewesen. Ihm hatte damals auch die werdende Fliegertruppe unterstanden, er hatte ihr ein starkes Wohlwollen bewahrt. Er genehmigte die Deutschlandreise des Herrn Hippe, der so Gelegenheit fand, sich mit seiner kriegsgetrauten Frau in Wiesbaden zu treffen. Wir vermuteten, dass Frau Hippe im Personenkraftwagen mit nach Frankfurt und nach Untertürkheim gefahren ist. Während dieser Reise HIPPES führte der württembergische Oberleutnant Pollich als rangältester Offizier den Park. Er war erst unlängst von seinem Regimente, das in den Argonnen lag, zu uns versetzt worden. In den Argonnen war da-

mals schwer gekämpft worden. In Pollich regte sich das kameradschaftliche Gefühl; er wollte nach den schweren Kämpfen seine Kameraden und seine Leute sehen. Weiter war zum Parke ein Leutnant Beckers von der Feldartillerie gekommen. Sein Regiment lag vor Reims. Auch ihn zog es zu seiner alten Formation. Kaum war der gute Hippe mit seinem 100 PS-Wagen abgebraust, da setzten sich die übrigen Offiziere samt kriegsfreiwilligen Beobachtern in zwei andere Personkraftwagen und steuerten auf Reims und die Argonnen zu. Pollich beauftragte mich mit der Führung des Parks und hinterließ mir, wo ich ihn in kritischen Fällen fernmündlich erreichen konnte. Ich setzte mich ins Geschäftszimmer, wo ich mich mit der Zeit eingearbeitet hatte. Es schien zunächst so, als sollte die Sache ohne Störung ablaufen. Aber mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten. Gegen Abend rief Oberleutnant Reeps, der Adjutant des Inspektors der Fliegertruppen, des Obersten von Eberhardt, an und teilte uns mit, der Inspekteur wolle am nächsten Morgen den Park 7 besichtigen und im Anschlusse daran die Feldfliegerabteilungen der 7. Armee aufsuchen. Ich ließ mich sofort mit Pollich in den Argonnen verbinden. Ihn selbst konnte ich nicht sprechen; immerhin konnte ich ihm sagen lassen, er möge schleunigst mit allen Kameraden zurückkehren. Dann ging ich in die Werkstätten und sagte das Erforderliche an. Ich wollte dem Inspekteur den Park im Betrieb vorführen. Hippe hatte unter Mitwirkung des kriegsfreiwilligen Beobachters Unteroffizier Martens, (eines Dipl.-Ing.) und des Werkmeisters die Sache gut organisiert. Es gab eine Holzbearbeitungswerkstatt mit Bandsäge, Kreissäge, Hobelmaschine und Fräsmaschine. In der Metallbearbeitungswerkstatt waren ebenfalls Werkzeugmaschinen, insbesondere Drehbänke aufgestellt. Die erforderliche Kraftanlage war geschaffen. Für ausgebesserte Motoren gab es einen Prüfstand. Der Werkmeister ging willig auf meine Absichten ein. Arbeit gabs genug, so dass alle Maschinen geräuschvoll laufen konnten, wenn der Inspekteur erschien. Allein die Flugzeugführer und Beobachter sollten antreten und vom stellvertretenden Parkführer gemeldet werden. Im Speisezimmer des Château-Schlösschens ließ ich ein kaltes Frühstück richten. Die Fuhre von Reims und den Argonnen traf am zeitigen Morgen ein, allerdings mit dicken Köpfen und Haarweh. Ich erläuterte Pollich meine Vorbereitungen. Dieser erklärte, er werde die Meldung erstatten und sich dann verdrücken; er sei gänzlich außer Stande, den Inspekteur zu führen. Und so geschahs. Pollich meldete den Etappen-Flugzeug-Park 7 und verschwand lautlos, als hätte ihn die Erde verschluckt. Ich führte den Inspekteur durch den Betrieb und dann ans kalte Buffet, das aber unberührt blieb. Der Inspekteur hatte es eilig, zu den Feldfliegerabteilungen zu fahren. Ich musste mich mit in seine Limusine setzen, um als Wegführer zu dienen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den Gefreiten Klimsch kennen, den Bildhauer Fritz Klimsch, der den Inspekteur begleitete und in der Nazizeit noch viel genannt wurde. Unsere Fahrt führte uns bis an die Suippe (*Fluss in Nordfrankreich*) auf dem linken Flügel der 7. Armee zur Abteilung 26 a, die ohne Mitwirkung der Inspektion der Flieger im Felde gebildet und dann notgedrungen etatisiert worden war. Das Armeecoberkommando 7 hatte aus den Bedürfnissen heraus eine Eigenmächtigkeit begangen, die Herrn von Eberhardt nicht erfreute. Dieser beging aber eine ähnliche Eigenmächtigkeit, indem er sich mobilmachte, während die Inspektion der Flieger eine immobile Behörde war. Herr von Eberhardt setzte sich mit seinem Adjutanten Reeps, dem Gefreiten Koch, dem Gefreiten Klimsch und einigen wenigen Leuten auf eine kleine Ferme in der Gegend von St. Quentin, während sein Amtssitz doch Berlin war. Auch er entsprach damit einem Bedürfnisse, das sich bald in der Form durchsetzte, dass die Dienststelle eines Chefs des Flugwesens und später des Kommandierenden Generals der Luftstreitkräfte (Kogeluft) geschaffen wurde. Als das geschah, war freilich Herr von Eberhardt bereits Brigadekommandeur beim Marinekorps in Flandern. Im Anschluss an die Inspektionsreise im Bereiche der 7. Armee lud mich Herr von Eberhardt nach seiner Ferme bei St. Quentin zum Abendessen in einem engen Kreise und war dabei ein liebenswürdiger Gastgeber.

Wenn die Lage an der Front und die sonstigen dienstlichen Verhältnisse es gestatteten, nahm man eine Gelegenheit wahr, um einen Verwandten, einen Kameraden, einen Freund oder guten Bekannten zu besuchen. Nach Möglichkeit wurden solche Besuche mit dienstlichen Anlässen verbunden. Bisweilen bekam man den Besuch eines fremden Mannes, der einem einen Gruß von

einem gemeinsamen Freund oder Verwandten brachte. So besuchten mich in La Fère außer meinen Freunden, den Buchhändlern Georg Merseburger und Dr. Ernst Wiegandt, zwei Brüder Jürgensen aus Hamburg, um mir Grüße zweier meiner Dresdener Cousinen zu bringen. Eine Schwester ihres Vaters hatte nach seiner Verwitwung den Schwager Vollborn meines Vaters 1864 als Offizier in Schleswig-Holstein kennengelernt und geheiratet³. Er hatte in dieser zweiten Frau eine ausgezeichnete Stiefmutter seiner drei Kinder gefunden. Mit den beiden Jürgensen war ich in der Wertschätzung dieser Tante sehr einig. Sie veranlassten binnen kurzem ihren Vetter Hertz zu einem Besuche bei mir, der zur näheren Verwandtschaft des berühmten Physikers Heinrich Hertz gehörte und Landwirt in Mecklenburg war.

Oberleutnant Hippe bemühte sich um ständige technische Kräfte für den Fuhrpark. Eines Tages gelang es ihm, die Kommandierung des Leutnants der Reserve Lell zu erwirken, der Ingenieur der Firma Voith in Heidenheim an der Brenz war. Lell war zum Kraftwagenparke in Frankfurt am Main eingezogen worden und kam dort recht rasch hinter die Schiebung eines Offiziers von Winterfeldt, der einen seiner untergebenen Unteroffiziere in Leipzig-Stötteritz etablierte und von diesem, der in Wahrheit sein Strohmann war, sehr große Lieferungen bezog. Lell war tief unglücklich über die Gesinnung jenes von Winterfeldt, der schon im Herbst 1914 darauf ausging, sich an der Not des Vaterlandes zu bereichern. Ihn hatte es deswegen nicht bei dem Kraftwagenparke gelitten.

Zum Flugpark kamen öfter Offiziere von Verbänden, die in der Nähe in Ruhe lagen mit dem Wunsche nach einem Fluge. In der Regel wurde solchen Wünschen entsprochen. Es war Brauch, dass der Flugzeugführer den Befehl dazu mit den Worten entgegennahm: „Zu Befehl, Herr Hauptmann (Oberleutnant); ist das ein anständiger Kerl oder soll er kotzen?“ Je nachdem wurde der Fluggast fliegerisch behandelt, also nach Befinden bis zur Übelkeit geschaukelt.

Herrn Hippe bekam die selbständige Stellung als Parkführer in mancher Beziehung recht schlecht. Er ließ sich gehen. Verlor er beim Billardspiel, so fasste er den Billardstock am dünnen Ende und schlug ihn mit Wucht auf den Billardrand, so dass das dicke Ende an die Decke sprang. Im Chateau-Schlösschen am Flugplatz La Fère gab es altmodische Stühle, die auf der Rückenlehne eine Holzschnitzerei trugen. Warf man sich unbedacht in einen solchen Stuhl, so stieß man sich mit dem Hinterkopfe an die Spitzen der geschnitzten Verzierung. Widerfuhr das Herrn Hippe, so packte er den Stuhl, schwang ihn hoch und krachte ihn auf die Erde. Auf diese Art verminderte er leider die Zahl der Sitzgelegenheiten. Mit den Tischsitten hielt er es auf seine Art. Er aß mindestens von drei, vielleicht auch von vier Tellern zugleich. Gegen Ende der Mahlzeit rief er seinem Burschen zu: „Heinrich, die Pantoffeln!“ Dann brachte ihm Heinrich ins Speisezimmer an den Tisch die Hausschuhe und zog ihm die Stiefeln und Gamaschen aus. Als Hippe eines Tages wieder rief: „Heinrich, die Hausschuhe!“, setzte der kriegsfreiwillige Beobachter Dr. Fischer laut hinzu: „Und ein Paar frische Socken!“ Das löste einen Sturm von Heiterkeit aus. Hippe verstand es, schwieg und machte es am nächsten Abend wie bisher. Häufig schlief er beim Nachtschiff oder schon früher ein, zumal, wenn der dicke Fischer eine seiner guten Feuerzangenbowlen gebraut hatte. An einem solchen Abend hatten wir uns verabredet und ließen unsere Unterhaltung immer gedämpfter und leiser werden, bis sie ganz verstummte. Dann schlich wie bei der Abschiedssymphonie von Haydn einer nach dem anderen aus dem Speisezimmer. Der letzte verlöschte das elektrische Licht. Als Hippe erwachte, bekam er es mit dem großen Zorn, den er aber an Menschen nicht ausließ. Das Vorkommnis blieb ohne nachhaltige Wirkung.

³ Aus Max Schmiedels Erinnerungen: Astulf Vollborn verheiratete sich in Hamburg am 12. November 1865 zum zweiten Male, mit Emilie Wilhelmine Jürgensen geschiedene Frau von Pflugk (geboren am 13. März 1832 in Hamburg). Diese Frau, eine feine, vornehme Dame, starb in Dresden am 17. Februar 1905. Sie liegt mit ihrem Mann auf dem Inneren Neustädter Friedhof (am Bischofsplatz) neben meinen Schwiegereltern und den Schwägerinnen Lene und Marie begraben. Vollborn war eine Hünenstalt, derb, voller Humor und Gutmütigkeit, in dieser seiner derben Art scheinbar garnicht zu seiner zweiten Frau passend. Die Beiden sind aber sehr glücklich zusammen gewesen.

Wenn Herr Hippe auch seinen Zorn nicht an Menschen ausließ, so wählte er sie doch gern zum Stichblatt seines Spottes. Der „Kaffeesakstrategie“ Tiedge musste viel anhören. Nach ihm wars der Feldunterarzt des Parkes Dr. Rohde, der aus Deutsch-Südwest(-afrika) zum Kriege heimgekommen war; er wusste auf HIPPES Spöttereien ganz gut zu erwidern. Der Etappengeistliche von La Fère, der eine wandernde Rangliste war, schloss sich eine Zeitlang unserer Tischgesellschaft an. Ihn nannte Hippe selbstverständlich „Kommiss-Jesus“. Er litt schwer unter Hänseleien, duldete die HIPPES mit sauer-süßer Miene und nahm die von uns anderen übel. Mit der Etappenkommandantur in La Fère standen wir auf freundschaftlichem Fuße. In unseren Werkstätten wurden mancherlei Arbeiten für sie mit erledigt. Besonders häufig war der Motorpflug auszubessern. Als wir dem Adjutanten der Etappenkommandantur, einem Landwehrkavallerieoffizier, der aus der Landwirtschaft stammte, unsere Verwunderung darüber aussprachen, meinte er, er hätte doch dem zuständigen Landwirtschaftsoffizier geraten, dem Führer des Motorpfluges einen Mantel zu geben. Die Zuckerrüben, die auf weiten Flächen in Nordfrankreich angebaut waren, wurden zu Spiritus verarbeitet. Der Motorpflug erhielt unvergällten Spiritus als Treibstoff. Fror der Pflugführer, so nahm er einen Schluck Treibstoff zur inneren Erwärmung. Dadurch wurde er trunken und fuhr den Pflug entzwei. So wurde der fehlende Mantel zur Ursache zahlreicher Reparaturen am Motorpflug.

Der Park erhielt eine Kiste mit Stahlplatten, die die Inspektion der Flieger von der Rheinischen Metallwarenfabrik Ehrhardt und Co. zur Anbringung unter die Benzinbehälter und Führersitze der Flugzeuge bezogen hatte. Die Flugzeugbesatzungen wollten von den Stahlplatten nichts wissen, sondern zogen es vor, zum Schutze gegen Infanteriefire höher zu fliegen. Also lag die Kiste mit den Platten beim Park herum, bis die Smk-Munition herauskam, die spitzen Infanteriegeschosse mit Weichmetallkappe und Stahlkern. Hippe beschloss, damit auf die Stahlplatten ein Probeschießen zu veranstalten, und lud den Chef des Stabes, Exzellenz von Haenisch, dazu ein. Dieser kam mit einigen Generalstabsoffizieren. In einer Ecke des Exerzierplatzes La Fère hatten wir eine Art Schießstand aufgebaut. Zum Vergleiche wurde auf dieselbe Stahlplatte abwechselnd mit gewöhnlicher S-Munition und mit Smk-Munition geschossen. Dabei zeigte sich, dass diese, aber nicht jene die Panzerplatte durchlöcherte. Die Kiste mit den Stahlplatten lag am Schießstande auf der Seite. Der Oberleutnant (oder Hauptmann) von Reichenau, ein Generalstabsanwärter, trat herzu, um die Absenderaufschrift zu lesen. Er fragte mich, aus welcher Fabrik die Platten stammten. Ich zeigte ihm, dass auf einem Klebzettel die Rheinische Metallwarenfabrik Ehrhardt und Co. genannt war. Herr von Reichenau meinte: „Also von uns!“ Ich schaute ihn fragend an, was ihn zu der Erklärung veranlasste: „Mein Onkel, der General von Reichenau, gehört doch dort zum Aufsichtsrate.“

Als wir im September 1914 in La Fère einzogen, bezeichnete ich eine hohe Tanne im Parke des Château-Schlösschens als unseren Weihnachtsbaum. Die Kameraden glaubten zum Teil noch an die Heimkehr „wenn die Blätter fallen.“ Man überschätzte eben in weiten Kreisen die Tüchtigkeit der politischen und der strategischen Führung. Als Weihnachten heranrückte, konnten wir die Liebesgaben mit Lastautos gerade noch heranbringen. Dazu gehörten auch zahlreiche kleine Glühbirnen, womit wir die hohe Tanne im Park zum Christbaum umwandelten.

Bei dem Flugpark 7 und später bei der sächsischen Feldfliegerabteilung 25 war der Flugzeugführer Sedlmayer, dessen Vater Regimentsarzt bei den Karabiniers in Borna bei Leipzig gewesen war. Sedlmayer war im Frieden schon Flugzeugführer von Beruf gewesen und wie die Mehrzahl seiner Berufsgenossen von der Heeresverwaltung zunächst auf Privatdienstvertrag verpflichtet worden. Schon bald aber wandelte man dieses Verhältnis in ein richtiges militärisches Dienstverhältnis um. Sedlmayer hatte seine Ausbildung in Mühlhausen im Elsass und in Johannestal genossen. Dort gab es eine scherzhafte Vereinigung, nämlich den „V.d.U.“ d.h., den Verein der Unternährten. Sedlmayer gründete mit uns in La Fère die erste Kriegssektion des V.d.U. Er hielt ge-

rade eine Ansprache, während der Sekt in Strömen floss, als der Hauptmann Walther eintrat. Unbeirrt wendete sich Sedlmayer mit seiner Ansprache auf dem Tische stehend an den Hauptmann Walther, um sogleich auch dessen Aufnahme in den V.d.U. einzuleiten. Nach dem Zweiten Weltkriege siedelte Sedlmayer nach Goslar über. Ich blieb seit unserer Kameradschaft in La Fère mit ihm bis an sein Ende in freundschaftlichem Briefwechsel, der regelmäßig unsere Mitgliedschaft im V.d.U. zu Mühlhausen und Johannistal und zur ersten Kriegssektion in La Fère betonte. Weihnachten 1914 sandte der Park einen leichten Lastkraftwagen nach Ostende und ließ 800 Austern holen. Champagner lag im Keller unseres kleinen Château, außerdem Graves, ein sehr trinkbarer weißer Bordeaux. Wir aßen in den Weihnachtstagen sehr viel Austern und tranken dazu entweder Graves oder Champagner.

Der Oberbefehlshaber der siebenten Armee war der ehemalige preußische Kriegsminister Exzellenz von Heeringen, ein Mann, der noch unter Wilhelm I. hochgekommen war, also von schlichtem Wesen. Es hieß, dass er aus der Feldküche aße. Auch sein Stabschef, Exzellenz von Haenisch, war von der alten Schule der Einfachheit. Oberquartiermeister war der Generalmajor von Ziethen. Den Namen des I a habe ich vergessen; ich weiß nur noch, dass man ihm den Spitznamen „Heulboje“ gab, weil er die Gesamtlage pessimistisch beurteilte⁴.

Im Verhältnis zur Fliegertruppe bereitete sich schon Ende 1914, Anfang 1915 eine Umorganisation vor. Exzellenz Haenisch betraute den dienstältesten Abteilungsführer mit dem Vortrag in Fliegersachen. Das war damals Hauptmann Walther, der Führer der Abteilung 26, die dicht nördlich Laon lag.

Die Offiziere, die ich im Transportzug in Valenciennes beim Parke getroffen hatte, waren bald zu Feldfliegerabteilungen versetzt worden; Schiller und Elze zur 26., Tiedge zur 25., Braune zur 26 a. Ich hatte den starken Drang, gleichfalls an die Front zu kommen und gegen den Feind zu fliegen. Darauf konnte ich nur rechnen, wenn mich eine Feldfliegerabteilung bei Bedarf anforderte. Dass ein Flugzeugführer oder Beobachter zu einer Abteilung wider deren Willen versetzt wurde, war nicht üblich, auch nicht zweckmäßig. Die Abteilung hatte sechs Flugzeuge, also sechs Flugzeugführer und sechs Beobachter außer dem Abteilungsführer. Später kam noch ein Offizier zur besonderen Verwendung (z.b.V.) hinzu. Zwischen allen bestand der engste kameradschaftliche Verkehr, eine Art Familienleben. Das lag im wohlverstandenen dienstlichen Interesse. Man musste sich also mit einer Abteilung anfreunden und deren Vertrauen gewinnen, wenn man vom Park weg wollte. Endlich kam für mich die Zeit. Braune hatte mich bei Abteilung 26 a akkreditiert. Es war wohl Ende Dezember 1914, oder Anfang Januar 1915, dass mich Hauptmann Keller (der sogenannte Schwesternkeller zum Unterschied vom Bogohl-Keller) anforderte. Hippe und Walther hintertrieben bei Exzellenz von Haenisch meine Versetzung. Ich war darüber betroffen, mit den Vorschriften und Gepflogenheiten beim Kommiss aber doch nicht hinreichend vertraut, um die Maßnahme Hippes zu durchkreuzen. Diesem kam es hauptsächlich darauf an, einen mit Verwaltungsgeschäften vertrauten und federgewandten Offizier beim Park zu haben. Keller und vor allem Braune waren listenreich wie Odysseus. Die Abteilung 26 a war aus ihrem Erkundungsabschnitte (X. Reservekorps) vor Reims herausgezogen und zur Abteilung 25 nach dem Jagdschlosse Marchais gelegt worden, das dem Fürsten von Monaco gehörte und viele Kunstschatze, Erzeugnisse des älteren Kunstgewerbes und eine große Sammlung von Jagdtrophäen enthielt. Die Abteilung 26 a erklärte, dass sie zur Übernahme dieses Quartiers einen geschäftskundigen Offizier haben müsse. Hippe und Walther konnten nicht umhin, sie ordneten mich nach Marchais ab. Ich flog mit dem Unteroffizier Ströbel, der nicht besonders gut landete, von La Fère nach Marc-

⁴ Kaiser Wilhelm I, geboren 1797 in Berlin, gestorben 1888 in Berlin, wollte die Berliner Märzrevolution 1848 gewaltsam unterdrücken („Kartätschenprinz“) und musste vorübergehend nach England fliehen, warf 1849 den badisch-pfälzischen Aufstand nieder, König von Preußen seit 1861, berief 1862 Bismarck, 1867 Präsident des Norddeutschen Bundes, 1871 Kaiser des neuen Deutschen Reiches, Großvater von Wilhelm II.

hais. Dort empfing mich auf dem Flugplatze Braune, der mich darüber unterrichtete, ich könne bei Hippe verlangen, dass er mir bei Exzellenz von Haenisch einen persönlichen Vortrag in meiner Versetzungssache vermittele. Über die Übergabe von Marchais wechselten wir nur nebenbei einige Worte. Am nächsten Morgen, als ich mit Hippe beim Frühstück saß und die anderen alle noch schliefen, kam ich ganz formlos, also nicht im Dienstanzug mit meinem Anliegen heraus und verlangte den persönlichen Vortrag beim Chef des Stabes der Armee. Das war Hippe speifatal. Er sprang auf und lief im Zimmer lebhaft auf und ab. Zunächst meinte er, ein Offizier müsse auf dem Posten ausharren, auf den ihn das Vertrauen seiner Majestät gestellt habe. Das war eine abgebrauchte Redensart und leicht zu entkräften. Nirgends waren die Personalschiebungen so sehr üblich wie bei der Fliegertruppe. Hierauf brauchte ich den guten Hippe nur zu verweisen. Also damit war nichts. Jetzt brachte er von seinem Standpunkt als Berufsoffizier ein scheinbar zugkräftiges Argument, indem er sagte: „Wenn Sie Exzellenz von Haenisch mit so einer Sache kommen, wird er Sie furchtbar anschießen.“ Das könnte mich nun gar nicht erschüttern. Ich entgegnete: „Wenn der Chef des Stabes einer Armee mich deshalb anschießt, weil ich aus der Etappe an die Front und gegen den Feind will, so kann das für mich nur eine recht interessante Feldzugserinnerung werden.“ Dialektisch konnte Hippe nun nicht weiter. Er bat mich, mit meinem Verlangen nach persönlichem Vortrag noch einige Tage zu warten. Offenbar wollte er die Sache nicht zu auffällig werden lassen. Mir lag ja auch nichts daran, dem guten Hippe oder dem Hauptmann Walther beim Chef des Stabes Verdruss zu verursachen. Also sagte ich Hippe, dass es mir auf einige Tage nicht ankomme. Ich betonte aber, dass die Angelegenheit bald erledigt werden müsse. Sogleich nach dem unterhaltsamen Frühstück fuhr Hippe im Hundertpferdigen nach Laon zu Walther. Ohne dass ich bei Exzellenz von Haenisch vorsprach, wurde meine Versetzung zur Abteilung 26 a verfügt.

Bei der Feldfliegerabteilung 26 a (59,269)

Ich trat zur Flieger-Abteilung 26 a über, als sie auf der Rampe in Laon nach dem Osten verladen wurde. Das war Ende Januar 1915.

Nun kam eine endlos lange und langsame Fahrt durch Frankreich und Deutschland. Es gab kalte Nächte. Oft wurden die Personenwagen nicht unmittelbar hinter die Lokomotive, sondern hinter die Güterwagen gehängt, so dass wir keinen Abdampf in die Heizrohre bekamen. Wenn es regnete, mussten wir darauf achten, dass sich in den Planen, die unsere Flugzeuge verhüllten, kein Wasser ansammelte, also keine Wassersäcke entstanden, die mit ihrem großen Gewicht gegen die hölzernen Flugzeuge schlagen konnten. Wir waren mit Eifer darauf bedacht, entstandene Wassersäcke auszuschütten, ehe sie groß und gefährlich wurden. Wir luden trotz der Länge der Fahrt alle sechs Flugzeuge in Munkács verwendungsfähig aus.

In Wurzen (Sachsen) mussten wir mehrere Tage liegen. Hier erschienen die Verwandten zu Besuch. Auch meine Mutter und meine Schwestern kamen. Hans und Else Wiede luden mich und meine Kameraden nach Trebsen-Pauschwitz ein, wo sie neben ihrer Papierfabrik ein stattliches Wohnhaus hatten. Dazu stellte der Steinbruchsbesitzer Zachmann in Wurzen seinen Personenkraftwagen, da wir mit Wiedes Limusine nicht auskamen. Die Fahrt ging weiter über Dresden nach Böhmen, Mähren (Olmütz), Ungarn (Budapest) auf die eingleisige Bahn, die über Debreczin gegen die Karpaten führt. In Munkács im Komitat Bereg (*Beregovo*) wurden wir ausgeladen.

Das Land ist vorwiegend von Ruthenen (Rotrussen) besiedelt, die zu den Ukrainern gehören. Die gesellschaftliche Oberschicht war polnisch. Das Land gehörte damals zu Ungarn. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde es als Karpatorussland der Tschechoslowakei angeschlossen. Jetzt gehört es zur ukrainischen Sowjetrepublik und damit zur Sowjetunion. Munkács (jetzt Mukatschewo) war

uns bekannt durch das Gedicht des Philhellenen Wilhelm Müller auf den Phanarioten Alexander Ypsilanti, das wir im Echtermeyer (*Gedichtsammlung*) gern lasen. (*Im Fanar, einem Stadtviertel von Konstantinopel = Istanbul, wohnten vornehme Griechen, die in türkischen Diensten zu hohem Einfluss gekommen waren.*) In Munkács war der Mann jedoch gänzlich unbekannt. Der hohe Turm der Munkács-Burg (Munkácsi Var) stand noch. An die Burg knüpften sich aber für die Ungarn teure Erinnerungen an Franz II. Rakoczy, Fürsten von Siebenbürgen, der uns Deutschen bis zu unserem Aufenthalt in Munkács unbekannt war. Nur wer gelegentlich in Kissingen den Rakoczy-Brunnen trank oder in Ungarn den Rakoczy-Marsch hörte, machte sich mit dem Namen vertraut. In der Dresdner Bildergalerie hing eine Kreuzigung, als deren Maler Mihály Munkácsy genannt war, der ursprünglich den Namen Michael Lieb führte und am 20. Februar 1844 in Munkács geboren war. Einzelne Honoratioren in Munkács wussten 1915 noch von diesem Maler, der sich in München und Düsseldorf ausgebildet und seit 1872 in Paris gelebt hatte, wo Max Liebermann sein Schüler war.

In Munkács bauten wir auf einer Wiese einen Flughafen auf und bezogen Bürgerquartiere. Ich fand Unterkunft in der Zrinyi Ilona utca (*Straßenname*) bei einer alten jüdischen Witwe. Unterstellt waren wir der Deutschen Südarmeree Linsingen. Chef des Stabes war der Generalmajor von Stolzmann, I a der Major Klette. Alle drei: Linsingen, Stolzmann und Klette machten mir den Eindruck, als würden sie von der Last ihres Verstandes nicht erdrückt und als sei die geistige Beweglichkeit nicht ihre hervorstechendste Eigenschaft.

Schon auf der langen Bahnfahrt und dann noch in Munkács gab es im Offizierkreise immer wieder eine Erörterung darüber, ob ich meinen Vollbart tragen dürfe. Meinem Freunde Dr. Ernst Suppes wuchs kein Vollbart. Als er damit umging, Rechtsanwalt zu werden, glaubte er, dass er den Erstinstanzklienten zu jugendlich und damit zu unerfahren erscheinen könne. Er suchte die Zulassung beim Oberlandesgerichte in Dresden nach, weil er die Aufträge für die Berufungsinstanz durch die Erstinstanzkollegen erwartete. Mir wuchs ein Bart und noch dazu ein dunkler. Nachdem ich mich entschlossen hatte, Anwalt zu werden, beschloss ich, meinen Bart nicht zu scheren. Beim Landheer stieß der Bart auf keine politischen Bedenken mehr. Er war nicht mehr ein Zeichen demokratischer Gesinnung, wie 1835 in Adelbert von Chamisso's Gedicht „Der rechte Barbier“. Kaiser Wilhelm I, der Kaiser Franz Josef, König Albert von Sachsen trugen Backenbärte mit ausrasiertem Kinn, Kaiser Friedrich und Prinz Karl von Preußen wohlgepflegte große Vollbärte. Damit war der Vollbart entdemokratisiert. Bei der Marine war und ist der Schnurbart verpönt. Der Seemann rasierte sich glatt oder ließ sich den Bart in verschiedener Form wachsen, sei es als kurzen Vollbart, wie der Prinz Heinrich von Preußen, sei es als ganz großen Vollbart (Fußsack) wie der Großadmiral Tirpitz, sei es als Schusterkrause. Die Fliegertruppe war sich 1914 noch nicht ganz klar, ob sie ausschließlich das glattrasierte Gesicht fordern oder nach Vorbild der Marine auch den Vollbart dulden solle. Bei der Fliegerabteilung 26 a fochten einzelne Kameraden meinen Vollbart an, andere waren für Gestattung. Während wir in Munkács lagen, klärte sich die Barttracht der Fliegertruppe. Der Vollbart wurde nach dem Vorbild der Marine zugelassen.

Hauptmann Keller sah allwöchentlich nach Art des Pferdeblank der berittenen und der fahrenden Truppen die Kraftwagen durch, sowohl die Personenkraftwagen als auch die Lastkraftwagen. Dazu wurden die Wagen wohlausgerichtet in einer Linie aufgestellt. Rechts vorwärts vom Wagen standen jedesmal der Kraftfahrer und der Beifahrer. Der Kraftfahrer und im Falle seiner Behinderung der Beifahrer hatte zu melden, was etwa an dem Wagen nicht in Ordnung war. Eines Tages fehlte zu einem leichten Lastkraftwagen der Kraftfahrer. Der Beifahrer war ein Neuling im Kraftfahrwesen im allgemeinen und auf dem Gebiete des Explosionsmotors im besonderen. Er war erst seit kurzer Zeit bei der Abteilung. Ihm oblag die Vorstellung des leichten Lastkraftwagens. Da er schimmerlos war, „fitzte“ er vor der Besichtigung und fragte diesen und jenen Kameraden, was er über den Wagen zu melden habe. Die erfahrenen Kraftfahrer erkannten die Gelegenheit zu einem herrlichen Spaß, besichtigten den Lastkraftwagen, insbesondere seinen Motor

und unterrichteten das heurige Häschen mit zahlreichen technischen Ausdrücken, überhörten ihn auch noch scheinbar besorgt, ob er auch alles begriffen habe. Als Hauptmann Keller in Begleitung einiger technisch gebildeter Offiziere an den leichten Lastkraftwagen herantritt, nimmt der Beifahrer stramm Stellung und meldet: „Kompression verbogen!“ Der Scherz war nicht neu. Bei der Infanterie gab es die verbogene Seelenachse. Der Leutnant von Zastrow hatte ein Gedicht auf die verbogene Kompression gemacht. Hauptmann Keller erkannte klar, dass sich die Kraftfahrer mit dem Neuling einen Scherz machten. Er lachte mit der gesamten Gesellschaft.

Die Front lief über die Karpatenkämme. Wir hatten über die Vorberge einen längeren Anflug. Zur Erkundung setzte uns das Armee-Oberkommando nach unserem Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz über dem Zwinin ein. Aus dieser Zeit fand ich noch zwei ausnahmsweise schriftlich festgelegte Erkundungsaufträge, die allerdings nicht genau datiert sind. Der eine lautet:

„Erkundung von Art. nördl. des Berges Klewa südwestl. Tuchla, ferner nördl. des Pulyszcza (832) u. nördl. des Jarowiszczce (909). Photographieren der Schuppen nördl. Tuchla. Aufstellung von Reserven in und bei Libochora u. in den Seitentälern nördl. des Hotowczanka- u. Sechty-Abschnittes.“

Der andere Erkundungsauftrag, der vom Generalkommando der Gruppe Szurmai fernmündlich erteilt wurde, lautete:

Batterien sollen stehen und sind festzustellen:

- 1.) Südlich des „l“ von Wolosate.
- 2.) Beim Pfarrhaus von Wolosate, das westlich der Kirche steht.
- 3.) 1 km nordwestlich des + (12 Geschütze ?).
- 4.) 1 km südlich des ersten „a“ von Barnica.
- 5.) Ein Geschütz auf Cote 980.

Das Waldgebiet dort gehörte einem Baron Krödel, der mit der Leipziger Holzhandlung F. Moritz Müller in belangreicher Geschäftsverbindung stand, wie ich erst später erfuhr. Das Gebirge war noch tief verschneit. Der höchste Gipfel unseres Frontabschnittes war der Sztoy mit 1675 m Höhe (*gora Stoy*). Vor ihm liegt die Palonina Runa mit ihrer breiten Wiesenkuppe. Die Latorca windet sich zwischen den Bergen nach der Ebene heraus, in der Munkács liegt. Wenn wir den Zwinin anflogen, so mussten wir uns entweder außerhalb des Gebirges über der Ebene hochschrauben oder versuchen, beim Anflug über dem Latorcatale die nötige Höhe zu gewinnen. Der Südosthang des Zwinin wurde lebhaft umkämpft. Dort war der Schnee verbrannt. Die Ortschaften Tuchla und Tucholka waren von russischen Truppen belegt, aber auch von der Bevölkerung bewohnt. Das konnte man aus den getretenen Wegen schließen, die wir von oben sahen, aber auch auf unseren Luftaufnahmen fanden. Ich flog teils mit dem Leutnant der Reserve Götte, dem Leutnant der Reserve Stehle oder dem Oberleutnant Braune. Im Sonnenschein aus der Vogelschau boten die beschneiten Karpaten einen prächtigen Anblick. Als der Frühling einzog, begann der Schnee an den Talhängen aufwärts zu schmelzen. Unser Flugplatz stand zum Teil unter Wasser. Die Flugzeuge rollten beim Start durch flache Teiche. In der Nähe unseres Flugplatzes war ein Lazarett, das sich beim Fortschreiten des Frühjahrs mit Seuchenkranken füllte. Das von Ruthenen bevölkerte Land um Munkács, das bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts den Fürsten Rakoczy gehört hatte, besaß jetzt der Fürst Schönborn-Buchheim. Seine Frau und deren Schwester, die hübsche Komtesse Wurmbrand-Stuppach, hatten in kleidsamer Schwestertracht in den Lazaretten Verwundete gepflegt, zogen sich aber zurück, als die Seuchen sich einstellten. Linsingen besichtigte in Begleitung des Fürsten Schönborn-Buchheim und der beiden Damen unseren Flughafen. Sie tranken auch in dem Aufenthaltsraum, den wir bei unserem Flugplatze am Waldsaum aus Holz gebaut hatten, mit uns eine Tasse Tee. Als Schönborn bemerkte, dass wir aus seinem Walde, dessen Fläche nach Geviertkilometern rechnet, einige Stämme für unseren Flughaf-

fen genommen hatten, machte er Linsingen darauf aufmerksam und dieser sagte ihm den gesetzlichen Ersatz zu. Auf unserem Flughafen bei Munkács erschien Linsingen eines Tages mit Sven Hedin, der die deutsche Ostfront bereiste und darüber 1916 bei F. A. Brockhaus in Leipzig ein Buch erscheinen ließ.

Der Bürgermeister von Munkács, Bay Gabor, war ein rassistolzer Magyare, der wie jeder echte Ungar gern davon sprach, dass seine Vorfahren mit Arpad in das Land gekommen seien⁵. Bei ihm traf man sich auf dem Rathause nachmittags zu einer Tasse Kaffee, die er auf türkische Art bereitete. Gelegentlich setzte er uns auch ein Gläschen sechsbüttigen Tokaier vor. Er vermittelte uns auch die Kenntnis der prächtigen bunten Miskolczer Seidenstickereien. Des Abends saßen wir oft beim Stern an der Fö utca, tranken Szamorodner Tokaier und hörten der Zigeunerkapelle zu. Ab und zu wurde auch einer von uns „mulattiert“, d.h. der Geiger trat zu ihm an den Tisch und spielte ihm besonders auf, was eine besondere Vergütung erforderte.

Auf der Fö utca in Munkács traf ich eines Tages Fritz Eckstein, dem ich in seiner Quartanerzeit Privatunterricht erteilt und für seine Zukunft nichts Gutes prophezeit hatte. Er kam aus der Heimat, wo er die in den Karpaten erfrorenen Füße geheilt hatte, und war wieder auf dem Wege in die Berge. Ich nahm ihn mit in unser Kasino, wo er mit dem Hauptmann Wagenführ bekannt wurde. Das öffnete ihm den Weg zur Fliegertruppe. Er hat später sein wenig rühmliches Leben mit dem Heldentode fürs Vaterland bei einem Bombenfluge gegen Paris abgeschlossen.

Unserer Tischgesellschaft hatte sich der Hauptmann Wagenführ angeschlossen, der die Stelle des Staboffiziers der Flieger bei der Südarmee inne hatte (Stofl. Süd). Er zeigte sich als kluger und lebenskundiger Mann, war frei von kleinlichem Kommissstone und angenehm im Umgange. Ich sammelte damals den Wortschatz der Fliegersprache, um ihn in einer sprachwissenschaftlichen Fachzeitschrift zu veröffentlichen. Der Gedanke war Herrn Wagenführ durchaus sympatisch. Er hat deshalb beim Sammeln geholfen. Die Zeitschrift für deutsche Wortforschung, die Kluge in Freiburg herausgab, war eingegangen. Ich habe den Aufsatz über die Feldfliegersprache auf den Rat von Alfred Götze deshalb an Hofstetters Zeitschrift für den Deutschunterricht gegeben, in der er 1915 auf Seiten 464/68 und S. 544 abgedruckt ist. Als weitere Tischgenossen erschienen ab und zu eine Ungarin und ihre Tochter Rozsika. Auch Fräulein Rozsika leitete ihre Gespräche durch den Satz ein: „Meine Vorfahren sind mit Arpad in das Land gekommen.“ Ferner hatte sich bei uns der Hauptmann Sztrazsowec eingefunden. Er war Slowake von Nationalität, Ungar von Staatsangehörigkeit und Berufsoffizier im k. und k.-gemeinsamen Heere. Er erzählte mir, dass er in Leipzig an der Hochzeit der Dora Klinkhardt, der Tochter des Kommerzienrates Bruno Klinkhardt mit dem bayerischen Infanterie-Leutnant Adam Zettner teilnahm. Früher hatte er nämlich in Eger gestanden und von dort aus mit dem Offizierskorps des bayrischen Infanterie-Regimentes in Bayreuth verkehrt. Die politische Umbildung der deutschen Offiziere führte zu manchen gesellschaftlichen Schwierigkeiten im Verkehr mit den Offizieren des verbündeten Heeres. Dass Österreich-Ungarn ein Nationalitätenstaat war, war nur wenigen geläufig. Dass die Tschechen eigene Wege gingen, hatte schon 1409 zur Gründung der Universität Leipzig und zu den Hussitenfeldzügen geführt. Dass es aber auch Slowaken gab und dass diese nicht nur mit Ratten- und Mausefallen hausierten, sondern nationale Ziele verfolgten, war den deutschen Offizieren gänzlich unbekannt. Bei einem kleinen Wohltätigkeitsfest in Munkács begegneten wir gar jungen Damen slowenischer Nationalität. Da war es nun für einen deutschen Offizier mit der Normalbildung vollends schwierig, nicht durch ungeschickte Äußerungen anzustoßen. Ich habe gelegentlich gestaunt, was an täppischen Bemerkungen von deutschen Offizieren geleistet wurde, und mit welcher Selbstbeherrschung Slowaken, Slowenen, Polen, Russen und so weiter solche gesellschaftliche Verstöße aufnahmen. Mit Belehrung der Kameraden war nichts zu erreichen.

⁵ *Árpád, erster Großfürst der ungarischen Stämme, um 890 bis 907, führte die Magyaren nach unglücklichen Kämpfen mit Bulgaren und Petschengen nach dem heutigen Ungarn. Seine Dynastie herrschte bis 1001 als Großfürsten, dann bis 1301 als Könige.*

In Ungvar (tschechisch Ushhorod, ukrainisch Ushgorod) (*Uzgorod*) befand sich die Etappeninspektion der Deutschen Südararmee Linsingen. Etappeninspekteur war ein Oberst von Oelsnitz. Als ich mit einem Kameraden gelegentlich in Ungvar zu tun hatte, nahmen wir am Mittagstisch der Etappeninspektion teil. Dort traf ich den Rittmeister der Landwehr-Kavallerie Weinschenk aus Wachau bei Leipzig. Unsere Väter waren befreundet. Nach dem Tode des alten Herrn hatten die Erben das Rittergut Wachau an die Stadt Leipzig verkauft. Der Rittmeister d.L.K. hatte es gepachtet. Ich fragte ihn, wer seine Klitsche daheim bewirtschaftete. Er sagte: „Meine Frau; die versteht es besser als ich“. Weinschenk leitete dort ein Remontedepot. Frau Weinschenk ließ im Herbst eine Herde Schweine auf den Stoppelfeldern weiden. Das fiel auf, weil es in der Leipziger Pflege nicht üblich, aber bei der zunehmenden Futterknappheit zweckmäßig war.

Am 6. April 1915 flog ich mit Braune zu Erkundung über den Uzsoker Pass auf Sambor zu. Ich hatte einige Aufnahmen gemacht. Als wir etwa 30 km hinter der russischen Front waren, zeigte mir Braune plötzlich, wie der Tourenzähler nachließ. Er drehte schleunigst um. Zum Heimfluge hatten wir glücklicherweise Rückenwind; wir verloren aber ständig an Höhe. Wir mussten sehr niedrig über die vordersten russischen Gräben hinwegfliegen und bekamen Gewehrfeuer, ohne dass uns freilich Schaden geschah. In der Nähe des Uzsoker Passes flogen wir über eine Bodenwelle und bogen dann links um, wo ein geeignetes Gelände für eine Notlandung zu sein schien. Als Braune aufsetzen wollte, griff ich rasch nach meiner Bildkammer. Ich wollte verhüten, dass beim harten Aufsetzen die Platten zerbrachen. Kaum hatte ich die Bildkammer aufgenommen, als das Flugzeug sich auch schon im tauenden weichen Schnee festfuhr und Kopf stand. Ich schlug mit dem Kopfe gegen die Karosserie und brach mir einen unteren Schneidezahn ab. Sonst war aber alles glatt gegangen. Der Motor hatte das Kühlwasser verloren und war hinüber. Die Russen funkten mit Schrapnells nach der Stelle, wo sie uns hinter der Höhe hatten verschwinden sehen. Wir bauten unser Flugzeug ab und begaben uns zu dem ungarischen Feldmarschallleutnant von Planck zur Meldung. Der alte Herr befehligte in dem Abschnitt am Uzsoker Pass eine Division. Er saß auf seinem Beobachtungsposten in einem unbespannten Schlitten in der Frühlingssonne. Wir mussten auf der Schlittenbank ihm gegenüber Platz nehmen und berichten, was wir drüben gesehen hatten. Nach erstatteter Meldung kurbelte der Rittmeister Egan (ein Beamter des ungarischen Ackerbauministeriums und Bruder des deutschen Herrenreiters von Egan-Krieger), seinen Kraftwagen an und fuhr uns hinab nach Uzsok, wo wir beim Generalkommando meldeten. Der Feldmarschall-Leutnant von Szurmai empfing uns mit einer herzlichen Umarmung, hörte unsere Meldung und ließ uns dann mit an seinem Tische verpflegen. Er duzte nach österreichischem Brauche die Offiziere seines Stabes, uns siezte er. Deutscher Verbindungs-offizier beim Generalkommando Szurmai war ein Prinz Wied, der Bruder des Fürsten von Albanien. Er nahm sich unser in freundlicher Weise und ohne fürstlichen Dünkel an. Die Nacht verbrachte ich im Pfarrhause von Uzsok auf einer schmalen Bank. Vor Kälte schützte mich die Ausdünstung der fünf Pferde, die im Nachbarzimmer untergebracht waren. Am nächsten Morgen holte uns ein Personenkraftwagen unserer Abteilung ab, die übrigens inzwischen die Nr. 59 erhalten hatte. Wir hatten nun noch eine Meldung beim Armeeoberkommando Süd zu erstatten.

Als der Frühling ins Land zog und der Himmel blaute, bliesen gelegentlich von Osten her über die Karpaten starke Stürme. An einem wunderschönen Frühlingstage stieg ich mit meinem Kameraden Götte als Flugzeugführer von Munkács auf, um über dem Zwininabschnitt, über Tuchla und Tucholka zu erkunden. Gleichzeitig stieg ein zweites Flugzeug unserer Abteilung auf. Götte und ich pflegten uns in der Ebene vor den Bergen hochzuschrauben und uns erst gegen Osten zu wenden, wenn wir hoch genug über den Gipfeln waren. Das wollten wir auch an jenem Tage tun. Wir stiegen gut. Als der Höhenmesser etwa 2500 Meter anzeigte, drehten wir gegen die Front. Wir stiegen höher und höher, kamen aber nicht vorwärts. Ich blickte hinunter und sah unter uns unseren Flugplatz. Ich klopfte Götte, der bei der damaligen Anordnung vor mir hinter dem Motor saß, auf die Schulter und deutete hinab. Er guckte zwar hinunter, zeichnete aber nicht. Wie er

mir später sagte, hatte er unseren Flugplatz für den der Nachbarabteilung gehalten. Ich klopfte ihn nochmals auf die Schulter und wies ihm die Munkács-Burg. Wir waren 3000 Meter hoch. Als Götte die Munkács-Burg erkannte, nahm er das Gas weg und ging im Gleitflug auf unseren Flugplatz nieder. Unser 100 PS-Mercedes-Motor war nicht stark genug, um gegen den Frühlingssturm anzukommen. Wenige Minuten nach uns traf das zweite Flugzeug ein, das mit uns aufgestiegen war. Seine Besatzung war im Latorcatale aufwärts geflogen, dabei auch im Windschatten der Berge vorwärts gekommen und allmählich gestiegen. Als sie über die Bergkämme emporstiegen, fasste sie der Gegenwind und drückte sie mit der Front nach dem Feinde rückwärts. Sie kehrten deshalb um. Auch ihr Mercedes-Motor war schwächer als der Lenzwind.

Im Mai, als endlose Schwärme von Wildgänsen gegen die Karpaten geflogen waren und der Schnee nur noch auf den Nordhängen der höchsten Gipfel lag, wurde zum Uzsoker Pass hinauf eine österreichische dicke Bertha (38 cm-Mörser) geschafft. Von den Vorbereitungen zum Vorstoß zwischen Gorlice und Tarnow (*nördlich der Karpaten*), der unter Führung von Mackensen auf den 2. Mai 1915 angesetzt war, hörten wir zunächst nichts. Es verstand sich aber von selbst, dass sich dieser Vorstoß auch an unserer Front auswirken musste. Bei einem Erkundungsfluge im Mai 1915 geriet ich in eine Rauchsäule und sah auch sonst noch verschiedene Brände. Die Russen zogen sich also zurück und vernichteten, was nicht in unsere Hand fallen sollte. Als die dicke Bertha am Uzsoker Pass schießen wollte, fand sie verlassene Stellungen. Dieser Gang der Ereignisse hinderte Herrn von Linsingen nicht, im Heeresberichte zu melden, dass er „die Russen aus den Karpaten geworfen“ hätte. Das war also die vollmundige Art der neuen Ära.

Die Russen hatten den Boden Ungarns geräumt. In Munkács wurde illuminiert. Die Einwohner, die uns gewiss zeitweilig nicht gern gesehen hatten, maßen uns ein gewisses Verdienst daran bei, dass Ungarn vom Feinde befreit war.

Jetzt begann ein Stück Bewegungskrieg. Wir rückten über die Karpaten. Am 16. Mai 1915 flog ich mit dem Leutnant der Reserve Stehle von Munkács über die Karpaten. Am 22. Mai 1915 schrieb ich von Stynawa nizna aus an meinen Freund Georg Merseburger, der bei einem Landsturmabataillon in Marienbourg in Belgien stand, den nachstehenden Brief:

„Lieber Georg, natürlich werfen wir auch Bomben und Fliegerpfeile. Wenn Du Dich aber mit Ballistik beschäftigst, wirst Du bald einsehen, wie wenig Zweck es hat, auf Ziele, die kleiner als eine Mittelstadt sind, Abwurfgeschosse zu schleudern. Die Flugbahn wird bestimmt durch die Schwerkraft, die Eigengeschwindigkeit des Flugzeuges und den Wind. Nun ziele bitte schön aus der kriegsmäßigen Höhe von 2000 m! Neulich, am 18. Mai, wurde ein Geschwaderflug veranstaltet, um einen lästigen Fesselballon bei Stryj zu vernichten. Einsatz: 5 Flugzeuge mit je einer 10 kg-Bombe und je 25 Fliegermäuschen (Handgranaten). Ergebnis: Der Fesselballon arbeitet heute noch; aber eines unserer Flugzeuge mit zwei prächtigen Menschen an Bord ist geblieben. Der Beobachter des wahrscheinlich hinter den russischen Linien brennend abgestürzten Flugzeuges hatte sich auf Grund reicher Feldzugserfahrungen kurz zuvor sehr entschieden gegen die Bombenwerferei als zwecklose Kundgebung ausgesprochen⁶.

Man veranlasst nämlich dadurch nur die Aufstellung von Abwehrkanonen und einen solchen Einbau von Haubitzen, dass gut nach oben und weit seitwärts gerichtet werden kann. Dabei wird aber doch die allein wichtige Beobachtung gestört. Man muss immer Kurven fliegen und den Sprengpunkten ausweichen. Ein ruhiges Photographieren ist dann kaum mehr möglich. So gings

⁶ Inzwischen ist ja die „Bombenwerferei“ alles andere als eine zwecklose Kundgebung. Fliegerpfeile waren die Vorläufer der Bomben; es waren bleistiftgroße Metallgeschosse. Die Darts-ähnlichen Stifte wurden zu Beginn des Ersten Weltkrieges von den Kriegsflugzeugen abgeworfen. 1915 oder 1916 beschrieb Robert Musil ihren freien Fall: „Man hört es schon lange. Ein windhaft pfeifendes Geräusch. Immer stärker werdend. Plötzlich fuhr es unmittelbar neben mir in die Erde. Als würde das Geräusch verschluckt. 'Ein Fliegerpfeil', sagt einer, 'wenn der trifft, geht er vom Kopf bis zu den Sohlen'“.

uns über dem Wolosatetal am Uzsoka-Pass. Anfänglich kriegten wir nur wenige Schüsse. Dann musste aber eins unserer Flugzeuge Bomben dort abwerfen. Als ich dann wieder hin kam und neue Batteriestellungen photographieren wollte, richteten sich sämtliche Feuerschlunde des Tales auf mich. Zwischen den Sprengwolken musste man nun umhertanzen und konnte nicht in Ruhe arbeiten. Die Russen schossen von Tag zu Tag besser auf uns. Besonders war eine Batterie nördlich von Uzsok, die es recht gut herausbrachte und ihre Sprengpunkte so hoch brachte, dass sie etwas über dem Flugzeug standen und die Explosion durch den Motor hörbar wurde. Ihr Feuer war die Ursache, dass ich eine Batterie an der Kiczera sokilska erst beim dritten Fluge ordentlich auf die Platte kriegte.

Jetzt sind wir infolge des Vordringens unserer Truppen über den Dunajec und zum San auch hier vorangekommen. Am 16. Mai bin ich von Munkács über die Karpaten geflogen. Wir stehen jetzt vor der Stryjfront in Ostgalizien. Ich flog wiederholt zum Dnjestr und habe die Eisenbahnen und Straßen nach Lemberg erkundet. Die Russen leisten hier vor den Karpaten erbitterten Widerstand. Warum sie im Winter das Gebirge hielten und im Frühjahr in die Ebene gingen, ist eigentlich schwer zu verstehen.

Die Niederschrift dieses Briefes musste ich unterbrechen, weil mich der Abteilungsführer abrief, um eine Grabstelle für den gestern bei einem Probeflug abgestürzten Kameraden Hansmann zu erkunden. Wir waren auf dem Ortsfriedhofe, wo eine neue orthodoxe Kirche - wohl auf Veranlassung und Kosten der Russen - gebaut wurde. Wir holen von dem angefahrenen Bauholz jetzt die Bretter, um Buden und so weiter zu bauen. Die österreichisch-ungarischen Bundesgenossen nehmen die Balken weg, um damit die von den Russen gesprengten Brücken wieder herzustellen. Wir trauen deshalb dem ruthenischen Ortsgeistlichen und seiner Gemeinde keine rechte Grabpflege zu und zogen deshalb einen Wiesenhang hinter dem von einem Juden gepachteten Meierhofe als Begräbnisplatz vor.

Die Ruthenen sind sehr russophil. Der Bürgermeister von Munkács, der früher Stuhlrichter in Szolyva war, hat in seinem früheren Amte monatliche Geldzahlungen an die ruthenischen Geistlichen festgestellt, die von der russischen Regierung kamen und zwar jedes Mal am 5. des Monats. Besonders belastet war der Pfarrer von Isza bei Huszt.“

Unseren ersten Flugplatz wählten wir nach der Karte bei Synowecko unweit der Stelle, wo der Stryj-Fluss aus den Bergen in die ostgalizische Ebene tritt. Die Stadt Stryj war noch in der Hand der Russen. Um sie wurde nunmehr gekämpft. Wir quartierten in einem Meierhofe in der Nähe des Flugplatzes und lernten zum ersten Male einen jüdischen Rittergutspächter kennen. Zunächst operierte das Armeekommando Süd Linsingen gegen Stryj. Was Herr von Stolzmann und Herr Klette ausgedacht hatten, führte zu sehr starken blutigen Verlusten, aber zu keinem erwünschten Ergebnisse. Hiernach wurde das bayerische Generalkommando Graf Bothmer mit einer Operation gegen Stryj betraut. Der Graf Bothmer war zwar Generalkapitän der Hartschiere des Königs von Bayern, also Hofgeneral, trotzdem aber ein schlichter Mann. Sein Stabschef war der Oberstleutnant Hemer, sein I a der Major Herrgott, beide kluge Leute. Den Telephondienst, der uns mit dem Major Herrgott verband, nannten wir Petrus.

Der Hauptschlag gegen Stryj wurde an einem prachtvollen Maitage geführt. Das operierende Generalkommando hatte sich auf einem Hügel, einem Ausläufer der Karpaten, einen Beobachtungsstand gesucht. Dort waren auch Linsingen, Stolzmann und Klette als Schlachtenbummler eingetroffen. Ich war mit einem Flugzeuge für diesen Tag dem Generalkommando Bothmer als Beobachter zugeteilt und musste mich vom frühen Morgen ab mit auf dem Feldherrenhügel aufhalten. Vor dem Feldherrenhügel lag ein größeres Ruthenendorf mit einer besonders ansehnlichen Kuppelkirche. Auf diese neue Kirche deuteten die Landeskundigen mit dem Worte: „Bobrinsky-Geld“. Der Graf Bobrinsky war in Petersburg der Schatzmeister der Panslawisten,

die in Ostungarn und Ostgalizien die griechisch-katholischen Geistlichen mit reichen Geldmitteln versahen und damit Einfluss auf die Bevölkerung zu gewinnen suchten. Kurz vor dem Kriege waren russophile Umtriebe in Isza in Ungarn aufgedeckt worden. Bey Gabor hatte uns in Munkács berichtet, dass die Geistlichen, die Bobrinsky-Geld nahmen, nach Amerika flohen.

Der Major Herrgott zögerte lange, ehe er mich auf Erkundung fliegen ließ. Ich sprach deshalb schon gegen acht Uhr früh bei ihm vor und verwies ihn auf die Haufenwolkenbildung und die dadurch drohende schlechte Sicht. Er hielt einen Aufklärungsflug noch nicht für nötig. Als mich der Hunger ankam, wandte ich mich abermals an Herrgott, zunächst wegen eines Fluges, dann um Rat wegen meiner Verpflegung. Herrgott wies mich auf die Frühstückskörbe des Generalkommandos hin. Ich habe mich schleunigst an denselben Fresskorb gehalten, in den der Graf Bothmer und der Prinz Georg von Bayern griffen. Der Graf Bothmer lud mich dazu in Erkenntnis der dienstlichen Notwendigkeit freundlich ein. Auch meinem Flugzeugführer, - ich weiß nicht mehr, ob es der Leutnant Stehle oder der Sergeant Malchow war - verschaffte ich die nötige Atzung. Der Prinz Georg von Bayern las während der Schlacht bei Stryj auf dem Feldherrnhügel die Woche. Er war dem Generalkommando Bothmer als Ordonnanzoffizier, also als Stabsdrohne, zugeteilt und trug Majorsuniform. Man raunte, seine Frau, eine österreichische Prinzessin, habe ihn in der Hochzeitsnacht verlassen. Dieses Gerücht fand ich im Gothaischen Hofkalender von 1916 bestätigt. Dort las ich, dass das Bayerische Oberste Landesgericht seine am 10. Februar 1912 geschlossene Ehe mit der Prinzessin Isabella von Österreich am 17. Januar 1913 für nichtig erklärte und der Römische Stuhl am 5. März 1913 vom Bande löste. Er wurde am 19. März 1921 katholischer Priester und Doktor des Kanonischen Rechts. Erst gegen Abend, als die Haufenwolken etwas zergingen, trug mir der Major Herrgott auf, im Raume um Stryj auf Truppenbewegungen, insbesondere den Anmarsch von Verstärkungen zu erkunden. Ich konnte derlei nicht feststellen. In jenen Tagen hatte ich auch die Meldung über einen Erkundungsflug dem benachbarten ungarischen Generalkommando Szurmai nach Drohobycz (*Drogobyc*) zu überbringen. Ich konnte bei Tage nicht außen vor den Karpaten entlang fahren, weil die Straße von den Russen eingesehen und beschossen wurde. Darum fuhr ich den Stryjfluss aufwärts in die Berge hinein, kreuzte ihn und fuhr dann in einem Bachtale aufwärts über einen Pass nach Tustanowice, Boryslaw und von da nach Drohobycz. Als wir an die Furt im Stryjfluss kamen, hielt ich mit meinem Kraftfahrer Rat. Vor uns wateten zwei Juden hindurch. Hinter uns kam ein ruthenischer Bauer mit seinem Pferdewagen. Mein Kraftfahrer schätzte die Wasserhöhe und meinte, dass wir wohl ohne Schaden für den Motor durchkommen würden. Er schlug vor, schleunigst loszufahren, damit wir noch vor dem Ruthenen in die Furt kämen und dessen Vorspann benutzen könnten, wenn wir im Flusse stecken blieben. So schien mirs richtig. Glücklicherweise brauchten wir aber den Vorspann nicht. Unser Freund Szurmai hieß mich herzlich willkommen. Ich blieb, weil die Abendmeldungen noch nicht herein waren, zum Abendessen und traf außer anderen Zeitungsleuten den Hauptschriftleiter Limann von den Leipziger Neuesten Nachrichten, der mit meinem Vetter Hermann Mothes in Kottbus auf dem Gymnasium war. Der alldeutsche Limann musste natürlich auch bei den Ungarn, deren Mentalität er ganz und gar nicht kannte, eine imperialistische Tischrede halten, und dabei von der Nibelungentreue reden, was mir gegenüber den Leuten, deren Vorfahren mit Arpad in die Theißebene gekommen waren, wenig angebracht erschien. Der Vater Szurmai ignorierte denn auch in seiner Antwort die Nibelungentreue gänzlich und dankte den Herren von der Presse für die Abwechslung und Anregung, die sie ins Kriegslager brachten. Nach Einbruch der Nacht fuhr ich mit abgeblendeten Lichtern die Straße vor den Karpaten nach dem Flughafen zurück. Ich musste dabei durch ein großes Ruthenendorf fahren, das von den Ungarn besetzt war. An den Ortsausgängen standen ungarische Posten. Mir ist es, als hätte mir Szurmais Generalstabsoffizier die Parole mitgeteilt. Genau weiß ich jedoch, dass ich mehrere Posten mit den Worten passierte: „Nemteto magyarul“, worauf mich die Posten ziehen ließen, indem sie antworteten: „Nix deutsch!“

Nach diesen Kämpfen räumten die Russen am 31. Mai 1915 die Stadt Stryj. Wir konnten dort

einrücken und bezogen einen Flugplatz dicht vor der Stadt. Auf diesem Flugplatze explodierte eine Kiste mit Fliegermäuschen, die auf einem Lastkraftwagen verladen war. Der Ingenieur Nehlen, der diesen Lastwagen als Gefreiter steuerte, lenkte den Wagen mit großer Besonnenheit abseits und entfernte sich erst von ihm, als keine Gefahr mehr für Menschen bestand. Ich nahm mit Stehle zusammen Quartier bei der deutschen Kolonistenfamilie Görtz, deren Gehöfte im Nachbardorfe während der Schlacht bei Stryj in Flammen aufgegangen waren. Eben war ich in dieses Quartier eingezogen, als ein Landwehrkavallerist mit der sächsischen Dienstschnalle durch den Vorgarten kam. Es war Moritz Becker, Mitinhaber der Rauchwarenfirmer Heinrich Lomer und Lomer & Co. in Leipzig, mit dem ich einige Jahre die Bänke der Nikolaischule gedrückt hatte. Ich rief ihm zu, dass das Quartier belegt sei. Er kam gleichwohl einen Sprung zu mir herein. Wir begrüßten uns herzlich. Er klagte mir sein Leid über seine Vereinsamung. Bei seiner Kolonne hatte er nur einen Feldwebelleutnant, der als Militäranwalt mittlerer Beamter des Amtsgerichts Leipzig war. Ich lud ihn zu unserer Offiziersmesse ein, wo er sich sichtlich wohl fühlte.

Die Russen verwendeten in der Schlacht bei Stryj einen Fesselballon, gegen den ein Flugzeug mit Leutnant der Reserve Michel als Flugzeugführer und Leutnant Görhardt, dem Sohn einer Pastorenwitwe, als Beobachter angesetzt wurde. Sie nahmen zur Bekämpfung des Fesselballons sogenannte Fliegermäuschen, kleine Bomben von etwa 0,5 kg Gewicht mit. Michel und Görhardt kehrten von dem Fluge nicht zurück. Nach der Einnahme von Stryj habe ich mit Hauptmann Lohmann, einem Örtelsburger Jäger, der inzwischen als Abteilungsführer an die Stelle des Hauptmanns Keller getreten war, ihre Gräber gesucht und ermittelt, wobei uns deutsche Kolonisten bereitwillig zur Hand gingen. Mit voller Gewissheit konnten wir nicht feststellen, ob das Flugzeug von den Russen abgeschossen wurde, oder ob die Fliegermäuschen explodiert sind. Diese Munition wurde bald darauf wegen ihrer Unzuverlässigkeit gänzlich zurückgezogen. Walter Braune hielt es für möglich, dass den beiden Abgestürzten Görhardts Gepflogenheit zum Verhängnis wurde, nach beendeter Erkundung eine Zigarette anzuzünden. Den besten Aufschluss gab uns der Wirtschaftsgehilfe Dmeter Ulak, der bei einem deutschen Kolonisten in Stellung war. Auf einer Fahrt im Wanderer-Zweisitzer fuhren wir uns fest im Moor. Die deutschen Kolonisten spannten vier Ochsen vor und zogen uns heraus. Das misslang erst einmal, weil Hauptmann Lohmann den Motor anspringen ließ, als die Ochsen anzogen. Die armen Tiere erschrakten und zerrissen das Geschirr. Wir haben den Bauern den Schaden aus unserer Tasche ersetzt.

Als die Russen Drohobyz am 16. Mai 1915 verließen, zündeten sie ein oder zwei der großen eisernen Erdölbehälter an. Diese sandten eine mächtige schwarze Rauchfahne in die Lüfte, die sich vom Ostfuße der Karpaten bis über den Dnjester hinzog. Bei einem Erkundungsflug geriet ich in diese Rauchfahne und musste mir nach der Landung die Russflocken aus dem Gesicht wischen. Der eine der eisernen Behälter war infolge der Erhitzung offenbar weich geworden und hatte sich arg verbeult, wie ich bei meinen späteren Anwesenheiten am Orte feststellte.

In Stryj stand ein Denkmal des Jan Kilinski. Ich erkundigte mich nach den Verdiensten dieses Mannes. Er war Schuhmacher in Warschau und kämpfte gegen Habsburg für ein unabhängiges Polen. Es war eine Eigenheit der Doppelmonarchie, dass man in den Gebieten der verschiedenen Nationalitäten Denkmäler der nationalen Märtyrer fand, die sich gegen die Zentralgewalt und die Monarchie auflehnten.

Als ich von unserem neuen Flugplatze bei Stryj früh kurz nach Sonnenaufgang auf Erkundung in den Raum südöstlich Stryj flog, sah ich die Russen in langen Kolonnen auf mehreren Parallelstraßen abrücken. Hauptmann Lohmann empfing mich, als ich vom Flug zurückkam. Ich sprang aus dem Flugzeuge und rief ihm zu: „Sie rücken ab! Hurrah, sie rücken ab!“ Ich fuhr schleunigst nach der Ruska Bursa zu dem Oberkommando nach Stryj hinein, traf dort aber in der frühen Stunde keinen Generalstabsoffizier.

Nachdem wir von Stryj aus vorgerückt waren, lagen wir zunächst kurze Zeit in dem ausgeräumten Herrenhause eines Rittergutes. Von da aus verlegten wir unseren Flughafen nach einem kleinen Meierhofe inmitten von Wiesen. Ich hauste dort in einer Vorratskammer, die nur ein kleines quadratisches Fenster hatte. Meine Bettstelle war eine Futterkiste. Darauf lag eine Matratze und auf dieser mein Schlafsack. Einen Waschständer hatte ich noch gefunden, in den ich mein Gummiwaschbecken setzte.

In diesem Flughafen erschien Dr.-Ing. Rottgardt im Auftrage der Inspektion der Flieger, um uns mit dem Funkgerät nach dem System Dr. Friedrich Huth & Co. vertraut zu machen. Dr.-Ing. Rottgardt stand gleichzeitig im Dienste der Firma Dr. Friedrich Huth & Co. und erhielt für die an die Fliegertruppe gelieferten und von ihr abgenommenen Geräte Provision. Diese und ähnliche Zustände hat allerdings erst später Major Hähnel aufgedeckt.

Um jene Zeit war es auch, dass die Begeisterungsknüppel aus der Front gezogen wurden. Eines Tages, als ich zur Meldung oder zum Befehlsempfang zum Generalkommando Bothmer fuhr, begegnete mir ein Zug Infanterie mit dem Leutnant Fritz Eckstein, der die Fahnen zum Generalkommando brachte, das sie wohl unfeierlich in die Heimat verfrachtet hat. Ob ich im Vorüberfahren die schuldige Ehrenerweisung gemacht habe, weiß ich nicht mehr. Möglicherweise habe ich sie für überständige Symbole gehalten und den Kriegsdienst für wichtiger.

Nun kommt ein eigenartiger Kriegsabschnitt, der uns dienstliche Erlebnisse brachte, wie sie für die Zeit Wilhelms II. eben kennzeichnend sind. Die Firma Linsingen, Stolzmann und Klette wollte die Russen von Süden nach Norden aufrollen. Der Sieg Hannibals am Aufidus bei Cannae ließ sie nicht schlafen und Schlieffens Geist ging in ihren Köpfen um. Sie machten nun etwas, was weder Hannibal noch Schlieffen je gemacht hätten. Sie klappten nämlich die Front gegenüber dem Eisenbahnknotenpunkt Chodorow auf. Dort liefen die Bahnlinien Chodorow-Lemberg-Rohatyn-Tarnopol mit der Linie Chodorow-Halicz, die Stadt, die dem Lande Galizien den Namen gab, und die Linie Chodorow-Stryj zusammen. Dahin konnten die Russen damals Truppen sowohl von Lemberg her als auch von Tarnopol oder Podwoloczyska her werfen, und sie taten es auch. Diese Truppen stellten wir Flieger von der Abteilung 59 und ebenso die Flieger von der Abteilung 54 zunächst in und bei Chodorow, auch bei der Zuckerfabrik auf dem linken Dnjestrufer, dann aber auch diesseits des Dnjestr in der Gegend von Mikolajow fest. Den Herren Stolzmann und Klette waren unsere Meldungen von wegen Cannae sehr unangenehm. Meinen Kameraden Fritsch wollten sie wegen einer solchen Meldung nervenärztlich untersuchen lassen. Einen Beobachter von der Abteilung 54 bedrohten sie, wenn ich mich recht erinnere, mit einem kriegsgerichtlichen Verfahren. Wir ließen uns jedoch nicht so beirren wie deutsche Botschafter und Attachés, sondern meldeten, was wir wirklich sahen, und nicht, was Stolzmann wünschte, das wir sehen möchten. Mit dem Cannae am Dnjestr wurde es nichts. Bei Zurawno war die Gruppe des Generalkommandos Graf Bothmer am 9. Juni 1915 über den Dnjestr gegangen. Ich musste nach einem Erkundungsfluge am Brückenkopf bei Zurawno landen und zwar auf einem alten russischen Flugplatze, den wir früher photographiert hatten. Dort fand ich am 10. Juni 1915 ein kleines Schlamassel. Auf der Behelfsbrücke über den Dnjestr kamen die deutschen Kolonnen zurück. Im Orte standen die Feldpost und andere Fahrzeuge bespannt, bereit zur Abfahrt. Im Schlosse empfing mich weder der Stabschef Hemer, noch der I a Herrgott, sondern I c Hauptmann Fischer, der mich sogleich fragte, ob ich wieder zurückfliegen würde. Den Major Herrgott sah ich am Fernsprecher schwitzen und hörte, wie er Rückzugbefehle erteilte. Der Oberleutnant Hemer war in sichtlicher Erregung und der Kommandierende, Graf Bothmer, saß, scheinbar das Gesicht wählend, aber doch merklich verlegen, im Schaukelstuhl. Als ich mich meiner Meldung entledigt hatte, ging ich sofort wieder zu meinem Flugzeuge. Inzwischen war ein russischer Fliegerkamerad über der Szene erschienen und versuchte, die Behelfsbrücke mit Bomben zu treffen, was bei der Kleinheit des Zieles ein vergebliches Bemühen war. Die Abwehrgeschütze funkten heftig nach dem russischen Flieger. Die Sprengstücke ihrer Schrapnells und Granaten fielen laut

rauschend herunter. Da es eilig war mit dem Wegfliegen, so wollte es die Tücke des Objekts, dass unser Motor ewig nicht ansprang. Endlich tat er es doch. Wir gelangten heil in unseren Fughafen bei dem Meierhofe in den Wiesen mit den krebsreichen Bächen und Gräben. Das Generalkommando Bothmer ging schließlich so eilig aus Zurawno zurück, dass es nicht einmal seinen Vorrat an bayerischem Bier mitnahm, sondern den Russen überließ.

Die Russen, die Linsingen, wie er sich schmeichelte, aus den Karpaten geworfen hatte, gingen in der Folgezeit planmäßig zurück. Wir rückten ohne neue Aufrollversuche nach und lagen für kurze Zeit in Chodorow, jenem Eisenbahnknotenpunkt, von dem aus die Russen den Herren Stolzmann und Klette das geplante Cannae vereitelt hatten. Von Chodorow rückten wir vor nach Rohatyn, einem Städtchen, das eine Geweihstange (rog) im Wappen führt. Wir waren in den Hochsommer hineingekommen. Die Seuchen grassierten: Ruhr, Typhus, Cholera. Wir drängten selbst auf Impfung gegen Typhus und Cholera und ließen auch nach Möglichkeit unsere Quartierwirte mit auf Reichskosten impfen. Ich wohnte bei einem Landgendarmen im Ruhestand, der Ruthene war und deshalb ein Bild des Taras Schewtschenko in seiner Wohnstube hängen hatte. Die Polenwohnungen erkannte man am Bilde des Adam Nickiewicz, die der Juden am Bildnis des Moses Montefiore, des Moritz Baron Hirsch und gelegentlich auch des Sammelbildes auf die Affäre Dreyfuss, während Theodor Herzl, der Begründer des Zionismus, selten vorkam. Unser Kasino richteten wir im ruthenischen Gymnasium im Rohatyn ein. Mit dem Flugplatze suchten wir auf einer großen Wiese vor der Stadt Anlehnung an ein Gehöfte, das oben auf einem Hange lag. Wir hielten es für vorteilhaft, dem Brunnen im Gehöft näher zu sein. In dem Hofe starb jedoch ein Mann an Cholera. Wir bauten deshalb unseren Flughafen in eine entferntere Ecke der großen Wiese. Die Grundbegriffe der Hygiene waren unseren Mannschaften fremd. Eines Tages erwischte ich einen unserer Leute, die Fernsprechleitungen legten, wie er aus dem Straßenstaube eine Birne auffas und verzehrte. Ich verwies ihm das entschieden. Er verstand meine Sorge aber nicht. Pünktlich erkrankte er an Typhus und kam nach der Heimat. 1918 ließ er sich als Unteroffizier und Jagdflieger bei mir in Le Château melden. Inzwischen war er sich über die Gründe meiner eindringlichen Belehrung klar geworden. Ich selbst erkrankte in Rohatyn am Brechdurchfall unter schweren Fiebererscheinungen. Meine Kameraden holten mir den Arzt von der Krankentransportabteilung am Bahnhofe. Als dieser an mein Bett trat, gabs ein freudiges Wiedersehen. Es war Fritz Grohmann, mein Mitschüler, der mich nun einige Tage betreute und annahm, dass ich mich mit Wurst vergiftet hätte. In der Heimat hatte man ja damals das Schwein für die siebente Großmacht erklärt, die umgebracht werden müsse, weil sie zu viel fresse. So bekamen wir massenweise Schinken in Dosen und Dauerwurst ins Feld. Meine Kameraden, auch der Feld-Photogrammeter Wilmsmeyer berichteten mir, wenn sie vom Lebensmittelempfang kamen, von größeren Mengen Dosenschinken, die, weil bombiert, vergraben werden mussten (*Bombage ist innerer Überdruck infolge mikrobieller Zersetzung*). Ich war wahrscheinlich nicht mit Botulinus, sondern mit Paratyphus angesteckt. Ich erholte mich nach wenigen Tagen und war nur „revierkrank“. Erst später zeigten sich Nachwirkungen.

Die Zivilbevölkerung in Rohatyn begrub ihre Toten auf einem Friedhofe im Tale der Gnila Lipa. Auf der Sohle der Gräber stand das Grundwasser. Die Choleravibrionen sollen ja außerhalb des Körpers wenig dauerhaft sein, umso widerstandsfähiger die Typhusbazillen.

Am 18. August 1915 fand bei Rohatyn ein römisch-katholischer Feldgottesdienst zur Feier des Geburtstages von Franz Josef statt. Auch wir waren dazu befohlen, so weit wir nicht gerade unmittelbar mit dem Kriege beschäftigt waren. Man hatte einen Altar gezimmert und mit grünen Reisern beschlagen. Zu Beginn der Feier blies ein Hornist von der verbündeten Armee. Die missratenen Töne klingen mir noch im Ohr. Dann zelebrierte ein römisch-katholischer Feldgeistlicher eine lateinische Messe. Bei dem Völkergemisch (Deutsche, Südtiroler Italiener, Polen, Ungarn, Tschechen, Ruthenen, Slowaken, Slowenen, Kroaten, Rumänen) rechtfertigte sich die lateinische Kirchensprache. Im übrigen hat die ganze Feier nicht nur uns, sondern auch unseren römisch-

katholischen Kameraden wie dem Rheinländer Hendrichs einen peinlich-schrecklichen Eindruck hinterlassen. Der zelebrierende Geistliche konnte durchaus keine Stimmung erzeugen, sondern drängte uns das Bewusstsein der leeren Förmlichkeit seiner heilig sein sollenden Handlung auf. Es war eine ansprechende Landschaft, ein prächtiger sonniger Sommertag. Die Umwelt stach zu sehr von der unmelodischen Stimme des Geistlichen und seinen ungefälligen Bewegungen ab. Solche Feier gehört in einen düsteren Dom mit flackernden Lichtern und vom Gewölbe widerhallendem Chorgesang. Da draußen verwehte der Wind unseren Gesang und der unmusikalische Hornist beschloss die unharmonische Feier.

Jenseits der Karpaten waren wir im Bereiche des Kontinentalklimas. Es herrschte eine große Sommerhitze. Deshalb traten entsprechende Gewitter auf. Ich entsinne mich noch an ein ganz gewaltiges Gewitter. Man sah von weitem die breite Wolkenfront in wilder unruhiger Bewegung anrücken. Ich konnte rasch den Leutnant der Reserve Stehle erreichen, der Offizier vom Dienst war. Wir eilten alle im Laufschrift nach dem Flughafen und trafen dort noch eher ein als das Unwetter. Rasch verteilten wir uns auf die Zelte (Flugzeugbesatzungen, Flugzeugwarte, Kraftfahrer usw.) und erwarteten den Sturm. Er fegte mit ungeheurer Gewalt heran und herüber. Mit Anspannung aller Kräfte konnten wir das Fortreißen der Zelte verhindern. Es dauerte nicht lange, bis er vorüber war. Wir hatten nur geringen Sachschaden zu verzeichnen.

Die Russen bezogen Aufnahmestellungen und lieferten uns Rückzuggefechte im Abschnitt der Gnila Lipa und der Zlota Lipa. Wir hatten für das Generalkommando Bothmer über großen Waldgebieten aufzuklären. Wie üblich holte sich der für den nächsten Flug eingeteilte Beobachter den Erkundungsauftrag selbst beim Generalkommando. Dabei wurde es häufig spät Nacht. Denn der Major Herrgott wartete, bis er alle Abendmeldungen von der Front herein hatte, ehe er sich über die Ansetzung des Fliegers schlüssig war. Die Befehlsempfänger lockte und fesselte das Generalkommando Bothmer durch das meist wohlgepflegte Bayerische Bier. Da wir Flieger im Sommer zwischen 3 und 4 Uhr morgens aufstiegen, so hatte der Beobachter, der den Auftrag holte, eine sehr kurze Nachtruhe. Bei der Auftragserteilung hatte Herrgott seine eigenen Methoden. So sagte er mir während der Kämpfe an der Zlota Lipa eines Abends, es lägen Agentennachrichten vor, wornach russische Verstärkungen anbefördert würden. Ich sollte feststellen, wo diese Anmarsche seien. Ich flog los und sah hinter der russischen Front gesprengte Brücken, brennende Fabriken und kleinere abrückende Kolonnen. Als ich das dem Herrgott meldete und hinzufügte, dass auf seine Agenten kein Verlass schiene, lächelte er verschmitzt. Psychologisch hatte er vielleicht Recht. Er konnte durch Schaffung einer Voreingenommenheit erproben, ob der einzelne Beobachter mit kritischem Auge in die Landschaft spähe.

Als wir in Rohatyn lagen, vollzog sich eine Umgruppierung. Das Armeeoberkommando Süd Linsingen zog mit einem Teil der deutschen Truppen nach Norden an den Bug und bildete dort die deutsche Bugarmee, und am 28. September 1915 die Heeresgruppe Linsingen. Das Generalkommando Bothmer wurde zum Oberkommando der Südarmee umgestaltet. Unsere Abteilung wurde dem Armeeoberkommando unterstellt. Deshalb musste der Kommandeur der Flieger den Hauptmann Haupt Grafen zu Pappenheim im Austausch gegen den Leutnant der Reserve Graul zur Fliegerabteilung 54 versetzen. Das geschah aus Rücksicht auf den Prinzen Georg von Bayern. Wir hörten gelegentlich, dass Haupt Graf zu Pappenheim als aktiver Offizier der Leibregiment) in München mit dem Leutnant Otto Freiherrn von Seefried befreundet war, der im Jahre 1893 die Prinzessin Elisabeth, eine Tochter des Prinzen Leopold von Bayern und Schwester des Prinzen Georg in etwas romanhafter Weise entführte und am 2. Dezember 1893 in Genua heiratete. „Pappi“ war uns ein lieber Kamerad. An Jahren war er nicht ganz jung. Er war 1869 geboren und stand mir und dem Papa Thiesing, auch dem Rittmeister der Reserve Genth näher. Pappi ließ sich nie Erlaucht nennen. Vielleicht hatte er eine Ahnfrau, die nicht zum hohen (ebenbürtigen) Adel gehörte. Im Gothaischen Hofkalender ist er unter den mediatisierten Familien mit sei-

ner Frau, einer geborenen Freiin von Fabrice aufgeführt⁷. Er heiratete am 11. Januar 1916. Er machte kein Hehl aus dem Abenteuerleben, das er nach seinem Ausscheiden aus dem Münchener Leibregiment geführt hatte. Er war eine Zeit lang in Leipzig gewesen und hatte dort für irgend eine phantastische Erfindung gewirkt. Ich konnte mich noch entsinnen, dass 1901 im Leipziger Handelsregister eine GmbH eingetragen wurde, woran auffällig viele bayerische Adelige beteiligt waren. Dieses Unternehmen war einem raschen Untergange geweiht. Im Frühjahr 1902 fuhr er von Marseille nach Madagaskar, kaufte dort Buckelrinder auf und brachte sie nach Durban zur Versorgung der britischen Truppen, die gegen die Buren kämpften. Nach Beendigung des Burenkrieges war er in den Dienst einer Gesellschaft getreten, die auf Madagaskar Gold suchte. Mitte 1904 kehrte er nach Europa zurück. 1906 ließ er im Verlage von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) ein Buch über Madagaskar erscheinen, das reich mit Bildern ausgestattet ist. Ich erwarb es, als ich es 1954 im Schaufenster eines Leipziger Antiquars sah und fand darin wieder, was uns Pappi über seine afrikanischen Erlebnisse und Eindrücke erzählt hatte. Er ist nach seinem Ausscheiden aus der Fliegertruppe in das Generalgouvernement Belgien gegangen und in Brüssel im Gebäude der cour des comptes (*Rechnungshof*) gesehen worden, die man nicht mit Unrecht cour des comtes („*Grafenhof*“) nannte. Ein Witzbold, der sich dort einen Pass ausstellen ließ, hatte auf dem Schild an der Haustür das „p“ überklebt.

Pappi war mit dem Münchner Steindrucker Consée befreundet, dem zweiten Mann der Dora Klinkhardt, die zu meinen Jugendspielen gehörte.

Für kurze Zeit gingen wir nun nach Brzeszany und schlugen unseren Flugplatz dort auf, wo die Russen den ihren gehabt hatten, nämlich auf dem Exerzierplatz des österreichischen Reiterregiments, der östlich vom See lag. Das Startgelände war dort unebener als man meinen sollte. Weite Waldungen und zahlreiche Meierhöfe mit Schwarzerde-Boden bildeten die Herrschaft Raj des Grafen Potocki. Der Armeeflugpark Süd blieb noch einige Zeit in Stryj unter Hauptmann der Landwehr Hildebrand, einem bekannten Freiballongefahrer, dem der Oberleutnant Paul Grätz zur Seite stand. Auf dem Platze bei Stryj hauste der Hauptmann Hildebrand in einem Wohnwagen, an den er sich aus Birkenholz eine Veranda anbauen ließ. Zu seiner Ausstattung gehörte eine Glasröhre und ein Stück Staniol, die er nebst einer papierenen Leibbinde dazu benutzte, um die Zigarre, die er einem hohen Gaste anbieten wollte, zu verpacken. Es gelang ihm in der Regel, auch ganz wohlfeilen Glimmstengeln ein großartiges Ansehen zu geben. Der Oberleutnant Grätz war technischer Offizier des Armeeflugparkes Süd. Er hat als Sportsmann dadurch von sich reden gemacht, dass er Afrika „durchquerte“. Er war am 10. August 1907 mit einem Personenkraftwagen von Daressalam abgefahren, am 24. April 1909 in Windhuk und am 26. April 1909 in Swakopmund eingetroffen. Wilhelm II. als König von Preußen verlieh ihm für diese sportliche Leistung einen Orden. 1915 war Grätz zu einer bemerkenswerten Leibesfülle gediehen und nach unserem Eindruck etwas bequem geworden.

Als ich kurz zuvor beim Parke in Stryj war, hatte ich dort mindestens fünf verwendungsbereite Ersatzflugzeuge gesehen. Als wir einige Zeit darauf eine neue Kiste brauchten, suchte ich den Oberleutnant Braune im Goluchowski-Palais in Lemberg auf, wo sich der Kofl sein Quartier und sein Dienstzimmer eingerichtet hatte. Braune war Adjutant beim Kofl geworden. Ich unterhandelte mit ihm wegen der Zuweisung eines Flugzeuges. Er behauptete, der Park habe keine. Ich versicherte ihm, dass ich erst kürzlich beim Park fünf tadellose Kisten gesehen hätte. Mit dem ihm eigenen Lächeln blieb aber Braune dabei, dass keine Flugzeuge da seien. Wir fanden bald des Rätsels Lösung. Der Park hatte bei seiner Übersiedlung nach Lemberg seine Flugzeuge in der üblichen Weise über R-Wagen, S-Wagen und O-Wagen verladen und mit Planen überdeckt. Während der Fahrt ging ein Gewitter mit schweren Regengüssen nieder. Das Wasser sammelte

⁷ Zwischen 1803 und 1806 wurden viele reichsunmittelbare Familien und Besitzungen mediatisiert, das heißt der Landeshoheit eines anderen Reichsstandes unterstellt.

sich in den Vertiefungen der Planen. Die Wassersäcke schlugen während der Fahrt gegen die hölzernen Teile (Holme und Rippen) der Tragdecken und die hölzernen Rumpfe und zertrümmerten sie. Kein Offizier, kein Werkmeister, kein Flugzeugführer oder Flugzeugwart des Parkes hatte an die Bildung der Wassersäcke und ihre Gefahren gedacht. Das schien uns unglaublich. Wir hatten auf unserer Fahrt von Laon nach Munkács stets auf diese Gefahr geachtet und ihr mit Erfolg vorgebeugt. Wir haben dem Hauptmann Hildebrand und seinen Offizieren, insbesondere dem Oberleutnant Grätz die Unterlassung schwer nachgetragen. Sowohl Hildebrand als auch Grätz blieben nicht mehr lange beim Park. An Hildebrands Stelle trat der „Papa“ Thiesing, der Professor und Herausgeber einer Zeitschrift für Wasser und Abwässer und bei unserer Abteilung mit auf Erkundung geflogen war.

Von Brzeszany (*Berecany*) aus gingen wir mit unserem Flughafen nach der kleinen Garnisonstadt Zborow (*also nach Nordosten, in der Ukraine, östlich Lwow*). Dort wurden wir mit dem Generalkommando Marschall (Gardereservekorps) unterstellt. Die Front kam hier nach einigen heftigeren Kämpfen zum Stehen. Aus dieser Zeit fand ich noch die Durchschriften dreier Meldungen, die ich über Erkundungsflüge dem Generalkommando des Korps Marschall erstattete. Am 15. September 1915 stieg ich 7 Uhr 15 vormittags mit dem Flugzeugführer Unteroffizier Jokschie auf. Wir waren bis 8 Uhr 45 unterwegs. Meine Meldung lautete: 1.) Wrobojewka unter Artilleriefener. 2.) Czernikowce brennt. 3.) Im Bahnhof Borki Wielki drei lange Züge, ein vierter Zug östlich außerhalb des Bahnhofes. Bomben abgeworfen. Am Westrand von Borki Lagerplatz mit stark rauchenden Feuern. An Südwestecke ein zweites Truppenlager von geringerem Umfange. 4.) Straße Tarnopol - Borki-Wielki: Verkehr unbedeutend, desgl. Straße Tarnopol-Czernikowce. 5.) Am Ostrand von Tarnopol südlich der Staatsstraße nach Borki Biwak, Bahnhof leer. Innerhalb der Stadt haltende Planenwagenkolonne. Auf Platz Menschenansammlung, wahrscheinlich Truppen (eine Kompanie). Auf dem Kasernenhofe Fuhrpark. 6.) Im Winkel zwischen Staatsstraße Ilczicince-Tarnopol und dem Bache westlich Kutkowce Biwak. Am Westausgange des Waldes, der weiter westlich von der Staatsstraße Ilczicince-Tarnopol durchschnitten wird: Ein Zug Infanterie auf der Straße; weitere Truppen-scheinbar geringe Anzahl-zwischen den Bäumen. 7.) Am Nordwestausgang von Dolzenska an der Staatsstraße größeres Biwak, weiteres Biwak am Hange südlich Dolzanka. In Domamorycz nur wenig Fahrzeuge erkannt. Belegung von Labojki und Poczapince nicht erkannt. 8.) Auf Höhe nördlich Kalasantowko Artilleriefener. 9.) Am Südostrande von Chodackow Wielki kleines Biwak; zweites Biwak östlich davon am Hang. Im Bahnhofgelände lagernde Truppen. Kleines Biwak östlich davon bei Bahnwärterhaus. 10.) Cyganka, Marynka, Nastasów stark mit Truppen belegt. Auch einige Fahrzeugkolonnen und Park festgestellt. 11.) Jozefówka und Mykiszewka und die im Raume westlich davon befindlichen Einzelhöfe mit kleinen Abteilungen belegt. 12.) Ludwikowka mit Truppen und Fahrzeugen belegt. 13.) In Konopkiwka und Ludyczyn Belegung nicht erkannt. 14.) Beim Meierhofe Mikulinca Zeltlager. 15.) Truppen- und Kolonnenbewegungen auf Straßen nicht beobachtet“.

Am 17. September 1915 stieg ich nachmittags 5 Uhr 15 mit dem Flugzeugführer Sergeant Malchow auf. Wir beobachteten nur bis 5 Uhr 35. Ich meldete dem Generalkommando zunächst fernmündlich und bestätigte schriftlich: „1.) Seretbrücke bei Iwaczow Gorny zerstört. 2.) Eisenbahnüberführung über Staatsstraße bei Czyslow scheinbar noch im Stande. 3.) Straßenbrücken westlich Tarnopol im Stande, ebenso Behelfsbrücke nördlich Petrykow und Brücke bei Bereczwica. 4.) Bei Biala wird Flugzeug mit Schrapnells beschossen. Wegen starken Nordnordweststurmes und hereinbrechender Dunkelheit Notlandung in Plotycza“.

Am 27. September 1915 stieg ich mit dem sehr kurzsichtigen Flugzeugführer Unteroffizier Müller 7 Uhr 45 vormittags auf und meldete: 1.) Auf dem Walde westlich Dłudki schwaches Artilleriefener. 2.) Westlich der Straße Iwaczow-Ithrowica Feldbefestigungen. Südwestlich Ithrowica Batteriestellungen. Am Südrande von Ithrowica zwischen den Häusern scheinbar Batteriestellung. Czystow, Plotycza, Iwaczow, Ithrowica mit Truppen belegt. 3.) Am Südostrande von Dolzanka

Fahrzeugkolonnen scheinbar Munitionswagen. 4.) In den Gärten und Höfen von Domamorycz eigenartige Gruppen, die Hecken oder Zelte oder beides gemischt sein können. 5.) In Bodenfalte zwischen Zabojki und Höhe 368 nördlich davon Batteriestellung. Bewegungsfreiheit infolge des Sturmes behindert.

Wir bereiteten uns auf die Überwinterung vor. Auf dem Flugplatze schufen wir Dauereinrichtungen. Die Mannschaften richteten sich die Turnhalle des Sokolvereines zur Kaserne ein. Auf dem Hofe der Turnhalle bauten wir einen Waschkessel auf und stellten zwei ältere Frauen aus Zborow als Wäscherinnen an. Ihre Bezahlung brachten die Leute durch ein kleines Waschgeld auf. Sie hatten den großen Vorteil regelmäßig gekochter und damit läusefreier Wäsche. Die gedeckte Kegelbahn des Sokolvereines ermöglichte uns, die Wäsche auch bei Regenwetter zu trocknen. Läuse sind nur einmal bei unseren Leuten aufgetreten, als wir nämlich Urlauber, die aus den verlausten Unterständen von der Front kamen, beherbergt hatten. Es gelang rasch, dieser Läuse Herr zu werden. Der Flecktyphus ist deshalb bei unserer Fliegerabteilung nicht aufgetreten. Wir hatten bei der Abteilung zwei Köche. Beide hatte der Leutnant Fritzsich ausgemittelt. Der eine war Küchenchef in einem großen Hotel in Baden-Baden, der andere im Hotel Sendig in Dresden. Sie wechselten monatlich zwischen der Mannschafts- und der Offiziersküche und gaben sich in beiden Küchen große Mühe.

Die Lichtbildwerkstätte und das Offizierskasino brachten wir unweit des Generalkommandos unter. In dem Hause wohnte die Witwe eines Gutspächters, Frau Bilinska, eine Polin. Obwohl das Haus nicht ihr gehörte, legte sie doch großen Wert darauf, dass wir ihr unsere Aufwartung machten. Wer von uns auf Urlaub ging, machte der Frau Bilinska seinen Abschiedsbesuch; wer vom Urlaub zurückkehrte, machte ihr einen Antrittsbesuch. Sie lud uns auch gelegentlich, wie es im Kriege üblich war, nach dem Abendbrote zu Tee und süßem Gebäck ein. Wir trafen da außer ihren beiden Töchtern und ihrem Sohn noch zwei andere polnische Damen mit ihren Männern. Auch bei dieser Gelegenheit fiel mir wieder auf, wie gut die Mädchenbildung in polnischen bürgerlichen Kreisen, auch in kleinbürgerlichen Kreisen wie diesem war. Die Damen waren politisch und geschichtlich wohl unterrichtet, in der polnischen gut und in der Weltliteratur einigermassen belesen. Die musikalische Begabung war gepflegt. Sie waren durchaus im Stande, eine gebildete Unterhaltung zu führen. Die Töchter waren in Jaroslav im Kloster in Pension gewesen. In dieser Gesellschaft erfuhr man auch Einzelheiten über die Verhältnisse des Landes. So erzählte uns Frau Bilinska, dass nur der römisch-katholische Erzbischof von Lemberg an römische Katholiken verpachte, während alle anderen Großgrundbesitzer, also die Potocki, Lubomirski, Sapieha, der griechisch-katholische Erzbischof nicht ausgenommen, ihre Meierhöfe an Juden verpachteten. Über das Verhalten der ruthenischen „Bauern“ klagten die Polen. Diese „Bauern“ hatten ein bis zwei Hektar Land und hielten sich darauf ein bis zwei Pferde. Sie mussten mit Gespann auf den großen Gütern Lohnarbeit verrichten, wenn sie sich erhalten wollten. Aus der nicht allzu fernen Zeit der Leibeigenschaft her waren die Ruthenen bis zum Kriege unterwürfig gewesen, wie es ihre große wirtschaftliche Abhängigkeit eben mit sich brachte. Die Russen hatten schon vor dem Kriege unterirdisch bis nach Ostungarn hinein unter den Ruthenen (Rotrussen, Karpathorussen, Ukrainer) gewühlt und in den griechisch-katholischen Geistlichen panslawistische Agitatoren zu gewinnen verstanden. Als die Russen in Galizien einrückten, hatten die Ruthenen in ihnen Befreier begrüßt. Unsere polnischen Bekannten klagten, dass die ruthenischen Bauern seit der russischen Okkupation ihnen den Bürgersteig nicht mehr räumten, nicht mehr devot grüßten, kurz alle Anzeichen eines erwachenden Selbstbewusstseins zeigten. Sie verargten es uns, dass wir die ruthenischen Bauern „panje“ anredeten. Bei uns dachte gewiss keiner daran, dass „pan“ der Herr ist. Die deutschen Offiziere waren himmelweit davon entfernt, in Ostgalizien eine soziale Revolution einzuleiten. Dass hier zwischen den Polen und den Ruthenen sowohl soziale als auch nationale und konfessionelle Klüfte klafften, war der Masse der deutschen Offiziere selbstverständlich noch unbekannter als die der Reichsgrenze doch so viel näher liegenden böhmischen Dörfer. Dass man von Wien aus gegen die russophile Bewegung des Grafen

Bobrinsky eine ukrainische Bewegung ins Leben gerufen hatte, die mit ihren blau-gelben Farben habsburgfreundlich war, für die auf den Gymnasien in Lemberg, Stryj, Rohatyn und Stanislaw (*später Ivano-Frankovsk genannt*) eine intellektuelle Schicht herangebildet wurde und die später auf Südrussland übergreifen sollte, das war in Deutschland in politischen und erst recht in militärischen Kreisen unbekannt. In einem Klassenschanke des ruthenischen Gymnasiums in Rohatyn fand ich eine deutsch geschriebene Geschichte der Ukraine, die ich mit großem Interesse durchlas. Ich merkte mir daraus den Namen des Hetmanns Bogdan Chmelnickij und den Frieden von Perejaslaw (1654). Aus Wien erhielt ich mit der Feldpost - auf wessen Veranlassung weiß ich nicht - regelmäßig die „Ukrainischen Nachrichten.“ Ich las damals „Das schlafende Heer“ von Clara Viebig (*deutsche Schriftstellerin, 1860 bis 1925*), das mir mein bejahrter Freund, der Professor Dr. Viktor Gardthausen, ins Feld geschickt hatte.

Mit der polnischen Schlachta (*der polnische niedere Adel*) kamen wir erst in Berührung, als wir auf dem Rittergute Kabarowce im Spätherbst 1915 eingeladen waren. Zu dieser Einladung kam es, weil wir auf Veranlassung des Bezirkshauptmannes (Starosten) einen Teil unserer Pferde zur Herbstbestellung nach Kabarowce geliehen hatten. Auch hier zeigte sich die gute Frauenbildung in Polen. Die Gutsherrin auf Kabarowce war durchaus Dame von Welt. Obwohl mir damals die Ansprüche der Polen auf Teile des deutschen Reiches genau bekannt waren und die polnischen Herren und Damen, denen wir in Kabarowce begegneten, und mit denen wir um einen Tisch saßen, nach meiner Überzeugung das Polen vom Meere bis zum Meere, von Danzig bis Odessa herbeisehten, verlief doch jener Abend in angenehmster äußerlicher Harmonie. Wir unterhielten uns von polnischer Kunst und Literatur; wir tanzten Mazurka und andere polnische Nationaltänze, sprachen von der Konfederatka, vom Barszcz, Schtschi und sonstigen Nationalgerichten. Ich ließ mir das Rezept zu der rosenduftenden Pfannkuchenfülle geben, die ich da kennen lernte.

Die Judenfrage musste in Galizien ebenso in die Augen springen, wie in Litauen oder Kongresspolen. Nicht nur die Kaufleute, auch die Handwerker (Bäcker, Fleischer, Uhrmacher usw.) waren dort Juden. Unser Geschäftszimmer hatten wir in Zborow im Hause eines jüdischen Baumeisters. Die jüdischen Gutspächter hatte ich erwähnt. Sie waren nicht besser und nicht schlechter als unsere Agrarier. Einen jüdischen Gutspächter lernte ich kennen, dem ein großer Plan Kartoffeln im Herbst 1915 erfror. Er war des nicht unzufrieden. Nun bekam er das Sparmetall zur Instandsetzung seiner Brennerei frei und konnte aus dem Spiritus, zu dem er die erfrorenen Kartoffeln verarbeitete, mehr Erlösen als aus Speisekartoffeln.

Meine polnischen Bekannten schnitten die Judenfrage nicht an. Nur ein polnisch gesinnter Barbiergehilfe in Lemberg versuchte, sie mit mir zu erörtern. Nachdem die Russen Lemberg am 21. Juni 1915 geräumt hatten, suchte ich in dieser Stadt einen besonders sauberen Frisiersalon auf, um mir Haar und Bart schneiden zu lassen. Kaum hatte ich mich in dem Bedienstungsstuhl niedergelassen, als der Friseurgehilfe mich fragte: „Herr Leutnant, was meinen Sie zur Judenfrage?“ Ich veranlasste ihn, sich darüber auszusprechen und entnahm aus seinen Äußerungen, dass den Nationalpolen die große Zahl von Juden im polnischen Bereich unerwünscht war. Dann habe ich die Judenfrage mit dem Vizefeldwebel Krinicki, einem intelligenten Studenten der Technischen Hochschule in Lemberg, besprochen. Krinicki war dem Nachrichtenoffizier, einem österreichischen Oberleutnant der Reserve und Grenzzollbeamten von der russischen Grenze polnischer Nationalität, zugeteilt. Er erzählte mir auch von Pilsudskis Wirksamkeit in Lemberg. Pilsudski hatte versucht, die Gymnasiasten für sich zu gewinnen. Die österreichische Schulverwaltung hatte ihm aber, wahrscheinlich wegen seiner sozialpolitischen Einstellung, misstraut und den Gymnasiasten den Beitritt zu seiner Organisation verboten.

Nach den Kämpfen im September erstarrte die Front. Am 17. September 1915 hieß es im Korps-Befehl des Korps Marschall unter dem Zeichen Abt. Ia Nr. 6405:
„Ich spreche den Herren Leutnants Mothes, Knaus und Graf Nostitz, die dem ungünstigen Wet-

ter zum Trotz heute Erkundungsflüge über dem Feind ausgeführt und wertvolle Meldungen zurückgebracht haben, meine besondere Anerkennung aus“. gez. Frhr. Marschall.

Noch einmal, im Spätherbste, belebte sich die Kampfätigkeit. Die Russen lieferten uns Anfang November 1915 die Schlacht bei Siemikowce. Sie wollten augenscheinlich für den Winter bessere Stellungen gewinnen und stießen deshalb gegen den Südflügel der Gruppe Marschall vor. Wir hatten die Angriffsvorbereitungen der Russen (kleine Joffre-Koffer) erkundet und auch während der Schlacht aufgeklärt (*Erdgräben*). Es gab von oben ein eigenartiges Bild, wenn die Granaten in den See von Siemikowce einschlugen und eine hohe Fontäne emporsprühte. Von der Meldung, die ich dem Generalkommando am 4. November 1915 erstattete, fand ich noch eine Durchschrift:

„Flugweg Sokolow-Pantalicha-Jozefówka-Siemikowce. Beobachtungszeit 10 Uhr 30 bis 11 Uhr 30 vormittags.

- 1.) Batteriestellungen festgestellt: a.) am Ostausgang von Pantalicha, schoss auf Flugzeug. b.) bei Punkt 327 nordöstl. Koniuchy am Bachhang südlich der Straße Jozefówka-Nastasów. c.) ebenda nördlich der Straße. d.) am Wegeschnitt nördlich Höhe 346 Westausgang Jozefówka. e.) dicht östlich von Mykiszzywka. f.) dicht nordöstlich von Mykiszzywka. g.) bei Nordostecke des Bohatkowcer Waldes westlich der Höhe 362 etwa 50 Meter vom Waldrande Mündungsfeuer erkannt.
- 2.) Beim Hgh an Nordwestecke des Bohatkowcer Waldes Raucherscheinungen beobachtet; genaue Feststellungen nicht möglich.
- 3.) Ein Fesselballon bei Vorwerk Stepy westlich Ludwikowka, der zweite südwestlich Nastasów an der Straße Jozefówka-Nastasów am Boden. Auf den ersten Bomben geworfen.
- 4.) Strypa-Niederung bei Rakowice überschwemmt.
- 5.) Artilleriefeuer in der Gegend der Höhe 348 östlich Kupczynce, sehr lebhaftes Feuer auf Siemikowce und Gelände nördlich des MH.
- 6.) Pantalicha und Neutitschein mit Truppen belegt. Vorwerk Bawarówka, Ziarówka und Meierhof bei 349 westlich Vorwerk Stepy mit Truppen belegt. In Jozefówka unter den Bäumen und längs der Zäune viele Munitionswagen. In Jozefówka und Koniuchy auch Truppen.“

Bei einem der Gefangenen, die in der Schlacht bei Siemikowce eingebracht wurden, fand sich ein russisches Gedicht, das mir der Vizefeldwebel Krinicki verdeutschte. Ich brachte es in folgende deutsche Verse:

- 1.) Liebe Brüder, Kameraden
Saget uns von Euren Taten!
Frisch berichtet nun, Ihr Jungen,
Wo im Kampfe Ihr gerungen!
- 2.) Wir besetzten Österreichs Städte.
Balde deutsche Bajonette
Uns gar schwer zu schaffen machten.
Rings die Flintenschüsse krachten.
- 3.) Von dem Donner der Granaten
Bebten weithin die Karpaten.
Vorn die Korporäle fuhren,
Offiziere pokulieren.
- 4.) In der Messe trinkt man Wodka.
Schwestern heben hoch den Rock da.
Rotes Kreuz auf keuscher Brust,
Sind am tollsten bei der Lust.
- 5.) Unser General fürwahr
Sitzt in Lemberg an der Bar,

- Schmiedet Schlachtenpläne dort
An dem Allerliebsten Ort.
- 6.) Kognak fließt in allen Nischen
Und Madeira an den Tischen.
Ordnung herrscht und schöne Zucht,
So wie mans beim Muschko sucht.
- 7.) Ausgetrunken bis zur Neigen
Wird der Fässer langer Reigen.
Was die Bahn voll Sprit gebracht,
Wird geleeret über Nacht.
- 8.) Dass der müde Frontsoldate
Die verdiente Labung habe,
Bringt man ihm die Fässer leer
Nachher zum Beschauen her.

Ich reichte meine Übersetzung beim Generalkommando ein. Vom Abdruck in der Korpszeitung sah es jedoch ab.

1915 litten die Russen unter Munitionsmangel, wofür die Verantwortung dem Minister Suchomlinow zugeschrieben wurde. Die Zahl der Granaten, die eine russische Batterie täglich verschießen durfte, war kontingentiert. Wenn leidliches Flugwetter war, schickte das Generalkommando Marschall uns auf Erkundungsflüge. Dann feuerten die russischen Batterien ihre Granaten auf unsere Flugzeuge und behielten für die Infanterie vom Kontingent nur wenig übrig. Besondere Flugabwehrgeschütze (Flak) hatten die Russen an unserer Front nicht. Sie setzten ihre Feldgeschütze auf Erdkegel mit dem Lafettenschwanz nach unten. Sie erzielten mit dieser Behelfsflak eine bemerkenswerte Feuergeschwindigkeit und Zielsicherheit. Einzelne Batterien wickelten unsere Flugzeuge mit Granatsprengwolken geradezu ein. Bei einem Fluge mit dem Sergeanten Malchow wollte es uns trotz wechselnden Ziehens und Drückens, trotz stetem Zickzack nicht gelingen, aus der Geschossgarbe herauszukommen. Wir befanden uns zeitweilig gerade in der Reichhöhe der Geschütze. Einzelne Granaten sah ich auf dem Scheitelpunkte ihrer Flugbahn; sie tauchten für einen kurzen Augenblick auf, um sogleich wieder in die Tiefe zu verschwinden. Die Truppen unten am Boden hatten dem Generalkommando gemeldet, wir seien getroffen und abgeschossen. Umso freudiger war die Überraschung, als ich nach Heimkehr vom Fluge zur Meldung auf dem Generalkommando erschien. Dort sagte ich dem I a Major Paraquin ganz offen, dass heute die Russen wohl ihr ganzes Kontingent oder noch mehr auf mich verschossen hätten, so dass die Infanterie für den Rest des Tages Ruhe hätte. Herr Paraquin gestand das mit süßsaurer Miene zu. Als ich bald danach auf der Straße dem Freiherrn von Marschall begegnete und er mich ins Gespräch zog, sagte ich auch ihm auf den Kopf zu, dass unsere Flüge weniger der Erkundung als vielmehr der Ablenkung des russischen Artilleriefeuers von der Infanterie weg dienten. Der Kommandierende meint: „Habt Ihr auch das schon wieder weg?“

Zu Arbeiten auf dem Flugplatze erhielten wir ein Kommando russische Kriegsgefangene, die in der Kavalleriekaserne untergebracht wurden. Es waren brave und willige Menschen. Sie hatten nur wenig Wünsche und diese bezogen sich auf die Verbesserung der Waschgelegenheit.

Am 27. Oktober 1915 schrieb ich von Zborow aus an meinen Freund Georg Merseburger, der immer noch beim Landsturm-Bataillon XIX 2 in Marienbourg in Belgien stand:

„Hier wird der Winterfeldzug gerüstet. Wir sorgen für warme Quartiere und Schlafstellen. Die Beleuchtung für die langen Abende ist eingerichtet. Die Brennstofffrage beschäftigt uns noch. Ein Wanderlichtspiel wird uns ergötzen, die Korpszeitung belehren und unterhalten.

Der buchhändlerische Berater der Korpszeitung ist der jüngste und einzig verbliebene Sohn von Ernst Haberland, den ich hier zu meiner Überraschung neulich traf. Er ist Reserve-Offizier der 10. Husaren, war aber wie viele Kavallerie-Offiziere einem Infanterie-Regiment, nämlich den Gardefüsiliern, zugeteilt und ist jetzt beim General-Kommando als Ordonnanzoffizier. Ich habe den Leitaufsatz in die erste Nummer der Korpszeitung geschrieben. Der Schriftleiter, Sohn unseres Kommandierenden, ersuchte mich darum.

In letzter Zeit habe ich, wie ich das wohl schon schrieb, viel photographiert. Von 4 Flügen an der Seretfront habe ich 66 fast durchgängig sehr gelungene „Bildmeldungen“ abgeliefert: Schützengräben, Unterstände, Verbindungsgräben, Stützpunkte, Batteriestellungen, Brücken, Bahnhöfe, einen Fesselballon am Boden, eine russische Feldbäckerei, Zeltlager, Biwak- und Parkplätze. Auf einzelnen Aufnahmen sieht man deutlich die Drahthindernisse. Auf einem russ. Flughafen steht ein Flugzeug außerhalb des Zeltens. Gelegentlich erwischt man auch eine Kolonne im Marsch auf der Straße.“

Als der Winter vor der Tür stand, teilte man uns eine Trainabteilung von 90 Pferden zu, die gleichfalls in der Kaserne Unterkunft fand. Die Fuhren zum Brennstoff-Empfang, zum Lebensmittelfassen und dergleichen wurden nun mit Pferden ausgeführt. Die winterlichen Schneefälle und noch mehr das Tauwetter im Frühjahr und die Frostaufbrüche hemmten den Kraftwagenverkehr. Mit der Trainstaffel kamen die erforderlichen Mannschaften. Darunter fiel mir einer, ein Beifahrer, durch sein besonderes Ungeschick auf. Wenn der Mann auf den Bock kletterte oder herabstieg, sah man sofort, dass schwache Eltern das verzärtelte Muttersöhnchen mit einem ärztlichen Zeugnisse von der Turnstunde befreien ließen. Wenn er auf eine Leiter stieg, benahm es einem den Atem. Ich fragte ihn nach seinem Berufe. Er war Dipl.-Ing. bei Siemens & Halske. Sofort schlug ich unserem Abteilungsleiter Lehmann vor, diesem Akrobaten die Obhut über unsere Starkstromanlage anzuvertrauen. Das geschah sofort. Anfänglich waren ihm die gewöhnlichen Monteurarbeiten wie zum Beispiel das Anbringen von Isolatoren zu untergeordnet. Ich fragte ihn deshalb, ob er wieder Pferde pflegen wollte. Dafür war er ganz und gar nicht. Er hat unsere Starkstromanlage mustergültig ausgebaut. Wir beleuchteten den Flughafen, die Geschäftszimmer, Werkstätten und Quartiere. Der Starkstromoffizier der Armee hatte seine Freude an der Anlage. Der Kasinooffizier, das heißt der Offizier, der die Offiziersverpflegung besorgte, wechselte monatlich. Er musste die Rationen empfangen und auf Zukost bedacht sein. Von Zborow aus fuhr er, wenn beim Flugpark etwas zu erledigen war, mit nach Lemberg und kaufte auf dem Markte Gemüse und Obst, wie es die Jahreszeit bot. Als ich auf dem Markte in Lemberg Maiskolben sah, dachte ich an die corn-cobs, die ich 1911 im Hotel Astor am Times Square in New York gegessen hatte, und setzte sie meinen Kameraden unter der landesüblichen Bezeichnung Kukuruz vor. Die Kolben waren ordnungsmäßig in Salzwasser gekocht und nach meinem Dafürhalten recht schmackhaft. Meine Kameraden wollten aber von dieser Bereicherung unseres Küchenszettels nichts wissen.

In Zborow erschien mit einer deutschen Kolonne ein etwa 12jähriger deutscher Junge, den die Landwehrmänner der Kolonne bevaterten. Er hielt sich eine Zeit lang bei unseren Mannschaften auf. Wir erachteten es im Interesse des Jungen nicht für angebracht, dass er im Operationsgebiet herumlungerte. Für ihn gab es bei der Truppe keine Verwendung. Kinder gehören nicht ins Heeresgefolge. Ich stellte seine Heimatanschrift fest und verfasste ein Schreiben an das zuständige Vormundschaftsgericht. In der Heimat schien man aber den Jungen für einen angehenden Helden zu halten und glaubte, ihn gut aufgehoben. Möglicherweise wusste aber der Amtsrichter nicht, wie er der Sache beikommen könnte.

Im Gegensatz zu Frankreich, wo man mit eisernen Öfen (meist aus der großen Fabrik in Guise) heizte, hatte man in Galizien zwar keine Kachelöfen, wohl aber Backsteinöfen, die ebenso wie die Stubenöfen verputzt und getüncht waren. Sie hatten nicht die Größe wie die finnischen Öfen,

die für Holzfeuerung eingerichtet sind (Ich sah sie 1913 in Helsingfors). Ich schloss deshalb, dass man in Galizien vorwiegend mit Kohlen heizt. Als die Winterkälte eintrat, musste ich auch während der Nacht für einen geheizten Ofen sorgen. Mein Bett bestand aus einem Drahtgeflecht, darauf lag eine Schicht geknülltes Altpapier und mein Schlafsack. Ich hatte eine Wolledecke (dieselbe, die später im Laufgitter meiner Jungchen als „Teppich des Lebens“ diente) und zog bei zunehmender Kälte meinen Fliegerpelz an. Oft habe ich im Bett gefroren, was bei meinem Darmleiden recht empfindlich war.

In Zborow führte uns Stresemann den Major von Pflugk zu, der zwar sächsische Husarenuniform trug, den Stresemann aber deshalb kannte, weil er als Rittergutsbesitzer auf Leuben im Oschatzer Offizierskasino verkehrte. Der Leubener Pflugk hatte die unsoldatische Parömie (*Spruchwort, Denkspruch*) geprägt: „Es ist besser, fünf Minuten feige zu sein, als das ganze Leben lang tot.“ Als ich mehrere Jahre nach dem Kriege auf einem Pflugkschen Familientage im Hotel „Deutsches Haus“ am Königsplatze in Leipzig Ecke Wächterstraße als Syndikus des Pflugkschen Geschlechts tätig wurde, lebte der Leubener Pflugk nicht mehr, sein Ausspruch hatte ihn aber, vor allem im Kreise seiner Vettern, überlebt. Mit Stresemann und Pflugk spielten wir ein Kartenspiel, das bei den Ulanen in Oschatz beliebt war. Pflugk achtete darauf, dass es nicht zum Hasard ausartete. Gelegentlich machte Stresemann den coup Binding, der auf den Herrenreiter (damals noch nicht Dichter) Rudolf Binding zurückging. Der Kern der Sache war wohl, dass man bei leerer Tasche bluffte. Von Pflugk führte den Korps-Brückentrain. Bei dem harten galizischen Winter und dem Stellungskriege war er ohne Beschäftigung. Seine Pontons lagen kieloben in einem Ruthenendorfe unweit Zborow. Er sowohl wie wir hatten uns in einem benachbarten Walde Brennholz geholt, da die Brennstofflieferungen der Intendantur nicht rasch genug einsetzen. Der Starost (Bezirkshauptmann) hatte diesen Eingriff in das Eigentum zur Kenntnis des Generalkommandos gebracht. Dieses hatte sowohl unsere Fliegerabteilung wie auch den Korps-Brücken-Train zur Meldung aufgefordert. Der Freiherr von Marschall hatte bei unserer Turnhalle das Holz liegen sehen und mir gegenüber bei einem nachmittägigen Spaziergange eine Bemerkung gemacht, woraus ich schloss, dass etwas in der Luft lag. Wir konnten erfahren, dass der Besitzer des Gutes, wozu der Wald gehörte, abwesend war. Er galt als russophil. Das musste uns nun zur Entschuldigung gereichen. Selbstverständlich machten wir auch geltend, dass wir Erkältungskrankheiten vorbeugen mussten. Als ich unsere Meldung abgefasst hatte, erschien von Pflugk, um sich Rat zu holen. Er hat dem Generalkommando im gleichen Sinne berichtet. Diese Kommandobehörde sah ein, dass es sinnlos gewesen wäre, wenn Menschen frören, während dicht dabei das Brennholz steht. Die Heiligkeit des Privateigentums hat eben, insbesondere im Kriege, ihre Grenzen. Wir haben von dem Holz des russophilen Absentisten nichts weiter gehört.

Als wir in Zborow lagen, bekam ich eines Tages Begleitpapiere zu einer Bahnsendung in die Hände, in denen ich eine Unterschrift des „Gardisten“ von Münchhausen fand. Börries Freiherr von Münchhausen hatte mehrere Jahre vor dem Weltkriege als Einjährig-Freiwilliger bei dem Schützenregiment Nr. 108 in Dresden-Neustadt gedient, also bei einer sächsischen Truppe wie viele vom hannöverschen Adel und den „hübschen“ bürgerlichen Familien. Er war Offizier des Beurlaubtenstandes, hielt es jedoch für romantischer, nicht mit dem Fußvolk oder als Führer einer Munitions- oder Fuhrparkkolonne ins Feld zu rücken. Er stellte sich freiwillig bei den Gardereitern in Dresden und wurde auf seinen ausdrücklichen Wunsch als Gardist, also als Gemeiner angenommen. Er ahnte 1914 nicht, dass die Kriegsslyrik der Kavallerie am Verklingen war. Das Lied, das der Schlesier Johann Christian Günther schuf und Wilhelm Hauff in seine jetzige Form brachte, „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“ haben wir im Ersten Weltkrieg noch oft gesungen. Auch Schillers Lied „Wohlauf Kameraden aufs Pferd, aufs Pferd, ins Feld, in die Freiheit gezogen“ war noch lebendig, ebenso Theodor Körners „wilde verwegene Jagd“. Die Stimmung und die Weisen dieser Gedichte sprachen auch die anderen Waffengattungen an, nicht nur die Reiter. Nicht mehr lebendig waren das Reiterlied des Georg Herwegh, der eisernen Ler-

che:

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm.
Und reiten ins Verderben.

Auch nicht Emanuel Geibels Ulan:

Früh morgens um vier, eh' die Hähne noch krähn.
Da sattelt sein Ross der Ulan.
Und reitet, das Land und den Feind zu erspähn
Den Waffengenossen voran.

Als einziger dieser Dichter war Theodor Körner⁸ gegen den Feind geritten. Börries von Münchhausen, der Dichter der Balladen und ritterlichen Lieder, stand gewiss unter dem Eindrucke der Reiterromantik, als er sich vom „Schloss in Wiesen“ nach der Gardereiterkaserne in Dresden begab. Bei den Alliierten hielt man noch 1916 und 1917 daran fest, dass die Reiterei nach siegreicher Schlacht den Feind, wie Clausewitz sagte, bis zum letzten Hauch von Ross und Mann zu verfolgen habe. Hannibal hatte das 216 vor Christus bei Cannae unterlassen. Die römischen Schriftsteller berichten die Vorstellung, die der Reiterführer Maharbal deswegen erhob: „Vincere scis, Hannibal, victoria uti nescis“ (*Du verstehst zu siegen, Hannibal, den Sieg zu nutzen verstehst du nicht*). Für die Sommeschlacht Juni/Juli 1916 hatte Joffre eine Reiterei bereitgestellt, die nach dem Durchbruch der deutschen Front die Verfolgung aufnehmen sollte. Die eigenartigen Gräben, in denen die Reiter hinter der Front der Alliierten in Deckung standen, waren im Lichtbild aufgenommen. Wir nannten sie Joffre-Koffer. In der Tankschlacht bei Cambrai am 20. November 1917 hatten die Briten Reiter eingesetzt. Es gab damals deutsche Verwundete mit Lanzenstichen.

Beim Stabe des Generalkommandos Marschall war als Ordonnanzoffizier der Leutnant der Reserve Haberland, Sohn des Leipziger Buchdruckereibesetzers Ernst Haberland und seiner Frau Olinda geborene Crome. Seine Großmutter Crome war eine Schwester von Werner von Siemens. Seine beiden Brüder waren 1914 gefallen, der eine als Leutnant der Reserve bei den Leipziger Ulanen, der andere als Leutnant zur See auf einem Torpedoboot. Deshalb hatte man ihn auf einen sicheren Posten gestellt. Als der Stellungskrieg außer Zweifel war, wünschte der General Freiherr von Marschall die Einrichtung einer Marketenderei. Haberland war Verlagsbuchhändler, verstand also vom Warenhandel rein gar nichts. Die Buchhaltung war ihm gänzlich fremd. Für das Generalkommando, insbesondere den Generalstabsoffizier I b war er aber „Kaufmann“ und deshalb für die Leitung der Korpsmarketenderei geeignet. Der Korpsintendant Herr von der Wense, der größte Saufsack des Jahrhunderts, besorgte ihm eine Hilfskraft, auch wieder einen „Kaufmann“. Die Sache ging mit Ölsardinen und Henckell trocken los. Um mehr Waren heranzuschaffen, wurde Haberland nach Deutschland geschickt. Inzwischen vertrat ihn eine Stabsdrohne, nämlich der Benzinleutnant des Generalkommandos, der im Zivilberuf Holzhändler war. Er hatte es als Einjährig-Freiwilliger seiner Zeit nur zum Gefreiten gebracht. Da er genug Geld hatte, trat er dem Kaiserlichen Freiwilligen Automobilkorps bei wie viele reiche Leute mit missratener militärischen Laufbahn. Er durfte nun einen großen Hut mit Kokarde tragen wie die Schutztruppler und einen kurzen Dolch im Gewande wie die Seeoffiziere. Zu tun hatten diese Benzinleutnants im Stellungskriege nichts. Wenn sie sich untereinander unterhielten, ward als Großtat berichtet, wenn einer einmal einen General gefahren hatte. Also unser Benzinleutnant, Holzhändler und Gefreiter der Reserve wurde während Haberlands Abwesenheit stellvertretender Marketendereileiter und wuchs im Gefühl der eigenen Bedeutung, als er den unglaublichen Zustand der Buchführung feststellen und dem Generalkommando melden konnte. Als Haber-

⁸ Karl Theodor Körner, geboren 1791 in Dresden, 1813 im Lützow'schen Freikorps bei Gadebusch bei Schwerin gefallen.

land nach Zborow von der Einkaufsreise zurückkam, wurde er zur Berichterstattung aufgefordert. Er kam schleunigst zu mir. Ich fragte nach seinen Büchern. Da diese in seinem Quartier sein sollten, ging ich mit. Dort legte man mir das Buch vor. Es war ein Schulschreibheft. Die Zahlen waren von einer Hand geschrieben, die keinesfalls die eines Buchhalters war. Ich fragte, wer das Buch geführt habe. Der Gehilfe Haberlands, der anwesend war, bekannte sich schuldig. Ich fragte nach seinem Beruf: „Kaufmann“. „Was haben Sie verkauft?“ „Damenmäntel!“ „Von der Stange?“ „Ja, Herr Leutnant“. „Bücher haben Sie in Ihrem Leben noch nie geführt?“ „Nein, Herr Leutnant“. Damit war die Sache im Grunde geklärt. Ich brauchte nur noch einen Blick auf den sachlichen Inhalt der Buchungen zu werfen. Man sah sofort, dass der brave Mäntelverkäufer nicht gewusst hatte, ob man Debet links und Credit rechts setzt oder umgekehrt. Zuerst hatte er es richtig gemacht und dann geändert. So war denn die Firma Henkell für den gelieferten Schaumwein nicht erkannt, sondern belastet. Die ganze Sache war harmlos und zum Lachen. Der Benzinleutnant hatte aber mit seinem Oberbuchhaltergemüt und seinem Gefreiten-der-Reserve-Blick einen furchtbaren Unterschleif gewittert. Ich habe dem General Freiherrn von Marschall, dem Chef des Stabes Obersten von Dommies und dem I a Major Paraquin den Sachverhalt der Wahrheit gemäß erläutert. Als verständige Menschen haben sie gelächelt und als Menschen, deren Sinn nicht verbuchhaltet war, haben sie begriffen, dass ein Verlagsbuchhändler und ein Mäntelverkäufer so etwas verpatzen können. Den guten Saufsack Wense fragte ich, warum er dem Haberland gerade einen Mäntelverkäufer beigegeben hätte. Er meinte, der Mann hätte gesagt, er sei Kaufmann und verstünde das. Als ob im Kriege nicht mancher einen Posten angenommen hätte, der außerhalb der eisenhaltigen Luft lag, auch wenn er gar nichts davon verstand. Haberland bekam es noch 1918, wie ich später hörte, mit dem kriegerischen Ehrgeiz und übernahm eine Infanterie-Kompanie in vorderster Linie. Dort ist er geblieben, als der dritte und letzte der Brüder. Den Benzinleutnant, Holzhändler und Gefreiten der Reserve traf ich während des großen Orlogs nur noch einmal, nämlich im September 1916 auf dem Bahnhofe von St. Quentin. Da machte er als Gefreiter vor mir in vorschrittmäßiger Weise in der Bahnhofshalle Männchen. Als ich ihn fragend anschaute, bestätigte er mir, was schon seit einiger Zeit verlautete, dass das Kaiserliche Freiwillige Automobilkorps aufgelöst und die Benzinleutnantsherrlichkeit vorüber sei. Hierüber waren alle befriedigt außer den Benzinleutnanten. Soviel ich mich entsinne, habe ich dem Herrn während dieser Unterredung nicht erlaubt, bequem zu stehen (zu rühren), sondern ließ ihn in strammer Haltung mit der Hand an der Hosennaht verharren (*Orlog ist eine veraltete, aus dem Holländischen stammende Bezeichnung für Krieg*).

Am 9. November 1915 schrieb ich aus Zborow an meinen Freund Georg Merseburger:
„Am 20. Oktober 1915 machte ich einen weiteren Erkundungsflug. Ich fand hinter Iwaczow Gorny, das am Seret etwas nördlich von Tarnopol liegt, in einer Bodenfalte, wo schon seit langem russische Unterstände sind, einen Fesselballon liegen. Bei Zbaraz, wo sich ein russisches Generalkommando einquartiert hat, ist ein Flughafen, der früher 5 Zelte, am 20. Oktober 1915 nur 4 Zelte zeigte. Die Kundschafter und Überläufermeldung, dass dort 2 Flugzeuge zu Bruch gegangen seien, gewann so an Wahrscheinlichkeit. Borki Wielki, etwas südlich von Zbaraz und östlich von Tarnopol, war der Endpunkt der Bahn, die die Russen von Podwoloczyska her benutzen. Sie hatten die Eisenbahn zwischen Tarnopol und Borki zerstört, als wir von der Zlota Lipa vorbrachen und bis an den Brückenkopf von Tarnopol kamen. Borki fand ich ungewöhnlich stark belegt.“

Nun folgte eine Zeit schlechten Wetters. Erst am 3. November kam ich wieder zum Fliegen. Bei Siemikowce und Bieniawa an der Strypa tobte ein harter und blutiger Kampf. Schon von weitem sah ich die Häufung von Sprengwolken des Trommelfeuers über Siemikowce. Die Strypa-Brücke lag im Feuer. Granaten schlugen in den großen Teich, den die Dörfer Iszeckow, Siemikowce und Bohatkowce umsäumen. Aus dem Flugzeug erkannte man, wie die Wassersäulen emporstiegen. Batteriestellungen fanden sich im Halbkreis um Siemikowce. Im Dorfe Jozefówka und der kleinen Ortschaft Koniuchy drängten sich die Reserven und die Munitionskolonnen. Zwei Fesselbal-

lone, der eine beim Vorwerk Stropy, der andere an der Straße von Jozefówka nach Nastasów, leiteten das russische Feuer, wurden aber eingezogen, als man das Flugzeug nahen sah.

Am 4. November 1915 war ich wieder über Siemikowce. Die eine Batterie bei Pantalicha hatte scheinbar die Stellung gewechselt; sie stand am 3. November vorm Dorfe. Am 4. November fand ich neue Batterieeinschnitte am Ortsausgange des Dorfes. Wie um mich aufmerksam zu machen, schickte der Batterieführer einen heftigen Gruß herauf. Lange hat er sich aber nicht mit mir beschäftigt, sondern sich sogleich wieder dem Artilleriekampf zugewendet. Auch bei Jozefówka sah ich annähernd in meiner Höhe eine Sprengwolke und suchte nun das Gelände ab. Ich fand östlich von Jozefówka in einem Bachgrunde zwei russische Batterien und eine dritte westlich des Ortes. Unsere Leute hatten über Flankenfeuer aus der Richtung des Bohatkowcer Waldes geklagt. Ich hatte deshalb schon beim Anfluge die in Betracht kommende Flankierungsstellung ins Auge gefasst und dort Erdaufwürfe entdeckt, die Batterieeinschnitten glichen. Nun begab ich mich über unsere Front und flog auf diese Stelle zu, bis ich Mündungsfeuer aufblitzen sah. Damit hatte ich die Bestätigung, dass dort wirklich eine Batterie stand. Denn während großer Kämpfe brennt man im allgemeinen in Scheinstellungen keine Feuerwerkskörper ab.

Über die Strypa hatten die Russen südlich von Siemikowce Behelfsbrücken geschlagen, die ich schon am 3. November klar erkannte. Dagegen sah ich nicht, dass sie in Booten über den großen Teich setzten. Erst auf dem Generalkommando hörte ich, dass deswegen in das Wasser geschossen worden war.

Im Berichte der Obersten Heeresleitung wirst Du den Namen Siemikowce gelesen habe. Die Sache ist gut ausgegangen. Die Russen haben über 6 000 Gefangene in unseren Händen gelassen. Im russischen Generalstabsbericht fand ich meine Beobachtung bestätigt, dass der Stoß von Jozefówka aus geführt worden war.

Neulich schrieb ich Dir, dass Waldemar Bonsels hier als Kriegsberichterstatter gewesen ist. In diesen Tagen fand ich einen Aufsatz von ihm in der Täglichen Rundschau. In den Schützengraben und den Artilleriefeuerbereich ist er trotz wiederholter dringlicher Einladungen nicht gegangen, da machts der Vater Ganghofer doch anders.

Hast Du die Erklärungen für und wider Hermann Hesse gelesen? Ich hörte gelegentlich von einem Bekannten, dass H.H. schon vollständig als Kriegsberichterstatter ausgerüstet und mit jeder erforderlichen Reiseerlaubnis versehen war. Dann ist er aber entweder nicht auf den Bahnhof gekommen oder am Zuge umgekehrt. Jetzt vergleicht er in Ausführungen, die sein Anwalt Hausmann (M.d.R. = *Mitglied des Reichstags*) im Schwäbischen Merkur abdrucken lässt, die große Erhebung und die gewaltige Kriegsarbeit des Deutschen Volkes mit der Symphonie eines großen Meisters. Als ob man sich Weltgeschichteereignisse von 5-M-Plätzen im Smoking ansehen könnte.“

Am 18. November 1915 schrieb ich von Zborow aus an Georg Merseburger:

„Am 13. November 1915 war Bombenflug nach dem Bahnhofe Borki Wielki hinter Tarnopol. 5 Flugzeuge sollten dazu aufzusteigen. Ich wurde beauftragt, als letzter zu fliegen und den Ort der Tat im Lichtbild festzuhalten. Angenehmer ists, man fliegt als erster, weil man den bösen Feind mit den Knallerbsen überrascht und wieder weg ist, ehe die Schießerei richtig losgehen kann. Man tut aber, was befohlen wird.

Ich startete also zuletzt. Im Kriege kommt aber manches anders als es geplant wurde. Schon beim Hochschrauben sah ich, wie eines unserer Flugzeuge ganz dicht über der Gegend umher-schlich und nicht hochkam. Unser neues L.V.G. Kampfflugzeug sah ich silberglänzend in der Richtung Brzezany um eine Wolke schweben. Beide verlor ich dann aus dem Auge. Als der Hö-

henmesser 1600 m zeigte, nahmen wir den Kurs zur Front. In der Nähe von Borki traf ich unser Albatroskampfflugzeug auf dem Rückwege. Es war noch einige Hundert m höher wie ich und zeigte mir vorschriftsmäßig die Breitseite, so dass ich das schwarze Kreuz erkennen konnte. Mein Flugzeugführer steuerte ohne Einwinken tadellos aufs Ziel los. Ich konnte mir also die Gegend betrachten. An den Stellungen auf der Toutryhöhe und bei der Mohyla fand ich nichts verändert. Den Flughafen Zbaraz, der zum 6. russischen Generalkommando gehört, hatte ich vor einiger Zeit mit vier Zelten photographiert. Am 13. November 1915 standen wieder fünf Zelte da wie bei meiner ersten Feststellung. Also waren die beiden beschädigten Flugzeuge, von denen Überläufer berichtet hatten, wahrscheinlich wieder ersetzt. Im Flughafen Tarnopol, dessen Aufbau wir einen Monat zuvor mit angesehen hatten, zählte ich sechs Zelte. Und im Bahnhof Tarnopol rauchte eine Lokomotive. Das war wichtig. Die Russen hatten Ende August und Anfang September die Strecke Tarnopol-Borki zerstört. Sie fuhren bis vor kurzem auf der Karl-Ludwig-Bahn von Podwoloczyska nur bis Borki. In den Dörfern längs des Hnizdeczna-Baches und längs des Gniezna-Baches unweit Borki parkten die russischen Fahrzeugkolonnen. Jetzt kamen wir dicht heran. Ich machte zunächst die dicke Brandbombe fertig und schwang sie über Bord. Dann kam die 10 kg-Sprengbombe dran. Sogleich wurde die Kamera bereit gemacht und sobald ich den Bahnhof rückwärts über das Tragdeck sah, geknipst. Weiter ging der Flug zum Bahnhof Berezwica südlich Tarnopol. Er ist noch nicht im Betrieb, wurde aber auch im Lichtbild festgehalten. Jetzt ließ ich gegen Nordwesten wenden. Tarnopol und im Vordergrund ein Barackenlager bei Petrykow, im Hintergrunde der befestigte Schlossberg von Kutkowce lagen im prächtigen Lichte; sie wurden aufgenommen. Jetzt näherte ich mich der Front, wo die Batterien stehen. Also scharf ausgelugt und mit der Kamera gut gezielt. Mehrere Batterien und eine Gruppe Unterstände wurden auf der Platte festgehalten.

Als ich im Flughafen landete, waren schon drei Flugzeuge zurück, das 4. wurde noch erwartet, nämlich das silberglänzende, das ich um die Wolke schweben sah. Das Flugzeug, das ich so tief unter mir über die Gegend schleifen sah, war überhaupt nicht drüben gewesen. Ein anderes hatte keine ausreichende Höhe erreicht, um weit hinter die Front zu gehen und hatte sich deshalb seiner Bombe über einigen großen Dörfern dicht hinter der russ. Linie entledigt. Der Silberglänzende kam eine Stunde später heim. Er hatte eine so große Bombenlast gehabt, dass er sehr lange Zeit brauchte, um in die kriegsmäßige Höhe zu kommen. Er hatte in Borki schon einen größeren Brand feststellen können.

Meine Lichtbilder von diesem Fluge, insbesondere die Aufnahmen von Borki und Tarnopol sind ganz ausgezeichnet gelungen. Freilich die Bombenwirkung war noch nicht darauf zu erkennen. Ich füge Dir das Echo de Bulgarie bei. Du siehst daraus, wie es jetzt zwischen Bulgarien und Griechenland steht.

..... Jetzt sieht mir die Sache aus, als würde der Orlog noch recht lange dauern. Ich habe deshalb beschlossen, auch einmal um Heimaturlaub nachzusuchen.

Seit gestern Morgen haben wir ununterbrochen Schneefall. Als ich heute früh beizeiten zum Flugplatz ging, um nach dem Zustande der Zelte zu sehen, wehte der Schnee wie Flugsand über die Felder und biss in die Augen. Mein kurzer Pelz und meine Hosen überzogen sich mit einer Eiskruste. Wir haben schon Spätnachmittag und noch sind sie nicht trocken.“

Seit dem August 1914 war ich eingezogen, seit September 1914 im Felde. Ich hatte zwar im Februar 1915 in Wurzen meine Mutter und meine Schwestern gesehen. Im November 1915 bekam ich aber doch eine starke Sehnsucht, nach Hause zu fahren. Punkt 127 der allgemeinen Mobilmachungsbestimmungen war längst außer Wirkung getreten. Es gab Urlaub aus dem Felde in die Heimat. Ich reichte ein Urlaubsgesuch ein. Mein Abteilungsführer, Hauptmann Lohmann, gab es unter Befürwortung an das Generalkommando weiter. Dort war erster Adjutant der Major Graf

Waldeck, der sich weder Erlaucht noch Graf, sondern einfach „Herr Major“ anreden ließ und das Wohlwollen in Person war. Er war vor dem Kriege Adjutant beim Generalkommando II in Stettin. Er heiratete im Mai 1919 in Stettin als Oberstleutnant a.D. seine Freundin Gertrud Koblin. Ich war bei der mir freundlichen Gesinnung des Generalkommandos der Bewilligung des Urlaubs sicher. Zu meiner großen Verwunderung musste ich aber Woche um Woche auf die Entscheidung über mein Gesuch warten. Anfang Dezember 1915 wurde der Besuch Wilhelms II. an unserer Front angekündigt. Am Tage vor der Ankunft des Kaisers, am 6. Dezember 1915, erhielt ich den Befehl, am nächsten Morgen auf Erkundung im Raume um Tarnopol zu fliegen und dann bei dem Paradeplatz zu landen, um meine Meldung an den Allerhöchsten Kriegsherrn zu erstatten. An unserer Front war es damals ganz besonders ruhig. Ich flog mit dem Sergeanten Malchow. Wir wurden in der üblichen Weise von der uns vertrauten Abwehrbatterie beschossen. An diesem Tage lagen die Sprengpunkte auffällig schlecht. Wir hörten den Knall der krepierenden Geschosse kaum einmal durch das Motorengeräusch hindurch. Hinter der Russenfront war keinerlei auffällige Bewegung, auch keine bemerkenswerten Verkehrsspuren festzustellen. Wir flogen zum Paradeplatz und landeten dort, wo Hauptmann Lohmann für uns das Landekreuz hatte auslegen lassen. Wie es vorgeschrieben war, setzte ich den Sturzhelm ab und meine Infanteriemütze auf. Darauf begab ich mich zum hölzernen, mit Tannenreis beschlagenen Ehrenbogen, unter dem Wilhelm II den Vorbeimarsch der in der Ruhstellung befindlichen Truppen abnahm. Von allen Seiten wurde ich freundlich begrüßt, vom Grafen Bothmer, vom Obersten Hemer, vom Major Herrgott, vom Obersten von Dommes und Major Paraquin. Man bedeutete mir, noch etwas zu warten. Wenn ich mich recht erinnere, war es der Oberst von Dommes, der mir zuflüsterte, an der Front sei nichts los gewesen. Der Freiherr von Marschall stand vor Wilhelm II, da gerade die Truppen seines Korps vorbeimarschierten. Er winkte mich zur Meldung heran. Ich trat vor Wilhelm II und hatte mein Kartenbrett mit einer etwas verölten Karte in der Hand. Ich erstattete meine, nach der Natur der Sache, wenig inhaltreiche Meldung. Wilhelm II blickte auf meine Karte und fragte, ob die darauf ersichtliche Linie die jetzige Front darstelle. Ich erwiderte ihm: „Das ist die Front vom September, die jetzige haben wir im Kopfe.“ Dann stellte er die schon bei Homer üblichen Fragen: Wer, woher und so weiter. Ich berichtete darauf, dass ich Rechtsanwalt in Leipzig sei. Er brachte nun die Sprache auf die Feste zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmals, deren Rauschen seit dem Oktober 1913 scheinbar noch in ihm nachklang, und auf die Jagd nach dem auf dem Magdeburg-Thüringer Freiladebahnhof entwichenen Zirkuslöwen, die sich daran anschloss. Ich bemerkte hierzu: „Die Löwenjagd stand aber nicht in dem amtlichen Festprogramm.“ Das nahm der Kaiser lächelnd auf. Inzwischen hatte der Freiherr von Marschall das Schächtelchen mit dem EK I in die Hand genommen und hinter dem Rücken des Kaisers zu meinem Angesicht wie lockend hin und her bewegt. Als die Unterredung zu Ende ging, überreichte er das Schächtelchen dem Kaiser und dieser streckte es mir mit einer kraftvollen Handbewegung hin⁹.

Nun trat ich ab und flog mit Malchow nach dem Flughafen bei Zborow. Im Geschäftszimmer fand ich mein genehmigtes Urlaubsgesuch vor und konnte anderen Tages von Lemberg über Breslau nach Leipzig fahren. Mein Kamerad Sonnenburg, der Sohn eines Obersten, der bei einem Startversuch auf dem hartgefrorenen und vereisten Boden aus dem Flugzeug geschleudert worden war und eine Gehirnerschütterung erlitten hatte, reiste mit mir, obwohl der Freiherr von Marschall ihm aus seiner kavalleristischen Erfahrung der Reise als bedenklich, weil verfrüht, widerraten hatte. Er wollte sich in die Pflege seiner Braut, der Tochter des Geheimen Konsistorialrates Winter in Wolfenbüttel, begeben. Wir trennten uns in Breslau. Ich sah ihn später einmal in

⁹ *Kaiser Wilhelm II., geboren 1859 in Berlin als Enkel des alten Kaisers Wilhelm I., gestorben 1941 in Doorn nahe Utrecht, ältester Sohn Kaiser Friedrichs III., der wegen Kehlkopfkrebs nur 99 Tage deutscher Kaiser war; leider, denn er war Anhänger liberaler und englandfreundlicher Ideen. Wilhelm II. war Kaiser ab 1888, aber er war auf sein Amt ungenügend vorbereitet, impulsiv, ungest, unklare Linie, großes Geltungsbedürfnis, kriegerische Reden, ging bei der Novemberrevolution 1918 nach Holland und dankte als deutscher Kaiser ab, nicht aber als preussischer König.*

Braunschweig und einmal in Leipzig und traf ihn am 1. Juni 1957 in Karlshafen an der Weser wieder. Er war während des Zweiten Weltkrieges bis zum Generalleutnant befördert worden und hatte die Beziehungen zu den Kameraden der Fliegerabteilungen 54 und 59 seit 1955 mit Erfolg wieder belebt.

Daheim traf ich alles wohl an. Meine Mutter freute sich, dass sie mich wiedersah und noch dazu mit dem EK I geschmückt, das damals erst in verhältnismäßig geringer Zahl verteilt war. Einige Tage nach meiner Ankunft in Leipzig traf ein gesiegelter Dienstbrief des Generalkommandos Marschall ein. Es enthielt eine Aufnahme meiner Meldung bei Wilhelm II mit der eigenhändigen Widmung: „Zur Erinnerung an den 7. Dezember 1915. Zborow, 11. Dezember 1915 Freiherr Marschall, General der Kavallerie.“ Der alte Herr hatte sich also, wie ich annahm in Anerkennung meiner ergiebigen Meldungen während der Schlacht bei Siemikowce, ein System von Lebenswürdigkeiten für mich ausgedacht. Das lag in seiner menschenfreundlichen Natur. Ich war selbstverständlich nicht der einzige, dem er mit Vorbedacht eine Aufmerksamkeit erwies. Er sorgte im gleichen Sinne für die Truppe im Graben und für den gemeinen Mann. Hätten wir mehr höhere Führer seiner Wesensart gehabt, so wäre es in mancher Hinsicht besser gewesen. Das Lichtbild, das ich mit der Widmung des Kommandierenden erhielt, brachte kurz darnach mit anderen Bildern der damaligen Ostfront die Leipziger Illustrierte Zeitung, was meiner Mutter ganz besonders wohl tat.

Den Urlaub benutzte ich dazu, um bei Quelle & Meyer die Erlaubnis zum Abdruck des Gedichtes Brzeziny von Rudolf Herzog für die Korpszeitung des Korps Marschall zu erwirken. Herr Quelle war willig dazu bereit und erwartete nur eine offizielle Anfrage des Generalkommandos.

Am 25. Dezember 1915 schrieb ich von Leipzig aus an meinen Freund Georg Merseburger nach Marienbourg:

„Seit dem 29. August 1914 war ich nicht in Leipzig. Ich fand den Geist der Leute erstaunlich verschlechtert. Wer zu Orlogsbeginn nicht einberufen war, fragte damals: „Was muss ich tun, um mit hinaus zu kommen?“ Die traurigen Brüder, die jetzt noch hier herumlaufen, fragen ganz schamlos, wie sie sich von der Infanterie wegdrücken können. Die Zivilbehörden und Fachvereine bearbeiten dicke Stöße von Unabkömmlichkeitsgesuchen. Die harmlosesten körperlichen Fehler haben sich bei Unzähligen zur Höhe der schwersten Gebrechen gesteigert. Wer als Achtenklässler von seinem Lehrer eine Schelle erhielt, wird infolgedessen jetzt mit 40 Jahren auf dem getroffenen Ohre taub. Grünwarenhändler lesen am Schaufenster die Zeitung mit einer dicken Lupe. Rheumatismus, Herzleiden, Nachtblindheit und andere schwer nachprüfbar Leiden sind in ihren schwersten Formen ungeheuerlich verbreitet; selbst bekannte Sportsleute, Tennis- und Hockeyspieler und Bergsteiger schleppen sich jetzt mühsam durch die Straßen. Den Beruf zur nachtopfschwenkenden Krankenpflege entdecken jetzt erstaunlich viele in ihrem christlich weichen Herzen. Bei den Kompanien der Ersatz-Bataillone laufen Unmassen dahin zielender Gesuche ein. Wems nicht gelingt, auf oberirdischem und dem entschieden bestrittenen aber doch beschrittenen unterirdischen Wege ganz loszukommen, bohrt sich zum Train. So besinnen sich gerade die Leipziger Millionärssöhne auf ihr Kindheitsideal des Droschkenkutschers und freuen sich, bei einer Trainkolonne Fahrer vom Bock zu werden. Mich wunderts nur, dass der Postillon von Lonjumeau nicht öfter gespielt wird. Später werden diese Herren alle Ehrenmitglieder im Verein herrschaftlicher Kutscher. Rechtsanwalt Dr. Zöphel und Beier II lernten vorsorglich das Kraftfahren. Ganz Kundige wissen auch, dass die Abwehrkanonen weit hinten stehen und gut Beratene melden sich als Monteure zu den Fliegern. Wer bei Infanterie A ist, versucht zu B oder zu C zu kommen oder zur Fußartillerie. Vorm Schützengraben graut es allen. Rechtsanwalt Drucker hat im Anwaltszimmer sehr ängstliche und kleinmütige Reden geführt; er ist gedienter Landsturm II und freut sich ganz und gar nicht auf die Aussicht, noch geholt zu werden.

All die großen Friedensreserveoffiziere, die man oft im bunten Rock sah und denen der Ruf voranging, dass sie im Kasino der Offiziere des Beurlaubtenstandes den großen Becher und die große Lippe schwangen, findest Du hier. Sie verderben die Schneider, weil sie alle Sachen auf Eleganz und nicht auf Feldbrauchbarkeit arbeiten lassen.

Eine besondere Sorte Menschen sind die Heim-Berserker, die mit wilden Reden bei vaterländischen Abenden die Entente vernichten, Fremdwörter mit Sturmangriffen und Trommelfeuer ausmerzen und im Orlogbeginn auch Firmenschilder zerschlugen. Auch bei den Wehrmann-Nagelungen und anderem als heilig betrachtetem Firlefanz sind sie oben an. In unserer Zeit der Surrogate gibts eben auch einen Ersatz für die Bestätigung im Felde. Rechtsanwalt Brecht hat sich durch seine kühnen Marktreden bereits den Ehrensitznamen des deutschen D'Annunzio erworben.

Einzelne Leute, die in der Hauptsache ihrem Berufe nachgingen und ihren Dienst nicht mit Erfolg versahen, hat man schon abgesägt. So geht Junck, M.d.R. (*Mitglied des Reichstags*) wieder im schlichten Kleide des Bürgers. Auch der große Politiker Martin hat es aufgegeben, dem Vaterlande mit der Waffe bei der Rekrutenausbildung zu dienen. Man sieht und, was mehr auffällt, man hört ihn nirgends. Es gibt noch viele, die diesen beiden auf dem Rückwege ins bürgerliche Leben folgen könnten. Das Nationalheldentum der stillen, entsagungsreichen Arbeit ist nicht jedermanns Sache.

Beim Umhören nach Meinungen und Strömungen habe ich recht interessante Dinge erfahren. Der Bruder eines unserer verstorbenen Botschafter sagte mir, dass die hochkonservativen Leute nicht wünschten, dass mit den Feldgrauen draußen viel Sache gemacht werde. Sie täten doch nur ihre Pflicht. Mache man davon Aufhebens, so wecke man ihre politische Begehrlichkeit. Diesen Edelmenschen soll man nach dem Orlog durch Wahlrechtsänderung und Steuerdruck und durch freundliche Gestaltung der Wahlagitation das Leben angenehm gestalten! Wenn ich draußen in einem Soldatengrabe liege, werde ich im Sarge die Gusche wetzen und die Hemdärmel aufstreifen, wenn in der Heimat die Wahlbewegung beginnt. (*Gusche =sächsisch: Mund*)

Fabrikanten, vorzüglich jüdische, die eingezogen werden, suchen für ihre Firma schleunigst größere Kriegsaufträge und lassen sich dann alle unabkömmlich reklamieren. So sagte mir ein sehr sachlicher Herr, der hier im Kommunalwesen öffentlich tätig ist.

Ganz interessant ist die Haltung der Agrarier im allgemeinen und im besonderen. Ein Jugendfreund klagte mir sein Leid, dass ihm der eigene Schwiegervater keine Kartoffeln verkaufte. Herr Bahke-Thallwitz ist von der Reichsregierung aufgefordert worden, mit nach Serbien zu fahren, um dort als Sachverständiger den Schweineeinkauf zu leiten. Er erzählte in der Harmonie beim Essen, er habe das natürlich abgelehnt; er sei doch kein Schweinehändler.

Das sind so einige Seiten der sittlichen Läuterung durch den Weltkrieg. Ich freue mich wieder hinaus. Am 29. Dezember fahre ich „nach Hause“. Mit diesen Leuten hier ist's keine Freude zu leben. Die anständige Gesinnung ist mit der Mobilmachung aus dem Lande herausdestilliert und an die Front gegangen.

Der Orlog wird gewiss noch lange dauern. Hauptträger der Feindschaft wider uns ist und bleibt England. Es hat sich bei dem Geschäft schon bedeutend verrechnet. Der Oberst Boucher, der vor dem Kriege im Großen Generalstab in Paris die Operationsabteilung leitete, schreibt in seinem Buche „L'Allemagne en péril“ (Paris 1914) nur von der Beteiligung der englischen Flotte, äußersten Falles vom corps expéditionnaire von 160.000 Mann. Die Eroberung unserer Auslandsmärkte ist bisher den Engländern nicht geglückt. Ihre Ausfuhr ging zurück. Ihnen gehts wie der Leipziger Bank mit der Trebertrocknung. Sie müssen in das Geschäft immer mehr hineinbro-

cken. Hoffentlich kommt die sichere Pleite.

Bei uns wird alles gestreckt: Mehl, Leder und so weiter. Selbstverständlich bleiben die Geistesvorräte von der Streckung nicht verschont. Wir hatten nach meiner Empfindung aber mehr Geistesvorräte als unsere Gegner. Infolgedessen hat sich trotz mancher Verpatzungen bei uns der Nachteil der Streckung der Geistesvorräte nur mäßig fühlbar gemacht.

Zum Schluss möchte ich Euch einige gute Bücher als Lesestoff für Eure Mußstunden empfehlen, damit Ihr die große Linie der europäischen Ver- und Entwicklungen besser im Auge behaltet. Da ist zunächst das ganz ausgezeichnete Buch des Frhrn. von Chlumecky: „Die Agonie des Dreibundes“ (Leipzig, Franz Deuticke), aus dem Du mit Staunen erkennen wirst, dass es Leute gab, die durch Italiens Abfall nicht überrascht wurden. Bei B. G. Teubner erschien ein Buch des Heidelberger Geographen Hettner über Englands Weltherrschaft, das von großdimensionalem Denken zeugt und auf gediegener Einzelkenntnis beruht. Ich meine gerade für Euch von der Etappen- und Besatzungstruppe muss es wünschenswert sein, den Blick in die Weite zu richten und von der Enge des Bahnschutzes aus mit dem geistigen Auge in größere Ferne zu dringen.“

Im Winter 1915/16 war in Zborow, dem Korpshauptquartier, eine größere Zahl junger Offiziere zusammengezogen, deren militärische Ausbildung in manchen Beziehungen ergänzt wurde, insbesondere auch auf dem Gebiete der Spezialwaffen (Feldartillerie, schwere Artillerie, Pioniere, Nachrichtentruppen usw.). Die Vorträge über die Fliegertruppe trug das Generalkommando mir auf. Ich nehme an, dass mein Abteilungsführer Hauptmann Lohmann ursprünglich dafür ausersehen war, aber mich dafür vorschlug. Die jungen Offiziere waren ein fröhliches Völkchen und eine dankbare Hörerschaft. Ich habe auch einige Abende mit ihnen gezecht. Dabei wurden alte und neue Lieder gesungen. In meinen Vorträgen wertete ich die Erfahrungen unseres Feldzuges in Ostungarn und Ostgalizien anhand des Kriegstagebuches unserer Fliegerabteilung aus. Ich erläuterte ihnen an Hand der Karte unsere Erkundungen am Zwinin während des März 1915, unsere Feststellungen am 7., 8. und 12. Mai 1915 über den Rückzug der Russen aus den Karpaten, der eine Folge des deutschen Durchbruchs zwischen Gorlice und Tarnow war; unsere Erkundungen im Raume um Stryj seit dem 19. Mai 1915 und so weiter bis zur Schlacht von Siemikowce.

Das Generalkommando gab im Herbst die „Korpszeitung des Korps Marschall“ heraus. Schriftleiter war Henner Freiherr von Marschall, der Sohn des Kommandierenden. Als Bulgarien an der Seite der Mittelmächte in den Krieg eintrat, wurde mir aufgetragen, einen Aufsatz über Bulgarien zu schreiben. Ich kramte darin meine Erinnerungen aus: Die Herkunft der Bulgaren von der Wolga, Altbulgarisch als Kirchenslawisch, die Kämpfe der Bulgaren gegen die Türkei, Alexander von Battenberg, Ferdinand von Koburg-Kohary. Ob ich die bulgarische Herkunft der römischen Kaiser Justinus und Justinianus erwähnte, weiß ich nicht mehr. Meine Kenntnis von den Bulgaren beruhte teils auf dem miterlebten Zeitgeschehen, zu einem wesentlichen Teile auf dem, was mir der Universitätsprofessor Dr. Gustav Weigand beim Glase Bier nach den Turnratsitzungen des ATV von seinen Balkanforschungen und Reisen erzählt hatte.

In vielen höheren Stäben hatten die hohen Offiziere ihre Söhne bei sich. Man nannte sie allgemein Dauphin. Sprachkundige redeten von der Einrichtung des Delphinates.

Als ich aus der Heimat nach Zborow zurückgekehrt war, schickte mir mein Sozjus Justizrat Dr. Dietsch einen Brief, der aus Finnland an mich nach Leipzig gekommen war. Als ich 1913 von Helsingfors nach Stettin fuhr, saß mir an Bord des Dampfers Linnea bei den Mahlzeiten Frau Nina Blomquist gegenüber, der ich damals als milden Aufenthalt für den September 1913 Bad Schandau empfahl und der ich auf ihrer Durchreise auch Leipzig gezeigt hatte. Frau Blomquist schrieb nun über eine Dampferfahrt von Helsingfors nach Petersburg im Hinblick auf die etwai-

ge Minensperre, ferner von Rüstungsfabriken in Helsingfors. Ich war der Meinung, dass ich den Brief nicht für mich behalten durfte und wandte mich damit an den Generalstabsoffizier I c, mit dem ich übereinkam, dass ich den Brief beim Generalkommando einreichen und dass dieses ihn an den NO Berlin weiterleiten solle. Das geschah. Der NO Berlin beim stellvertretenden Großen Generalstab in der roten Bude schrieb an das Generalkommando Korps Marschall zurück, ich sei anzuweisen, weitere derartige Zuschriften auf kürzestem Wege nach Berlin zu schicken. Erst im Herbst 1916, als ich von Frankreich aus meinen zweiten Heimaturlaub hatte, fand ich in Leipzig auf der Kanzlei einen zweiten Brief der Nina Blomquist vor. Diesen schickte ich unmittelbar an den NO Berlin, der mir aufgab, eine Antwort an Frau Blomquist zu schreiben und ihm einzusenden. Ich habe eine nichtssagende Antwort verfasst und eingeschickt. Als ich, weil ich Theo von Olshausen besuchen wollte, in Berlin mit bei dem NO Berlin vorsprach, sah ich, dass mein Brief an Frau Blomquist noch nicht abgesandt war, sondern bei den Akten lag. Ich erklärte, dass ich am liebsten mit der Sache nichts weiter zu tun hätte. Etliche Monate später teilte mir mein Sozjus Justizrat Dr. Dietsch mit, dass ein Marinekriegsgerichtsrat aus Hamburg gekommen sei, wahrscheinlich, um mich als ganz gefährlichen Spion zu verhaften. Er hatte sich schon auf dem Polizeipräsidium nach mir erkundigt. Dr. Dietsch hatte ihm gesagt, dass ich die bisherigen Briefe an den NO Berlin abgegeben hätte. Der Marinekriegsgerichtsrat ließ nichts weiter von sich hören. Er hatte eine schöne und wohl sogar mehrtägige Dienstreise nach Leipzig und sicherlich auch noch zum NO Berlin gemacht. Auch von Nina Blomquist habe ich während des Krieges nichts mehr gehört. Erst 1921 oder 1922 schrieb sie mir wieder und kündigte einen Besuch in Leipzig an. Sie war bei uns zum Essen und erzählte, dass sie einmal einen Brief über Hamburg statt über Stettin geschickt hatte. Dieser Brief war in die Hände des Marinekriegsgerichtsrates gelangt. Frau Blomquist war mit dem deutschen Nachrichtendienste unmittelbar in Verbindung getreten. Sie hatte jungen Finnen aus dem Lande zum Eintritt in das finnische Schützenkorps geholfen, das von den Deutschen gebildet und ausgebildet wurde. Schließlich hatte man ihr während des Krieges sogar eine Badekur in Deutschland gestattet. Als sie uns 1921 oder 1922 besuchte, war sie auf der Ausreise nach Kalifornien, wie sie sagte, ihrer Gesundheit wegen. Sie sah ernsthaft krank aus.

Die Russen hatten nach Galizien, vor allem nach Lemberg viel Geschlechtskrankheiten eingeschleppt. Die Syphilis war in Südrussland stark verbreitet. Es ergab sich von selbst, dass sich in Lemberg die Ansteckungsmöglichkeiten für alle Dienstgrade während der russischen Besatzung vermehrt hatten. Die jungen Offiziere suchten und fanden Anschluss an bekannte gut gekleidete Dirnen in einem bestimmten Kaffeehause. Eines der Mädchen, eine große stattliche Erscheinung, die vor allem bei Neuankömmlingen beliebt war, hieß in Fliegerkreisen das Schulflugzeug. In ihrer Gesellschaft war meist eine kleine Krummbeinige zu sehen, die das Fokkerfahrgestell genannt wurde. Wir bekamen damals vom Armeeflugparke Süd zwei Offiziere zugeteilt, die nach ihren eigenen Angaben luetisch waren. Der Oberleutnant S., der aus Danzig stammte, zeigte jedem streng vertraulich die Stellen an seinem Unterarm, wo ihm das Blut für die Wassermannprobe entnommen worden war. Er begab sich ab und zu nach Lemberg zur Untersuchung. Der Leutnant L. de St. A, kurz Stange genannt, war der Sohn eines süddeutschen Divisionskommandeurs. Er hatte sich in Lemberg angesteckt und war sich bei seinem kindlichen Wesen des Ernstes der Krankheit gar nicht bewusst. Da er bei der Frische seiner Ansteckung noch dringend der Behandlung bedurfte, gaben wir ihn wieder an den Park ab. Eines Abends sollten wir wieder einmal gegen Typhus oder Cholera geimpft werden, weil die Feiungsfrist der vorigen Impfung ablief. Unser Sanitätsunteroffizier hatte die Sache mit dem zuständigen Militärortsarzte, einem sogenannten Würmchendoktor (landsturmpflichtiger, also ungedienter Arzt, der den Äskulapstab am Kragen und nicht auf dem Schulterstück trug) vorbereitet. Zu meinem Schrecken sah ich, wie die Impfung begann, ohne dass für jeden Impfling die Nadel der Spritze ausgekocht wurde. Ich begab mich sofort zum Hauptmann Lohmann und wies diesen auf unseren Kameraden Oberleutnant S. hin, dessen Ausheilung doch keineswegs feststand. Der Würmchendoktor musste nun durch den Sanitätsunteroffizier für jeden die Nadel auskochen lassen, so dass etwaige Spirochäten getötet wurden.

Unsere Mannschaften kamen dienstlich nach Lemberg zum Park, wenn dort Betriebsstoff oder Ersatzteile zu holen waren. Wir hatten mit dem Parkführer, damals Papa Thießing, vereinbart, dass er unsere Leute nicht in die Stadt gehen lassen, sondern im Parke festhalten solle. Trotz dieser Vorsichtsmaßnahme hatte sich ein etwa zwanzigjähriger Gemeiner (Flieger) in Lemberg mit Syphilis angesteckt. Er wurde ins Lazarett eingeliefert und nach der Heimat (Dresden) zur Behandlung gebracht. Aus dem Heimatlazarett wurde er zur Fliegerersatzabteilung (Fea) in Großenhain entlassen. Von dort forderten wir ihn wieder an, als er uns mitgeteilt hatte, dass er bei der Fea war. Bald nach seiner Rückkunft glaubte er, es träten bei ihm Sekundärererscheinungen auf. Der arme Kerl quälte sich nun ununterbrochen mit seiner Krankheit. Um ihn unter besserer Obhut zu haben, machte ihn der Feldwebel Pinkenburg zu seinem Putzer. Pinkenburg war Mühlenbesitzer in der Gegend des Steinhuder Meeres und ein wohlwollender Vorgesetzter. Seine Jagdleidenschaft war groß. Hauptmann Lohmann verstand sich deshalb gut mit ihm und gab ihm Anleitungen zu waidmännischem Verhalten. Eines Abends quälte der unglückliche Syphilitiker den Sanitätsunteroffizier, er solle mit ihm zum Arzte gehen. Der tat das und holte den Arzt vom Abendessen. Der Arzt beruhigte den jungen Mann; er konnte keine Krankheitszeichen feststellen. Vom Arzte kam er mit dem Sanitätsunteroffizier zum Hauptmann Lohmann und fragte ihn, ob dieser ihn behalten würde, wenn er noch krank sei. Hauptmann Lohmann beruhigte ihn und sagte ihm, wenn er wirklich noch krank wäre, müsse er eben wieder in der Heimat behandelt werden. Wir würden ihn darnach wieder anfordern. Der arme junge Kerl konnte sich aber nicht fassen. Er schoss sich noch an dem Abend mit dem Karabiner eine Kugel in den Kopf. In sein Notizbuch hatte er geschrieben, er sei unrein und könne deshalb nicht mehr leben; er bat, die wahre Ursache seines Todes seinen Eltern nicht mitzuteilen. Ich verfasste nun den Bericht ans Generalkommando, das nach der Militärstrafgerichtsordnung die Leichenaufhebung durch einen Kriegsgerichtsrat veranlasste. Darnach schlug ich dem Hauptmann Lohmann vor, ein Leichenbegräbnis mit allen militärischen Ehren zu veranstalten und Lichtbildaufnahmen davon an die Eltern des jungen Menschen zu schicken. Hauptmann Lohmann war grundsätzlich dafür, hatte aber Zweifel, ob beim Generalkommando etwa Bedenken wegen des Selbstmordes obwalten würden. Ich erbot mich sofort, die Sache mit dem zweiten Adjutanten, dem Erbprinzen Isenburg, einem Rittmeister der Garde du Corps, zu besprechen. Im Gegensatz zum ersten Adjutanten Grafen Waldeck war Isenburg sehr adelsstolz; er legte großen Wert darauf, dass er mit Durchlaucht angesprochen wurde und erfreute sich geringerer Beliebtheit, weil er eben alles andere als leutselig, nicht einmal homo affabilis war. Für eine dienstliche Rücksprache war er natürlich zu haben. Überdies fand ich ihn besser als seinen Ruf. Ich trug ihm den Fall kurz vor und fragte ihn selbstverständlich nicht, ob er wegen des Selbstmordes Bedenken gegen die militärischen Ehren habe, sondern, wo ich einen Geistlichen finden könne, der bei dem ehrenvollen Begräbnisse mitwirke. Isenburg bedauerte, dass ich nicht einige Stunden früher gekommen sei, weil da der Geistliche der 3. Garde-Reserve-Division gerade mit seiner einspännigen Kutsche von Zborow nach seinem Divisionsstabsquartier abgefahren sei. Bei dieser Sachlage empfahl mir Isenburg, in den Nachbarort Jezierna zu fahren, wo sich beim Stabe einer ungarischen Division drei Geistliche (römisch-katholisch, griechisch-katholisch, evangelisch-reformiert) befanden. Ich fuhr hinüber. Die Russen funkten gerade herein. Wir setzten unseren Personenkraftwagen hinter die Kirche. Ich empfahl meinem Kraftfahrer, Deckung zu suchen und forschte nach dem Quartiere der Feldgeistlichen. Zu meiner nicht geringen Verwunderung waren alle drei in demselben Raume untergebracht. Sie spielten mit sogenannten deutschen Spielkarten zusammen Tarok. Ihre deutschen Sprachkenntnisse reichten zur Verständigung vollkommen aus. Ich brachte mein Anliegen vor. Alle drei waren trotz des Selbstmordes bereit, bei der Beisetzung mitzuwirken. Das evangelisch-lutherische Bekenntnis des Toten spielte keine Rolle. Sie baten mich, zu bestimmen, wer mitkommen solle. Ich entschied mich für den calvinischen Geistlichen. Dieser sagte mir, er könne keine deutsche Grabrede halten, wohl aber ein deutsches Gebet verlesen. Ich versicherte ihm, dass wir im Interesse unseres toten Kameraden und seiner Angehörigen auch dafür dankbar wären, wobei ich für mich behielt, dass mir ja die Hauptsache die Lichtbildaufnahme mit dem Geistlichen im Mittel-

punkte war. Wir fuhren stracks von Jezierna nach Zborow. Dort waren alle Vorbereitungen getroffen. Offiziere und Mannschaften bildeten einen Leichenzug; der Geistliche geleitete den Sarg. Von einer Anhöhe wurde der Zug durch einen Bildgehilfen aufgenommen. Auf dem Soldatenfriedhofe auf einem Waldhügel bei Zborow war das Grab ausgeworfen. Dort setzten wir unseren Toten bei. Der Geistliche sprach sein Gebet. Die Ehrensalue wurde abgegeben. Wir sangen: „Ich hatt' einen Kameraden.“ Auch die feuernde Gruppe im Hochanschlag und die Gruppe am Grabe mit dem Geistlichen nahm der Bildgehilfe auf. Ich schrieb der Mutter einen tröstlichen Brief und sandte ihr die Bilder mit. Aus ihrer Antwort entnahm ich, dass unsere Vorsorge ihren Zweck erfüllt und den Eltern den Verlust erleichtert hatte. In meinen Augen war er ebenso ein Opfer des Krieges wie jene, die die Granaten zerrissen, die Kugeln durchbohrten, das Gas vergiftete oder die Seuchen dahin rafften.

Zu den Bildern, die aus Zborow noch in meinem Gedächtnisse haften, gehört auch die Schanzzeugkolonne, die unter den Fenstern meines Quartiers ausgebildet wurde. Dort wurde Einzel-exerzieren (Detail-exerzieren oder wie die Mannschaften früher bei 107 sagten: Daldal) geübt. Regelmäßig waren nur einige zwanzig Mann zum Dienste angetreten. Sie wurden nach der Sprache in Abteilungen geteilt: eine größere Abteilung Kroaten, einige wenige Deutsche, eine kleine Abteilung Magyaren, etliche Rumänen. Bemerkenswert schien mir, dass die Kroaten untereinander magyarisch sprachen. Mein Freund Krulisz erläuterte mir das überzeugend: „Magyarisch ist die Sprache der Herren!“ Die gleiche Beobachtung berichtete mir 1909 der Stadtrat E. aus Riga, mit dem ich auf einer Seereise zusammentraf. Er erzählte mir, dass die lettischen Bauern und Landarbeiter in Livland in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts deutsch sprechen wollten, was ihnen aber von den baltischen Baronen auf sehr rauhe Weise untersagt wurde. Auch die Neger in Deutsch-Ostafrika wollten ab und zu die Sprache der Herren statt des Kisuahili reden. Die deutschen Ansiedler wollten das jedoch nicht dulden. Den Magyaren, die in ihrem Nationalitätenstaate nicht die Mehrheit bildeten, war die Neigung jener Kroaten, magyarisch zu sprechen nur erwünscht. Sie waren sehr für Magyarisierung.

Zu unserer Abteilung gehörten damals der Oberleutnant Stresemann von den Oschatzer Ulanen und der Leutnant der Reserve von den Lübener Dragonern Graf Nostitz. Nostitz war mit der Frau des Generals Freiherrn von Marschall, einer geborenen Gräfin Rittberg, verwandt; er war ein sonst umgänglicher Kamerad, leider aber gegenüber dem Alkohol unbeherrscht. Stresemann war ein Sohn des Dresdener Mohrenapothekers und sehr laufbahntüchtig. Damals leugnete er jede Verwandtschaft zu dem damaligen nationalliberalen Politiker, späteren Reichskanzler Dr. Gustav Stresemann; er nahm wohl an, dass seinem militärischen Aufstiege die Beziehungen zu einem Liberalen nicht förderlich seien. Nach dem Kriege hörte ich, dass der Reichsminister Stresemann dem Rittmeister a.D. Stresemann eine Stelle verschafft hätte (wohl bei Sarotti Schokolade). Ein sehr heiterer Kamerad war der Westfale Ascheberg (sprich Askeberg). Die gelassene Vornehmheit seines baltischen Namensvetters lag ihm ganz und gar nicht. Er war auf dem Kadettenkorps gewesen und hatte viel Sinn für die unter ehemaligen Kadetten beliebte Geselligkeit. Er verfügte über einen großen Vorrat von Witzchen und Scherzchen, womit er einen geselligen Kreis unterhalten konnte. Gern trug er die Spottverse und Spottworte auf die verschiedenen Waffengattungen vor, zum Beispiel „die Feldartillerie schießt schlechter als die Fußartillerie, reitet schlechter als die Kavallerie und fährt schlechter als der Train“ oder: „Dragoner ist halb Mensch halb Vieh; er ist berittene Infanterie“ oder: „Die schönste Waffe ist der Train. Er trägt die Waffe nur zum Schein. Damit er keine Menschen tötet, hat man die Klinge festgelötet.“ Sein Lieblingskartenspiel war Mauscheln. Seine persönliche Tapferkeit war nicht zu bezweifeln. Er meldete sich von unserer Erkundungsabteilung zu einem Bombengeschwader. Als er zu einem seiner ersten Nachflüge aufstieg, funkte er an den Flughafen des Geschwaders: „Geht der Mond auch im Osten auf?“

Von meinen Flügen an der Front von Tarnopol habe ich nur noch zwei zu erwähnen, beide mit

dem sehr kurzsichtigen Unteroffizier Flugzeugführer Osswald. Das eine Mal stiegen wir bei schärfster Winterkälte auf und hatten den Seitenkühler mit Filz verhüllt. Bei der Beobachtung nach unten vergaß ich, den Kühler anzufühlen und die Filzhülle zu lösen, als die Sonne höher stieg. Plötzlich ließ die Drehzahl nach. Wir mussten wenden und heimfliegen. Der Kühler hatte gekocht. Einige Kühlrippen waren aufgetrieben. Das Kühlwasser war verdampft und entwichen. Der Motor fraß. Wir landeten gerade noch im Flughafen an. Osswald hatte den Gleitflug etwas flach anlegen müssen, so dass das Flugzeug schließlich schaukelte. Er setzte es aber glatt hin. Je länger umso weniger vertrug ich die sauerstoffarme Luft der höheren Schichten. Schon von 2000 m an hatte ich mit Schläfrigkeit zu kämpfen. Als ich mit Osswald eines Tages südlich von Tarnopol gewesen war, setzte ich ihn beim Rückfluge auf die gerade Staatsstraße, die von Tarnopol nach Lemberg führt. Zu beobachten war nun nichts mehr. Wir hatten nur noch die uns vertraute Abwehrbatterie zu überfliegen. Da Osswald aber kurzsichtig war, so störten ihn die Sprengpunkte nicht. Mich packte die Müdigkeit, die der Sauerstoffmangel auslöste. Plötzlich schlug ich mit dem Sturzhelm an die Karosserie und erwachte. Wir waren mitten im Gleitfluge. Ich schaute hinunter und sah die russischen Gräben noch weit vor uns und noch weiter hin unsere Gräben. Mir war die Lage klar. Der kurzsichtige Osswald glaubte, dass er Jezierna vor sich habe, während es das Dorf auf der russischen Seite war, das Jezierna in seiner Gestalt ziemlich ähnelte. Ich stieß Osswald an und winkte ihm vorwärts. Er ließ den Motor wieder mit vollen Touren laufen. Glücklicherweise waren keine Zündkerzen verölt. In solcher Lage dachte man an Kiew und an Tomsk und glaubte, diese Namen im Motorengeräusch zu hören.

Am 9. Februar 1916 schrieb ich von Zborow aus an Georg Merseburger:

„Ich musste jetzt längere Zeit mit dem Fliegen aussetzen, weil ich nach Rückkehr von meinem Urlaub zunächst einmal eine tüchtige Influenza hatte. Außerdem war nicht allzu viel Flugwetter, sondern mehr „Fliegerwetter“. Am 7. Februar 1916 klärte es gegen Mittag auf. Ich wollte zu einem Fernfluge aufsteigen. 2 Uhr 15 nachmittags brausten wir los. Die Kiste stieg langsam. Wir schraubten uns allmählich hoch, indem wir längs der Front zwischen Kozlow und Siemikowce Kreise zogen. Es wurde gegen 3 Uhr, bis wir auf 1800 m waren und den Kurs gegen Osten nahmen. Etwas südlich von Nastasów zeigten sich die ersten Sprengwolken. Dann kamen sie immer lebhafter. Die Abwehrgeschütze bei Ludwikowka schossen recht gut. Einige Sprengpunkte lagen etwa 50 m über dem Tragdeck, andere kamen mit lautem Krach dicht an den Flugzeugschwanz heran. Ich wollte mir einige Bahnhöfe ansehen. Es gelang mir auch, trotz der verdammten Schießerei, festzustellen, dass der Bahnhof Mikulince (südlich Tarnopol) durch Hilfsgleise und Kriegsrampen erweitert ist. 5 lange Transportzüge standen dort. Bewegung habe ich aber nicht erkannt. Mein Flugzeugführer verwand bald nach links, bald nach rechts. Wir tanzten wild zwischen den Sprengwolken herum. Ich wollte eigentlich nun nach Norden steuern, um den Bahnhof Borki und den in Zbaraz auf Verkehr zu erkunden. In dieser Richtung war aber der Boden mit dichtem Nebel bedeckt. Also kehrten wir über Trembowla um, das mit seiner alten Schlossruine im Sonnenschein drunten lag. Nun ging der Tanz durch den Reigen der Schrapnellwolken zur Strypa zurück. Die plötzlichen Wendungen und Drehungen, die mein braver Flugzeugführer machen musste, wippten mich bisweilen von meinem Sitze empor. Ich hielt nach rückwärts Ausschau, um Mündungsfeuer zu erspähen. Ich glaube auch, dass ich eine Batterie nordwestlich Nastasów erkannt habe. Es war gegen 4 Uhr und noch ziemlich hell, so dass das Mündungsfeuer sich nur als schwaches Aufblitzen zeigte. Als ich im Flughafen landete, hatte das Generalkommando schon angefragt, ob die aufgestiegenen Flugzeuge zurückgekehrt seien. Wahrscheinlich hatten ihm die Divisionen die gute und recht reichliche Beschießung gemeldet. Wir waren übrigens bei aller Tanzerei noch bis auf 2100 m gestiegen.

Am Abend traf für mich der Albrechtsorden mit Schwertern ein. Das ist mein fünfter Kriegsorden. Wie ich über das Auszeichnungswesen denke, schrieb ich Dir schon. Mein Bedarf an Brustschmuck ist nun gedeckt. Von früher her habe ich die Landwehrdienstauszeichnung. Ich trage auch das Abzeichen der Beobachtungsoffiziere und seit einiger Zeit das k. und k. Feldpilotenab-

zeichen.

Wenn der Februar zu Ende ist, werden uns drei Kriegsjahre angerechnet. Ich glaube aber, dass der Orlog noch lange nicht zu Ende ist.“

Am 7. April 1916 schrieb ich an Georg Merseburger meinen letzten Brief von der Ostfront und zwar über das, was Napoleon I die guerre papierassière nannte (*Papierkrieg*):

„Im Militärwochenblatt las ich die Besprechung von Brandenburgs Reichsgründung. Wozu doch der Weltkrieg einem Kompagnieführer Zeit gibt! Er hat freilich in der Vorrede betont, dass die Niederschrift schon vor Orlogsbeginn fertig war.

Im März hatten wir kein Flugwetter. Ich habe mich deshalb eingehender mit der Militärbürokratie beschäftigt. Wir haben eine lange Liste (Folioseite) regelmäßig wiederkehrender Termine. Dazu kommen noch die Meldungen, die nur bei Vorliegen bestimmter Verwaltungsanlässe zu erstatten sind.

Wie einfach die Dinge gehandhabt werden, lehrt mich folgendes Beispiel: Der Stabsoffizier der Flieger versetzt einen Flugzeugführer vom Armeeflugpark zur Feldfliegerabteilung. Das wird an diesen selben Stabsoffizier gemeldet:

- a.) als Kartenänderung (für die Kartothek) auf Quartblatt sofort,
- b.) in der zweiwöchigen Personalbestandsnachweisung auf halbem Bogen, hochgenommen,
- c.) in einer monatlichen Nachweisung auf halbem Bogen, quergenommen,
- d.) im monatlichen Tätigkeitsbericht.

Da die entsprechenden Meldungen sowohl vom Flugpark wie von der Fliegerabteilung zu erstatten sind, wird also die verfügende Dienststelle acht Mal darüber unterrichtet, wie gewissenhaft ihr Befehl ausgeführt ist. Man sollte meinen, dass sich die Befehlsausführung bei der altbewährten preußisch-deutschen Mannszucht eigentlich von selbst versteht.

Dabei soll immer mit Papier gespart werden. Ich glaube, die Kriegsrohstoffabteilung im Kriegsministerium wirkt gerade hierauf hin. Der Nachteil der unzähligen Meldungen ist, dass die Aktenhaltung erschwert wird. In dem Wust der Akten finden dann Adjutanten und Schreiber nicht, was sie brauchen. Die Folge ist wieder, dass bei zusammenfassenden Bearbeitungen die vorgesetzte Dienststelle an die untergebene um sofortige Auskunft über Dinge drahtet, die ihr wiederholt genau gemeldet sind.

Wenn erst einmal die Kriegsakten den Geschichtsschreibern zugänglich sind, werden diese tiefgründige Erwägungen über die Vielfältigkeit der Verwaltungsmeldungen anstellen und eine neue Kriegspsychose konstruieren.“

Am 26. Februar 1916 setzte Falkenhayn die Kronprinzenarmee auf Verdun an¹⁰. Wir wurden im April aus der ostgalizischen Front herausgezogen und verladen. Unser Reiseziel war zunächst unbekannt.

In Czenstochau (*Tschenstochau, Częstochówa*) wurden wir entlaust und dann gings gen Westen. In Péronne, dem hübschen alten Städtchen, das Honoré de Balzac verherrlicht hat, wurden wir ausgeladen (*westlich von Saint-Quentin*). An der Rampe traf ich in sächsischer Jägeruniform den konser-

¹⁰ Erich von Falkenhayn, 1861 bis 1922; 1913 bis 1915 preußischer Kriegsminister, September 1914 bis August 1916 deutscher Generalstabs-Chef, suchte im Gegensatz zu Hindenburg und Ludendorff die Kriegsentscheidung im Westen zu erzwingen. 1916 bis 1918 Armeeführer in Rumänien, Palästina und Litauen.

vativen Landgerichtsrat Krähe aus Zwickau, den ich als Jungnationalliberaler in einer Landtags-Wahlversammlung in Zwickau bekämpft hatte. Wir suchten uns einen Flugplatz beim Dorfe Villévêque westlich von St. Quentin und nahmen Quartier im Herrenhause (manoir) des Gutes Martéville.

Martéville liegt im Lande der Viromandui (wie Caesar sie nannte), en Vermandois. Beim Orte Vermand erhebt sich auf der Westseite des Omignongrundes noch die alte hohe Römerschanze. Der Omignonbach ist ebensowenig reguliert wie sonst die Wasserläufe, die ich in der Picardie und in der Champagne kennen lernte. In dem Unterholze der sumpfigen Niederung gab es noch etwas Standwild, auf das der jagdfreudige Hauptmann Lohmann und der jagdeifrige Feldwebel Pinkenburg pirschten. Waidmannsgeist teilte sich auch den bisher jagdunkundigen Offizieren mit. Mancher lernte die Waidmannssprache jedoch nicht so schnell. So wollte der Leutnant Leistner (ein sächsischer Infanterieoffizier, Fabrikantensohn aus Eibenstock) eines Abends von den Lichtern und Lauschern eines Sechserbockes sprechen, den er im Omignongrund gesehen hatte, und redete von den „Kerzen“ und „Löffeln“.

Wir wurden der zweiten Armee zugeteilt, deren Oberkommando in St. Quentin lag. Unsere Flugzeuge brachten wir anfänglich in den Zelten unter, gingen aber nach einiger Zeit zum Bau von Hallen über. Für den Ausbau unseres Flughafens teilte uns Kogenluft einen Leutnant der Reserve zu, der von Beruf Bauingenieur war. Wir kamen durch seine Mitarbeit zu zweckmäßigen Einrichtungen. Dieser Bauingenieur, ein Bayer, war ein angenehmer Kamerad. Er vertraute den einzelnen Offizieren an, dass er unehelicher Geburt war und deshalb mancherlei Schwierigkeiten überwinden musste, ehe er zum Offizier gewählt und befördert wurde.

Westlich von St. Quentin war ein ansehnlicher Wald, der aus dem Bois d' Holnon und der Forêt de St. Quentin gebildet war. Dort wollten wir uns einige Stämme als Säulen für die Flugzeughallen schlagen. Zu unserer Verwunderung war aber das Betreten des Waldes verboten. Dort hegte das Armeekommando 2 Rehe für seine Hofjagden. Der Wildwechsel durfte nicht gestört werden. Wir nannten den Wald nun den heiligen Hain. Oberjägermeister des Armeekommandos 2 war der zugeteilte reitende Feldjäger von Vietinghoff, der mit den ihm sonst obliegenden Kurierreisen bei weitem nicht voll beschäftigt war. Zu den Jagden ergingen Einladungen. Wer Missfallen an höherer Stelle erregte, wurde nicht wieder eingeladen. Es entwickelte sich ein Kriegsjagdrecht und eine Kriegsjagdsitte. Ich habe mich an solchen Jagden nicht beteiligt, weil ich den Krieg für keine gesellschaftliche Veranstaltung wie etwa einen Wohltätigkeitsball (die ich übrigens auch mied) hielt. Die „di minorum gentium“ (ungefähr: Die „Götter“ vom niederen Stande) erlebten auf den Armeekommando-Jagden übrigens regelmäßig Verdruss, zumeist durch hochmütige Behandlung. Die letzte Treibjagd im heiligen Hain fand im März 1917, in den Tagen der Räumung St. Quentins und des Rückzuges in die Siegfriedlinie statt. Man hatte gut gehegt und brachte es deshalb noch zu einer ansehnlichen Strecke. Die Fischerei im Omignonbache war frei. Unsere Leute fertigten aus dem Maschendrahte, der sonst zur Herstellung von Betten diente, Aalreusen und fingen damit ganz ansehnliche Aale, die sie räucherten. Zur Handgranatenfischerei kamen unsere Leute weniger. Da während des Krieges keine Industrieabwässer in die Flüsse liefen, nahm der Bestand an Fischen merklich zu.

Unsere Nachbarabteilung unterrichtete uns nach unserer Ankunft auf dem westlichen Kriegsschauplatze über ihre bisherigen Erkundungsergebnisse. Wir sahen auf ihren Luftbildern die Anfänge von Joffres Vorbereitungen für die Sommeschlacht¹¹.

Ich wurde bei der Abteilung, die nun die Nummer 269 erhielt, Offizier zur besonderen Verwen-

¹¹ *Französischer Marschall Joseph Joffre, 1852 bis 1931, ermöglichte als Oberbefehlshaber den Erfolg der Marneschlacht. Er wurde nach der Sommeschlacht 1916 abgesetzt.*

dung, hatte also die Verwaltungsgeschäfte zu führen und war bei der Erkundung nicht mehr tätig. Leute meines Alters nahm die Fliegertruppe nicht mehr als fliegendes Personal auf. Auch die Erkundungsergebnisse unserer Abteilung zeigten zunehmende Angriffsvorbereitungen: Joffre-Koffer, Gleisklauen für Eisenbahngeschütze und so weiter. Es hieß, dass Falkenhayn an die Angriffsvorbereitungen des Feindes an der Somme nicht glauben wolle. Der General Grüner, der beim Armeeoberkommando 2 Chef des Stabes war, habe sich deshalb mit Falkenhayn überworfen. Die Haltung Falkenhayns war psychologisch verständlich. Er hatte im Februar 1916 Verdun angegriffen und behauptete, dass dort die Kraft der Franzosen erlahme und ihre Menschenvorräte sich erschöpften. Das stand in einem Lagebericht der Obersten Heeresleitung, den ich im April 1916 auf dem Generalkommando in Zborow zu lesen bekam. Also konnte und durfte er nicht glauben, dass an einer anderen Frontstelle gewaltige Angriffsvorbereitungen im Gange sein könnten.

An einem prächtigen Sommertage Ende Juni 1916 schlugen die Engländer nördlich, die Franzosen südlich der Somme los. Die Sache begann mit einem mehrtägigen Trommelfeuer und dem Abschuss unserer Fesselballone. Nicht die Truppe, wohl aber die Oberste Heeresleitung war durch den Angriff überrascht. In diesen Tagen übernahm der Generalstabshauptmann Hoth die Führung der Abteilung 269, der Generalstabshauptmann Egan-Krieger die Führung einer Nachbarabteilung. Beide wurden an der Hand der Luftbildaufnahmen über die seit langem getroffenen Vorbereitungen des Feindes unterrichtet. Egan-Krieger hat in seiner impulsiven Art wohl Abzüge der Bilder unmittelbar an die Oberste Heeresleitung geschickt. Falkenhayn konnte dem Feinde nicht entsprechende Kriegsmaschinerie entgegensetzen. Also machte er es wie im Herbst 1914 in Flandern und im Frühjahr 1915 vor Verdun. Er warf eben Menschen und immer wieder Menschen in den Wurstkessel. Ich fuhr damals mit dem Hauptmann Hoth durch das Operationsgebiet. Im prächtigen Sonnenschein lagerten unter den Obstbäumen die rasch herangebrachten Infanterieregimenter. Hauptmann Hoth wies auf sie hin und sagte: „Morgen sind sie alle tot.“ Gegen Falkenhayn regte sich eine wachsende Verbitterung. Man erzählte, dass er seiner Zeit wegen seiner Spielschulden aus dem deutschen Dienste schied und als Instrukteur zu den Chinesen gegangen war. Graf Waldersee habe ihn nach dem Boxeraufstand wieder mit nach der Heimat gebracht. Er sei aber ein Glücksspieler geblieben. Den Kaiser begrüßte er mit Fußfall, Handkuss und den Worten: „Gott segne Eure kaiserliche Majestät.“ Wilhelm II. habe darauf segnend geantwortet: „Gott segne Sie, mein lieber Falkenhayn!“

Wir erbeuteten später Schriftstücke, aus denen wir ersahen, dass die Franzosen und Engländer an der Somme uns mit Flugzeugen dreizehnfach überlegen waren. Diese Angabe stimmte annähernd mit unseren Berechnungen, die Kofl 2 nach der Sommeschlacht an Kogenluft berichtete. Die artilleristische Überlegenheit betrug mindestens ebensoviel. Die Leistungen unserer Leute gegenüber dieser vielfachen Überlegenheit sind wunderbar. In jener Zeit begannen die Glanzleistungen der Jagdflieger Immelmann und vor allem Bölcke, der ein Führer war, ein bedeutender, der bei seiner Jagdstaffel verehrt wurde (*Max Immelmann, geboren 1890, abgestürzt 1916*).

Als die Nachricht kam, dass Falkenhayn aus der Obersten Heeresleitung entfernt war, atmeten wir auf. Die Maßnahmen, die Ludendorff unter der Mitverantwortung von Hindenburg traf, warben unser Vertrauen. Er gab die Dienstvorschrift über die Abwehrschlacht im Stellungskriege heraus, die uns wie ein Schritt aus dem Falkenhaynschen Irrenhause in das Land des Verstandes vorkam. Die neue Taktik führte zu einer Festigung der erschütterten Front.

Die Schlacht bei Tannenberg hatte das Vertrauen des Volkes und des Heeres zu Ludendorff geschaffen. Ein Nimbus der Genialität schien sich um sein und Hindenburgs Haupt zu bilden. Aber bald hörte man, dass der große Erfolg bei Tannenberg auf die Riesentorheit der russischen Funker zurückzuführen sei. Diese hatten den neuen Chiffreschlüssel mit Hilfe des vorwöchentlichen die Front entlang gefunkt und in ihrer maßlosen Dämlichkeit nicht daran gedacht, dass der

alte Schlüssel unseren Dechiffrierern bekannt war. So kam, dass vor unserer Armee kein Geheimnis über die Vorgänge bei den Russen bestand, während diese nicht wussten, was bei uns vorging¹².

In Martéville machte mir das in Rohatyn erworbene Darmleiden schwer zu schaffen. Mich plagten heftige Schmerzen und blutige Durchfälle. Der Arzt empfahl mir bolus alba (*absorptionsfähiger, weißer Ton*), die ich in größeren Mengen verzehrte und die die Schmerzen auch vorübergehend linderte. Ich begab mich auch zeitweilig in Lazarettbehandlung. Einige Zeit war ich im Orphelinat in St. Quentin, worin ein Lazarett eingerichtet war. Von da wurde ich in das Lazarett in Avesnes überwiesen. Die Lazarettkost brachte mir eine Erleichterung, hat aber die blutigen Durchfälle nur vorübergehend behoben. In Avesnes waren wir zu fünft in einem Privathaus untergebracht: Ein Hauptmann der Feldartillerie, der Richter an einem kleinen Amtsgericht war, ein Feldwebelleutnant, der auf der Generalinspektion der Fußartillerie tätig gewesen war, der Leutnant der Reserve Stoffregen aus Hamburg. Dazu kam noch, wie unsere Ordonnanz eines Tages meldete: „Der Prinz Leopold von Bayern“. In Wirklichkeit war das der Kaufmann Leopold Prinz, der bayerischer Leutnant der Reserve war. An seinem Koffer stand deutlich: Leopold Prinz. Dem armen Kerl war der kleine Splitter einer Granate über dem Auge ins Gehirn gedrungen. Ich hörte später, dass die Verletzungen zu verhängnisvollen Folgen führten. Wir haben uns recht gut vertragen. Eines Tages sprang Stoffregen, der still die Zeitung las, plötzlich vom Tische auf und schrie: „Hurrah! Unser Kommandierender hat den pour le mérite bekommen. Nun werden wir nicht mehr so blödsinnig eingesetzt!“ Stoffregens Freude war nach der allgemeinen Kriegserfahrung nicht unbegründet. Regelmäßig wurden die Stäbe mit den höchsten Auszeichnungen bedacht, deren Truppen die schwersten blutigen Verluste hatten. Das Auszeichnungswesen lief also praktisch auf Menschenvergeudung hinaus.

Der evangelisch-lutherische Etappengeistliche Pfarrer Schulze aus Waldheim in Sachsen lud Stoffregen und mich zu einer Flasche Rotspan nach seinem Quartier. Es war ein gebildeter und umgänglicher Herr, mit dem wir in Avesnes gute Freundschaft hielten. Er begegnete mir erst in der Nazizeit wieder bei der Bestattung meines Freundes, des Ministerialrates Dr. Alexander Starke, auf dem Weißen Hirsch bei Dresden. Beide hatten der SPD angehört. Starke war wegen seiner offenen Tuberkulose aus dem sächsischen Justizministerium ausgeschieden. Schulze war aus seinem Amte als Anstaltsgeistlicher in Waldheim von den Nazi entlassen worden.

Durch Pfarrer Schulze hörten wir Genaueres über den Etappenkommandanten Major von Mehring, den die Franzosen Duc d'Avesnes nannten. Er war der Sohn des berühmten hallischen Medizinprofessors, dessen Lehrbuch der inneren Krankheiten zahlreiche Auflagen erlebte. Der Major hatte nach seinem Ausscheiden aus dem Heeresdienst und nach Scheidung seiner Ehe vor dem Kriege zeitweilig in Leipzig gewohnt. In St. Quentin hatte man sich mit Entrüstung über seine Diebstähle unterhalten. Ich hatte mir seinen Namen gemerkt, wusste aber nicht, wo er seinen Standort hatte. In Avesnes las ich seinen Namen unter Maueranschlägen und wurde dadurch veranlasst, den Pfarrer Schulze nach ihm zu fragen. Was wir hörten, überstieg alles, was man geraunt hatte. Es waren komische Einzelheiten dabei. So war ein silberner Milchgießer aus dem Quartier der Offiziersmesse abhanden gekommen um die Zeit, wo ein Landsturmmann auf Ur-

¹² Paul von Beneckendorff und von Hindenburg, geboren 1847 in Posen, gestorben 1934 in Neudeck. Nach Generalstabslaufbahn 1911 pensioniert, ab August 1914 Oberbefehlshaber der 8. Armee, mit der er die Russen bei Tannenberg und an den Masurischen Seen entscheidend schlug, ab November 1914 Generalfeldmarschall, der als Befreier Ostpreußens durch die Winterschlacht in den Masuren bis Februar 1915 große Volkstümlichkeit gewonnen hatte, weil besonders die Kosaken dort unglaubliche Greuel verübt hatten. Als Chef des Generalstabs des Feldheeres seit August 1916 hatte er mit Ludendorff großen politischen Einfluss, verlangte im Oktober 1918 wegen der aussichtslosen Lage Waffenstillstandsverhandlungen, leitete trotz Revolution den geordneten Rückzug und die Demobilisation des Heeres und kehrte 1919 ins Privatleben zurück. 1925 als Kandidat der Rechtsparteien zum Reichspräsidenten gewählt, 1932 als Gegenkandidat zu Adolf Hitler wiedergewählt. Nach mehreren anderen berief er nach langem Zögern am 30. Januar 1933 Hitler zum Reichskanzler, konnte danach die Beseitigung der Republik und die Errichtung der Diktatur nicht verhindern.

laub fuhr. Als dieser in den Etappenort Avesnes zurückkommt, hält man ihm vor: „Lehmann, Sie haben den silbernen Milchgießer geklaut!“ Lehmann stellt das entrüstet in Abrede. Man hält ihm vor: „Lehmann, den silbernen Milchgießer haben Sie doch mit nach Deutschland genommen.“ Lehmann antwortet: „Jawohl, aber den habe ich in Halle an die Mutter des Herrn Major von Mehring abliefern müssen!“ Die Landsturmlaute sahen also gewissenhaft nach, was der Herr Major von Mehring in den Paketen an seine Mutter schickte. Die Bombe war geplatzt, als von Mehring auf Urlaub in der Heimat war. Der Zahlmeister einer benachbarten Etappenkommandantur hatte bei einem Essen rauh heraus behauptet: „Der Major von Mehring ist ein Verbrecher und gehört ins Zuchthaus.“ Das hatte man dem Mehring pflichtschuldig nach der Rückkehr aus dem Urlaub mitgeteilt. Darauf hatte er gemeint: „Nun muss ich den Zahlmeister wohl verklagen?“ Als man ihm klar machte, dass das für ihn wohl schief ablaufen würde, hatte er sich rasch bereit gefunden, seinen Abschied zu nehmen. Er schrieb dann von Deutschland aus an den Pastor Schulze, er solle ihm seine Koffer schicken, aber herausnehmen, was nicht hinein gehöre. Bei der Durchsicht habe man allerhand gefunden: Seidene Lampenschirme, Damenpelze, silberne Löffel und so weiter. Gebärdet hatte sich der Duc d'Avesnes überfein. Aß einer an seiner Tafel den Kuchen zum Nachtschisch mit dem Löffel, statt, wie er es erwartete, mit der Gabel, so befahl er, dieses „Schwein“ nicht wieder einzuladen. Bei Ausfahrten streute er gelegentlich Geld unter die Kinder und die Armen aus. Als die geschlechtskranken Frauen im Operations- und Etappengebiet zwecks Abschiebung gesammelt wurden, ließ er die armen Geschöpfe igeln, d.h. ihnen das Haupthaar ganz kurz schneiden. Dann schenkte er ihnen wieder Schokolade. Den französischen Fleischern erlaubte er, mehr Vieh zu schlachten, als die Rationierung gestattete; dafür mussten diese die Zungen und Lenden an seine Tafel liefern. Die Kassen sollen auch nicht gestimmt haben. Er hatte seine besondere Art, sich in die Kassengeschäfte zu mischen. Es war sogar die Rede davon, dass er Pferde und Kraftwagen für seine Rechnung in die Heimat verfrachtet hätte. Die Französin, in deren Gaststätte wir unseren Kaffee tranken, meinte vom Duc d'Avesnes: „Il a commis des erreurs; mais nous nous sommes trouvés très bien avec lui“ (*Er hatte Fehler, aber wir sind mit ihm sehr gut zurecht gekommen*). Die Untersuchung gegen ihn wurde mit dem politischen Ungeschick geführt, das die Ära Wilhelms II. kennzeichnet. Man vernahm grundsätzlich keine Franzosen und nach Möglichkeit auch keine Mannschaften als Zeugen. Das sollte dem deutschen Ansehen und der Disziplin nützen! Bei der weit verbreiteten Kenntnis von den Verbrechen des Majors von Mehring entstand bei den Mannschaften ebensowohl wie bei den Franzosen die Meinung, dass einem deutschen Offizier wegen solcher Verbrechen nichts geschähe. Als ich im September 1918 in Le Quesnoy meinem Quartierwirt, einem Fleischermeister, der bemerkenswerterweise von Mehring wusste („il a volé“ = *er hat geklaut*), mitteilte, er sei nach der Schweiz geflüchtet, von dort ausgeliefert und in Magdeburg abgeurteilt worden, war er vor Staunen fast sprachlos und fragte mich: „Aber warum hat man das uns nicht gesagt?“

Mit dem Feldwebelleutnant kam ich gelegentlich auf den Kornwalzerprozess zu sprechen. Angestellte der Kruppschen Handelsvertretung in Berlin und Beamte von Zentralstellen des Reiches waren wegen Bestechung angeklagt. Es hatte sich für Krupp darum gehandelt, auf unterirdischem Wege die Preise zu erfahren, die die Rheinische Metallwarenfabrik (Erhardt) in Düsseldorf bei Ausschreibungen des Reiches für Lieferungen forderte. Die gesammelten unterirdischen Nachrichten meldete die Kruppsche Handelsvertretung unter vereinbarten Stichworten nach einem Sondercode nach Essen. Eines dieser Stichworte, womit die unterirdischen Nachrichten bezeichnet wurden, war „Kornwalzer“, wovon der Prozess seinen Namen erhielt. Die Sache wurde durch Angriffe der Sozialdemokraten auf die Firma F. A. Krupp im Reichstage aufgerollt. Die Staatsanwaltschaft hatte die Sache mit großem Wohlwollen für die Kruppschen Angestellten erörtert. Freilich war es ihr nicht möglich gewesen, die Erörterung so ganz auf Einstellung zu führen. Immerhin sagte mir damals mein Vetter Georg Mothes, der in Essen die Lafettenwerkstatt II leitete: „Na, Gott sei Dank, dass nicht mehr herausgekommen ist“. Der Feldwebelleutnant hatte auf der Generalinspektion der Fußartillerie gerade zu einer Zeit gearbeitet, wo die unterirdische Nachrichtensammlung der Kruppleute im besten Gange war. Hier habe ich noch ein-

zuschalten, dass Krupp eine Methode der Korruption in die Beamtenschaft eingeführt hat, die ich in Zeitungsartikeln gelegentlich Kruppisierung genannt habe. Er machte sich einzelne Beamte dienstbar und nutzte sie so lange aus, bis ihre Stellung unhaltbar wurde. Dann übernahm er sie gegen hohes Gehalt in seinen Dienst. So hatte er auch Beamte aus dem mittleren Dienste der Generalinspektion der Fußartillerie übernommen und bei seiner Berliner Handelsvertretung angestellt. Diese waren nun noch mit ihren früheren Amtsgenossen vertraut, gingen in deren Dienstzimmern zwanglos aus und ein, griffen ebenso zwanglos in die Aktenregale und sahen nach, welche Preise Rheinmetall forderte. Gefälligkeitsdarlehen, Kegelabende und so weiter dienten nur zur Förderung des zwanglosen Verkehrs.

Im September 1916 fuhr ich zum zweiten Male auf Heimaturlaub. Ich fand in Deutschland die Menschen seit dem Dezember 1915 ungeheuer verändert. Für klug und tüchtig galt jetzt der, der sich vor dem Kriegsdienste drückte, der in der Heimat oder bei einem höheren Stabe einen sicheren Posten gewann. Wenn er als Akademiker den Abort scheuerte oder als Großkaufmann Postordonnanz bei einer der unzähligen Dienststellen der Heimat ward, galt das als Erfolg hoher Intelligenz. Dann gab es Leute, die im Frieden vom wilden Soldaten gebissen waren, die sich schon in die Friedensuniform für den Ernstfall lederne Hosentaschen machen ließen und die als Reserveoffiziere edle irische und englische Pferde anschafften, um an dem heiß ersehnten Mobilmachungstage auf einem prächtigen Schlachtrosse auszurücken wie Alexander von Mazedonien auf dem Buzephalus. Diese trugen nun in der Heimat Lackstiefeln und bunte Mützen, waren in den allerwichtigsten Stellen bei militärischen Heimatbehörden, zum Beispiel stellvertretendes Generalkommando, Kriegsamt, Postüberwachungsstelle. Tagsüber gingen sie wie junge Kriegsgötter durch die Straßen und achteten scharf darauf, dass die Landsturmlaute, die von der Front auf Heimaturlaub kamen, vorschriftsmäßige Ehrenerweisungen machten. Abends siegten die Helden am Biertisch, annektierten Luxemburg, Belgien, das Becken von Briey, Kongresspolen wenigstens zum Teil. Die Nahrungssorgen griffen schon um sich. Ein Gänsebraten oder ein Schweinsrücken waren unendlich viel wichtiger als ein beachtlicher Geländegewinn an der Front. Als ich durchs Rosenthal nach der Marbachstraße zu meinem Freunde Armin Hahnemann ging, traf ich unterwegs den Justizrat Haebler, den wir Anwälte ob seines klugen Kopfes, seines lauterer Charakters und seiner vornehmen Denkweise verehrten. Ihm klagte ich mein Leid und sagte ihm, dass es mir in der Heimat gar nicht gefallen wolle. Er gab mir mit meinen Beobachtungen recht und sagte, ehrlich wie er war: „Es ist richtig, wir sind anders, sind kleiner geworden“.

Um jene Zeit erzählte man draußen Geschichten, die das Verhältnis von Feld und Heimat kennzeichneten. So wurde berichtet, dass in Danzig ein General auf der Straße einen Landsturmmann von der Front wegen lässiger Ehrenerweisungen gestellt und zurechtgewiesen habe und im Anschluss daran bemerkte: „Sie wissen wohl nicht, wer ich bin, ich bin der Gouverneur von Danzig!“ Darauf habe der Landsturmmann erwidert: „Aber da haben Sie ein feines Bummelchen! Sehen Sie nur zu, dass Sie das behalten“.

Als ich wieder ins Feld kam, traf ich meine Abteilung 269 noch in Martéville. Hoth hatte die Führung wieder an Lohmann abgegeben. Als neuer Beobachter trat ein Oberleutnant von Wedell von den ostpreußischen Dragonern ein. Er stammte aus Estland. Seine Mutter war eine geborene Gräfin Stackelberg. Sein Onkel Stackelberg war Hofmeister am Zarenhofe in Petersburg und wurde zu Beginn der Kerenskij-Revolution ermordet. Das Wesen der baltischen Barone liegt uns Reichsdeutschen nicht, vor allem nicht den kleinbürgerlichen Kreisen, aus denen die Massen der Offiziere, der aktiven und der des Beurlaubtenstandes stammte. Für Wedell war es deshalb nicht leicht, die in der Fliegertruppe hergebrachte nahe kameradschaftliche Fühlung zu gewinnen. Es fiel ihm schwerer als dem Grafen Pappenheim oder dem Grafen Nostitz. Ich persönlich kam leidlich gut mit ihm aus. Seinem unausgesprochenen, aber zwischen den Zeilen stets fühlbaren baltischen Adelsstolz setzte ich meinen Bürgerstolz entgegen.

Im Park von Martéville erschien ab und zu ein alter Herr in Generalsuniform mit vier Sternen auf dem Achselstück. Meine militärische Rangkenntnis reichte bis zu den drei Sternen des Generalobersten. Ich musste erst ergründen, dass es auch einen Generalobersten mit dem Range eines Feldmarschalls gab, und das war der Herzog von Meininge, der dem Prinzen Georg von Sachsen 1902 in der Stellung des Armeeeinspektors gefolgt war, als dieser zum Throne berufen wurde. Ich habe mich im Parke von Martéville wiederholt mit dem Herzoge unterhalten. Er war in seinem Wesen zwar schlicht, aber sehr greisenhaft. Es war deshalb unmöglich gewesen, ihm noch ein Kommando zu übertragen.

Eines Nachts wurden wir durch dumpfe Detonationen und einen weitausgebreiteten Feuerschein am Westhimmel geweckt. Das war Köhls gewaltiger Erfolg, ein Bombenerfolg im engsten Wortsinne. Er hat bei einem nächtlichen Fluge das riesige Munitionslager der Franzosen bei Cérissy mit Bomben belegt. Nun ging Stapel nach Stapel in die Luft. Als im März 1918 der Angriff bis gegen Amiens vorgetragen war, habe ich mit Major Hähnel auch die Stätte dieses Munitionslagers besucht. Wir sahen da, welche gewaltige Menge Granaten Köhl vernichtet hatte. Übrigens lernten die Feinde aus diesem Schaden und zogen die Stapel viel weiter auseinander, versenkten sie auch etwas tiefer in die Erde. Köhl ward der Bahnbrecher des nächtlichen Bombenfluges wie Bölcke des Geschwaderjagdfluges. Als ihm 1928 der erste Atlantikflug von Europa nach Amerika gelang, hat jeder Feldflieger sich seines Erfolges gefreut.

Ich besorgte auch die Geschäfte des Ortskommandanten in Martéville, die keine Last bedeuteten. Der Ort hatte nur wenig Einwohner, die in den Drescherhäusern wohnten. Auf dem Gute war ein chef de culture (*Landwirtschaftlicher Leiter*), der mir erzählte, dass zur Bestellung und Ernte im Frieden Wanderarbeiter aus Belgien kämen; denn auch die französische Landwirtschaft litt unter Leutenot, es fehle an der „main d'oeuvre“. Mit dem Schäfer (berger) war die Verständigung nicht leicht. Er sprach ein pikardisches Patois. Eines Tages rief er mich zu seiner Herde und sagte mir, die Schafe hätten la gale. Dabei legte er ein brébis auf den Rücken und zeigte mir die Stellen, wo die Räummilben saßen. Ich hatte das Wort la gale auf der Nikolaischule nicht gelernt, auch war es mir beim Lesen französischer Bücher und Zeitungen nicht begegnet. Im Château gabs ein dickes landwirtschaftliches Wörterbuch, ein dictionnaire d'agriculture. Das schlug ich nach. Nach der Beschreibung wurde mir klar, dass la gale die Räude ist. Ich meldete also dem für diesen Teil des Operationsgebietes zuständigen Generalkommando, dass die Schafe auf Martéville rüdig seien. Darauf erschien der Korpsveterinär und ordnete die Überführung der Herde nach dem Schlachthofe in St. Quentin an.

Einige Sorge machte mir eine Gruppe junger Franzosen in wehrpflichtigem Alter. Diese wurden interniert und unter Aufsicht mit Arbeit beschäftigt. Eine Gruppe solcher junger Leute waren in Martéville untergebracht. Ich weiß nicht mehr, ob sie Erntearbeiten verrichteten oder Sparmetall und Schrott sammelten. Der Landsturmmann, der die Gruppe beaufsichtigte, meldete mir eines Tages, dass eines der Kerlchen durchgegangen sei. Seine Eltern wohnten in St. Quentin. Wir nahmen an, dass ihn das Heimweh gepackt hätte. So wars auch; er wurde in der Wohnung seiner Eltern gefunden und wieder hergeholt. Nun hatte er natürlich Angst vor Strafe. Ihm war bange vor dem Andiewandstellen und ähnlichen lebensgefährlichen Maßnahmen. Ich ließ ihn längere Zeit in der Angst schweben und versicherte ihm und seinen Freunden, die sich für sein Schicksal interessierten, die Sache sei sehr gefährlich, er werde sehr streng bestraft werden. Das verlange meine vorgesetzte Behörde. Er wurde dann wegen Milde vorstellig. Ich ließ mir von ihm feierlich versprechen, dass er nicht wieder ausreißen würde. Er blieb ungestraft und sah in mir seinen Wohltäter, dem er keinen Verdross bereiten wollte. Er ist deshalb nicht wieder ausgerissen. Gewiss hat ihn das Heimweh manchmal geplagt. Die Türme der Basilika in St. Quentin konnte er von Martéville aus sehen.

Als ich die Geschäfte des Ortskommandanten im Herbst 1916 übernahm, waren keinerlei Akten

oder Aufzeichnungen vorhanden, nicht einmal ein Einwohnerverzeichnis. Als ich auf einer Versammlung der Ortskommandanten darauf hinwies, dass solche Verwaltungsweise, wie sie mein unbekannter Vorgänger geübt hatte, das deutsche Ansehen nicht fördere, erklärte mir der Ortskommandant (man hatte eine mittlere Verwaltungsinstanz geschaffen, die wenig Sinn hatte), den Pisangs (paysans) gehöre ein Tritt in den Arsch. Dann würden sie vor der deutschen Verwaltung schon Respekt haben.

Aus dem weiter vorwärts gelegenen Teile des Operationsgebietes wurden mir eines Tages einige hundert Rinder zugetrieben. Ich ließ sie in der Koppel beim Parke unterbringen und mit Rüben füttern. Die Tiere brüllten nämlich fürchterlich vor Hunger. Am nächsten Tage ließ ich sie nach dem Schlachthofe in St. Quentin treiben. Dabei musste der Gutsmaschinist mit antreten. Ihm hatte ich erlaubt, nach einem mehrere Kilometer entfernten Orte zu gehen. Dort hatte er sich entgegen der Vorschrift, die ich ihm nachdrücklich eingeschärft hatte, nicht beim Ortskommandanten gemeldet. Rinder treiben bis Quentin ist gewiss eine noch weniger unterhaltsame Beschäftigung als Hunde führen bis Bautzen. Die Viecher waren in die Felder gelaufen, um zu fressen. Der Maschinist kam erschöpft und zerschlagen wieder in Martéville an. Er hatte seine Strafe erhalten.

Das Herrenhaus in Martéville hatte seine eigene Wasserleitung. Im Omignongrunde stand ein Stoßheber (Widder). Dieser hob das Wasser in ein großes Becken auf dem Dachboden. An dieses Becken waren die zahlreichen Waschbecken und die Aborte angeschlossen. Eines Tages setzte der Stoßheber aus. Die Ingenieure unter den Offizieren kannten den Bau des Stoßhebers nicht. Sie fragten mich, ob ich damit vertraut sei. Ich entsann mich, dass unser Physiklehrer auf der Nikolaischule in Leipzig uns mit dem Stoßheber bekannt machte. Den Bau und die Wirkung des Stoßhebers hatte ich aber vergessen, gemerkt hatte ich mir seine Bezeichnung als Widder. Ich fand im Bücherschrank des Herrenhauses den großen siebenbändigen Larousse und schlug im ersten Bande das Stichwort „Bélier“ auf. Dabei fand sich eine schematische Zeichnung, die es meinem Kameraden Hendrichs, einem Maschineningenieur, ermöglichte, unsere Wasserleitung rasch wieder in Gang zu setzen.

Unweit von Martéville lag abwärts am Omignonbach das Schloss Caulaincourt in anmutiger Landschaft. Dort war am 9. Dezember 1773 Armand Augustin Louis de Caulaincourt geboren, der in den Dienst Napoleons I trat, zum Divisionsgeneral in der Armee, zum Großstallmeister im Hofdienst aufrückte und zum Herzog von Vicenza ernannt wurde. Von 1807 bis 1811 war er französischer Gesandter in Petersburg, 1814 und während der 100 Tage Minister des Auswärtigen. 1812 begleitete er Napoleon auf dem russischen Feldzuge und fuhr mit ihm im Schlitten aus Russland nach Dresden und weiter nach Paris. Nach der Rücknahme der Front auf die Siegfriedlinie, in der St. Quentin lag, geriet Caulaincourt im Frühjahr 1817 in den Artillerieschussbereich. Das Schloss sank in Trümmer. Nach dem Kriege wurde aus seinem Schutt die Kasette mit dem handschriftlichen Tagebuch ausgegraben, das der Herzog von Vicenza während der Fahrt aus Russland geführt hatte. Eine deutsche Ausgabe davon erschien im Verlage von Velhagen & Klasing. Von Martéville aus unternahm ich mit dem Leutnant Kurzmann kurz vor der Räumung St. Quentins einen Spaziergang nach Caulaincourt. Wir fanden das Schloss unbelegt. In allen Zimmern und Gängen hingen Originalbilder und Zeichnungen aus Russland, insbesondere Volkstypen und Soldaten der verschiedenen Nationalitäten. Wir konnten nicht annehmen, dass der Herzog von Vicenza die vielen Bilder 1812 aus dem brennenden Moskau nach Frankreich brachte. Wahrscheinlich ist vielmehr, dass er sie als französischer Gesandter 1807 bis 1811 in Petersburg sammelte und nach und nach in seine Heimat schickte. Auf der Fahrt 1812 saß er mit Napoleon in demselben Schlitten. Man reiste ohne großen Tross und hatte, wie ich dem Tagebuch entnahm, andere Sorgen als die um die Bilder russischer Volks- und Soldatentypen. Auf Schloss Caulaincourt war im Jahre 1777 auch der Bruder des Duc de Vicenza, der Graf Augustin Jean Gabriel von Caulaincourt geboren, der am 7. September 1812 als Divisionsgeneral bei Borodino

fiel.

Beim Kommando der Flieger 2 (Kofl 2)

Gegen Ende November 1916 holte mich Hauptmann Walther, den ich von Laon und La Fère her kannte, in seinen Stab. Er war seit einiger Zeit Kommandeur der Flieger beim Armeeoberkommando 2 (Kofl 2). Mir war das sehr lieb; denn zu dem neuen Führer der Abteilung 269, dem Hauptmann von der Hagen, konnte ich kein rechtes Verhältnis finden, mit Walther aber war ich doch bekannt. Ich wusste vor allem, dass er ein anständiger Charakter war. Walthers Adjutant, der sächsische Infanterieleutnant Beck (Sohn eines Sanitätsrates im Erzgebirge), machte mir im gleichen Hause, wo er wohnte, Quartier.

Hauptmann Walther war ein gewissenhafter Mann von schlichtem Wesen. Er unterschied sich von manchen anderen Fliegerkommandeuren, die das Bewusstsein ihrer eigenen Bedeutung dadurch zu steigern suchten, dass sie ihren Stab verwickelt organisierten und mit vielen Offizieren aufblähten. Als ich in Walthers Stab eintrat, fand ich dort außer dem Adjutanten Beck nur den Leutnant der Reserve Dr. Kurt Fritzsche vor. Wir begrüßten uns als alte Bekannte. Er war der Sohn des Sanitätsrates Dr. med. Fritzsche in Leipzig. Seine Mutter war eine geborene Cichorius. In meiner Anwaltskanzlei in Leipzig hatte er sechs Monate als Referendar im Vorbereitungsdienst gearbeitet. Wir waren seitdem persönlich befreundet. Als Offizier war er um etliche Jahre dienstälter als ich, weil er sich als Referendar unverzüglich zur Wahl gestellt hatte und mehrere Jahre vor dem Kriege Leutnant geworden war, wogegen ich ja erst im November 1914 Offizier wurde. Walther war während der Sommeschlacht mit zwei Offizieren ausgekommen. Nach meinem Eintritte waren wir immer erst unser nur drei und konnten die Geschäfte mühelos bewältigen. Mit Fritzsche zusammen verfasste ich den Erfahrungsbericht an Kogenluft über die Sommeschlacht. Wir sprachen uns über die große Luftüberlegenheit der Franzosen und der Engländer aus und schilderten insbesondere, wie zu Beginn der Sommeschlacht Ende Juni 1916 die deutschen Fesselballone abgeschossen wurden und die Luftschiffer in heller Verzweiflung bei den Fliegern vergeblich um Schutz nachsuchten. Die feindlichen Jagdflieger waren an Steigfähigkeit, Schnelligkeit, Wendigkeit und Bewaffnung den deutschen Flugzeugen solange überlegen, bis gegen Ende der Sommeschlacht das Fokkerjagdflugzeug an der Front erschien, dessen Maschinengewehr mit dem Propeller so gekoppelt war, dass es zwar noch nicht durch die Propellernabe, aber doch durch den Propellerkreis schoss. Mit diesem Flugzeug konnten Immelmann und Bölke ihre großen Erfolge erringen. Immelmann war ein Einzelgänger. Bölke war ein bedeutender Führer, der bei seiner Jagdstaffel verehrt wurde.

Nach der Sommeschlacht blieb Fritzsche nicht mehr lange bei uns. Er hatte sich an die Palästinafront gemeldet. Wir verlangten deshalb von ihm, dass er sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Teppich setzen müsse, weil ihn der Kofl sonst nicht für die Türkei qualifizieren könne. Nach Fritzsches Abgang übernahm ich die Sammlung der Meldungen, die die Fliegerverbände täglich erstatteten, und ihre Zusammenstellung zu Wochen- und Monatsberichten.

Als ich das Zimmer mit den Schreibmaschinen betrat, sah ich dort, mit Schreiben beschäftigt, den stud. mus. Graetz, den ich auf den jours fixes der Frau Olinda Haberland geborene Crome in Leipzig kennen gelernt hatte. Da die Mannschaften bei der Fliegertruppe „Flieger“ genannt wurden, so war er nun der Flieger Graetz. Sein Vater war Universitätsprofessor in München und hatte ein verbreitetes Lehrbuch der Elektrizität verfasst. Der Adjutant Beck sagte mir, dass Graetz ursprünglich das Fliegen lernen wollte, dafür aber nicht veranlagt war und deshalb nicht in die Flugmaschine, sondern an die Schreibmaschine gelangte. Er verehrt in Leipzig eine angehende Schauspielerin und schrieb ihr großsprecherische Briefe. Da die Familie dieser Schauspie-

lerin Beziehungen zu Ausländern hatte oder gehabt hatte, so durchsuchte die Polizei deren Wohnung und fand dabei aufschneiderische Briefe des Graetz, in denen er sich als angehender Nationalheld der Luft aufspielte und in strategische Geheimnisse eingeweiht schien. Er wurde in eine Untersuchung wegen Spionage mit verwickelt. Hauptmann Walther entfernte den Flieger Graetz aus seinem Stabe und versetzte ihn zunächst zum Armeeflugpark. Nach dem Ersten Weltkriege begegnete er mir in Leipzig. Er hatte das Studium der Musik und der Musikgeschichte aufgegeben und beschäftigte sich mit Bridge. Er lehrte das Bridgespiel und wollte auch Bücher darüber schreiben. Sein weiteres Schicksal kenne ich nicht.

In St. Quentin (ausgesprochen „Sankt Quentin“ ohne Nasal, *auch nicht* Stehquentin oder Heiligquentin) wurde ich leidlich heimisch. Wir besichtigten mehrfach die schöne stattliche Basilika und die Pastelle des Quentin Latour. Im Park stand das Ochsendenkmal und auf dem Marktplatz zur Erinnerung an eine Schlacht bei Quentin ein ansehnliches Kriegerdenkmal. Am Markt war ein Einkehrhaus eingerichtet. Dort sah man gelegentlich den Prinzen Eitel Friedrich von Preußen mit einigen Offizieren seines Stabes. Ich traf mich dort ab und zu mit Walter Krause von der Seidenfirma Plantier & Co. bei einer Flasche Burgunder. Krause führte als alter Kavallerieoffizier eine Munitionskolonnen und lag mit ihr in der Gegend. Ab und zu lud ich ihn auch einmal zu unserer Tischgesellschaft im „Kochloch 2“ ein. Ehe wir Ende März 1917 aus Quentin abrückten, gingen Hauptmann Walther, der Adjutant Beck, Leutnant der Reserve Spiegel und ich nochmals durch die geräumte Stadt und schauten auch in einzelne Häuser. Wir sahen dort viel gediegenen Hausrat, wertvolle Stilmöbel, echte Orientteppiche, Ölgemälde (Landschaften, Familienbilder), Kupferstiche. Alles war dem Untergang geweiht. In einer Erdgeschosswohnung war der Spiegel über dem Kamin mit einer Flasche zerschmettert. Auf der Etikette las ich: „Laque d' Alcool“ (*Spirituslack*). Ein Landser hatte wahrscheinlich geglaubt, dass die Flasche einen Trinkbranntwein enthalte, hatte sie geöffnet, gekostet und im Unmut über die Enttäuschung in den Spiegel geschleudert.

Ich hatte in meinem Dienstzimmer auf meinem großen Arbeitstische eine Karte von der Front der 2. Armee, die in Planquadrate geteilt war. Mit dieser Karte musste ich mich täglich stundenlang beschäftigen und eignete mir dadurch eine genaue Kenntnis der Ortschaften vor unserer Front an. Als Hauptmann Walther eines Abends wie üblich zur Meldung und zum Befehlsempfang beim Chef erschien, suchten zwei Generalstabsoffiziere nach einem Dorf vor der Front, dessen Name in der Abendmeldung eines Truppenteils genannt war. Hauptmann Walther empfahl ihnen, nicht länger zu suchen, sondern mich anzuläuten; ich würde ihnen die Mühe des Suchens ersparen. Scherzeshalber entsprachen die Generalstäbler Walthers Anregung und riefen bei mir an. Ohne auf meine Karte zu schauen, konnte ich sofort aus dem Gedächtnis das richtige Planquadrat nennen. Als Walther vom A.O.K. zurückkam, erzählte er mir den Hergang und freute sich, dass die Sache geklappt hatte.

Eines Morgens nach der Angriffsschlacht bei Cambrai war Hauptmann Walther gehindert, zur Morgenmeldung beim Chef des Stabes auf dem A.O.K. zu erscheinen. Der Chef war damit einverstanden, dass ich an Stelle des Kofl zur Morgenmeldung kam. Da während der Nacht weder Erkundungs- noch Jagdflieger unterwegs waren, und wir zu jener Zeit kein Bombengeschwader bei der Armee hatten, also auch kein „Städtebau“ (so hießen die nächtlichen Bombenangriffe) in Frage kam, so hatte ich am Morgen nichts zu melden. Die Meldungen über die Tagesarbeit der Fliegerverbände hatte ich schon am Abend zusammengestellt und dem Hauptmann Walther zur Abendmeldung mitgegeben. Meine Aufgabe bestand an jenem Morgen nur darin, zu melden, dass die Flieger nichts zu melden hatten. Die Vorgänge bei der Morgenmeldung waren mir trotz der Passivität meiner Rolle ungemein interessant. Wir versammelten uns in dem großen Dienstzimmer des Chefs: der OQ (Oberquartiermeister), der I a, der I b, der I c, der General von der Artillerie, der General der Pioniere, der Bba (Bahnbeauftragte), der Akonach, der Koluft, der Koflak und so weiter. Als der Chef eintrat, nahmen alle militärisch Stellung, durften aber sogleich

wieder bequem stehen. Der Chef fragte seine engeren und weiteren Mitarbeiter reihum ab. Als er alle angehört hatte, wendete er sich und mit ihm die ganze militärische Versammlung nach einem Fernsprechapparat, der in einer Ecke auf einem Sims stand. In heiligem Schweigen blickten alle andachtsvoll nach diesem Fernsprechgerät. Als es läutete, beeilte sich der Chef und hob den Hörer ab. Wir hörten alle die Stimme Ludendorffs. Er war über die Vorgänge bei unserer Armee hochgradig im Bilde, wusste genau Bescheid über die unserer Armee zugeteilten Divisionen und ihren Einsatz. Zuletzt kam er noch auf eine Division zu sprechen, die unsere Armee abgegeben hatte. Über diese Division war er besser unterrichtet als unser Chef. Er wusste, welche Teile dieser Division schon bei ihrem neuen A.O.K. eingetroffen waren, während sich unser Chef erst bei unseren Bba erkunigen musste, was bisher von jener Division abrollte. Wie sich Ludendorff bei dieser Morgenmeldung auf der Höhe zeigte, das gefiel mir. Im Juli 1918, als ich bei der 3. Armee vor Reims war, hatte ich von seiner Führung einen ganz anderen Eindruck. Da war er nicht mehr derselbe Erste Generalquartiermeister¹³.

Einen Teil meiner militärischen Kenntnisse hatte ich als Untertertianer aus Caesars gallischem Krieg entnommen und seitdem behalten. Mit besonderem Interesse hatte ich gelesen, dass Julius Caesar persönlich die Kriegsgefangenen vernahm, um Nachrichten über seine Feinde zu erlangen. Die Vernehmung der Kriegsgefangenen und die Auswertung der Beuteschriftstücke sind sehr wertvolle, geradezu unentbehrliche Erkenntnisquellen. Die Sammlung von Nachrichten über den Feind bedurfte bei dem Umfang der Heere und der Ausdehnung der Kriegsschauplätze einer besonderen Organisation. Im Ersten Weltkriege war jedem A.O.K. ein Nachrichtenoffizier der Obersten Heeresleitung (NO) angegliedert. Beim stellvertretenden Generalstab in Berlin gab es einen „NO Berlin“. Kurze Zeit nach meinem Eintritte bei Kofl 2 trat die Dienststelle des NO 2 durch den Leutnant von Grunelius mit mir in Verbindung, um mich an der Vernehmung der kriegsgefangenen feindlichen Flieger und an der Auswertung der einschlagenden Beuteschriftstücke zu beteiligen. Grunelius war Hilfsnachrichtenoffizier und auf der Dienststelle des NO 2 tätig neben dem Leutnant der Reserve Schoeller, einem Sohne der rheinischen Großindustrie, und neben dem Leutnant der Reserve Pfau, einem Oberlehrer der neueren Sprachen. Er entstammte ebenso wie Bethmann-Hollweg einer Frankfurter Bankiersfamilie. Sein Urgroßvater war schon zur Zeit Napoleons II nach dem Elsass gekommen. Seine Urgroßmutter war eine geborene von Dürkheim, seine Großmutter eine Baronesse von Dietrich. Er stand in engen Beziehungen zu dem alten elsässischen Adel. Seine Verwandten gehörten zu den Notabeln. Französisch sprach er als Muttersprache. Auch das Englische beherrschte er vollkommen. Er hatte in Oxford studiert und dort zu dem Kreise junger Leute gehört, die die Zeitschrift „The Round Table“ herausgaben, wovon ich gelegentlich ein Heft lesen konnte. Nachdem ich eine Zeitlang mit ihm gearbeitet hatte, ging er nach Mesopotamien und schrieb mir auch von dort. Als ich im Oktober 1918 zur Armeeabteilung A kam, begegnete ich ihm plötzlich in Straßburg auf der Straße. Wir aßen dann im „Roten Haus“ zusammen zu Mittag. 1919 überraschte er mich eines Morgens unangemeldet in meiner Wohnung in Leipzig C 1, Lindenstraße 1. Er kam von Stuttgart und war unterwegs nach Dresden oder Berlin. Eine Zeitlang war er im auswärtigen Dienste des Reiches beschäftigt. Als er im Auswärtigen Amte zu Berlin arbeitete, interessierte ich ihn für meinen Kameraden Stephan Tauchnitz.

Ich hatte zwar auf der Nikolaischule die französische Sprache sehr ordentlich gelernt; in Rechtschreibung und Grammatik war ich sehr sicher. Den technischen Wortschatz konnte ich bald vollkommen. Was mir fehlte, war die Sprachfertigkeit. Die einzelnen Wörter und Wendungen,

¹³ *Erich Ludendorff, 1865 bis 1937, im Ersten Weltkrieg Generalstabschef der 8. Armee, mit Hindenburg Leiter der deutschen Kriegsführung im Osten; 1916 als 1. Generalquartiermeister Hindenburgs gleichberechtigt neben diesem mit der militärischen Gesamtleitung betraut, veranlasste den Befehl zum uneingeschränkten U-Boot-Krieg und erreichte den Sturz des Reichskanzlers Theobald von Bethmann-Hollweg Juli 1917, wurde Oktober 1918 abgelöst, kurze Emigration, dann in der völkischen Freiheitsbewegung tätig, Teilnahme am Hitler-Putsch 1923, 1925 NSDAP-Kandidat bei der Reichspräsidentenwahl, gründete den Tannenbergbund, einen Kampfbund gegen Jesuiten, Freimaurer, Juden, Marxisten.*

die man zu einer flüssigen Unterhaltung braucht, hatte ich nicht immer gegenwärtig; ich konnte mich meist nur nach einigem Nachdenken äußern. Das Lesen französischer Schriftstücke verursachte mir keine Mühe. Mein passives Sprachbewusstsein verfügte über einen reichen Wortschatz. Über die Aussprache französischer Wörter war ich grundsätzlich nicht im Zweifel. Weniger sicher war ich bei der Aussprache englischer Wörter. Lesen und Übersetzen englischer Texte bereitete mir keine Schwierigkeiten. Übung im Englischsprechen hatte ich nur bei meinen Ferienreisen nach England und den USA sowie auf einer Nordlandfahrt in Gesellschaft von 300 Amerikanern gehabt. Zur Vernehmung von Kriegsgefangenen war die Sprechfertigkeit ganz gewiss von sehr großer Bedeutung, reichte aber allein nicht aus. Man musste verstehen, die Menschen gesprächsweise zu Mitteilungen anzuregen. Darin war ich durch meine Tätigkeit in der Rechtspflege seit 1899 geübt. Insbesondere hatte ich als Rechtsanwalt mich nahezu täglich mit der Befragung von Auftraggebern, Zeugen und Prozessgegnern zu befassen. Die Kriegslage brachte es mit sich, dass mir mehr britische als französische Flieger zugeführt wurden. Wenn Flugwetter war, hatte ich täglich regelmäßig eine oder zwei Stunden englische Konversation, weniger französische. Dabei lernte ich nicht nur die französischen und englischen technischen Bezeichnungen für die Flugzeuge, Flugzeugteile, Flugzeugbewaffnung, Luftbildaufnahmen, drahtlose Telephonie, Bodenorganisation, Erkundung und so weiter. Ich konnte und musste mich auch mit dem Argot (*der Fachsprache*) der französischen und dem Slang der britischen Flieger vertraut machen. Unter den Wörtern, deren Kenntnis mir wichtig waren, fanden sich manche, die die Wörterbücher nicht enthielten, auf die wir im Felde angewiesen waren. So wurde das Wort „camouflage“ von den Franzosen zu einem militärischen Fachausdruck geprägt und auch von den Briten viel gebraucht. Es bezeichnete sowohl die Stellungsverschleierung, die wir Tarnung nannten, als auch die Verdunkelung gegen Fliegersicht bei Nacht. Ich übersetzte nach der Angriffsschlacht bei Cambrai Anfang Dezember 1917 den Vortrag, den ein britischer Fliegeroffizier vor Infanteristen und Artilleristen über „Camouflage“, also über die Tarnung von Feldstellungen gehalten hatte. In einer britischen Dienstvorschrift über das Luftbildwesen, die gleichfalls zur Beute der Angriffsschlacht bei Cambrai gehörte, stieß ich auf die Ausdrücke *whole plate*, *half plate*, *quater plate*. Dabei handelte es sich um die Formate der Photoplatten. Die genauen Abmessungen konnte mir mein Kamerad Lesser angeben, der vor dem Kriege zu seiner kaufmännischen Ausbildung für längere Zeit aus Plauen im Vogtland nach England, insbesondere London geschickt worden war und dort viel photographiert hatte. Einiges Kopfzerbrechen machte mir das Wort *dihedral*, das in einem Beuteschriftstück auf die Gestalt eines Flugzeuges angewendet war. In keinem erreichbaren Wörterbuch war es zu finden. Dass es im Englischen ein Fremdwort aus dem Griechischen ist, das sah ich ihm an. Ich nahm deshalb an, dass es als *mot savant* (*Fremdwort, Kunstwort*) auch im Französischen gebräuchlich sein könne. Ich suchte danach im großen Larousse und fand es schließlich in der Form von *dièdre* zur Bezeichnung eines Begriffes der Euklidischen Geometrie, nämlich des Winkels, unter dem zwei Ebenen aneinanderstoßen. Diese beiden Ebenen sind beim Flugzeug selbstverständlich die beiden Tragdecken; also bedeutet *dihedral* die Vauform. Als ich später den Professor Karl Wildhagen wegen seines Wörterbuches verlagsrechtlich beriet, fand ich Gelegenheit, ihn zur Aufnahme des Wortes *dihedral* in den zunächst erscheinenden englisch-deutschen Teil anzuregen. Andere Wörter, wie zum Beispiel *stunting* (*Flugkunststück machen*) oder *flea-bag* („*Flobkiste*“ = *Schlafsack*) enthielten unsere Wörterbücher auch nicht; ihre Bedeutung erschloss sich jedoch leicht aus der Unterhaltung und bei Schriftstücken aus dem Zusammenhang. Wie 1915 in Munkács die deutsche Feldfliegersprache, so sammelte ich 1917 den britischen RFC-Slang und schrieb darüber einen kleinen Aufsatz in die Zeitschrift *Anglia*. Allmählich entwickelte sich aus der gelegentlichen Mitwirkung eines Fliegeroffiziers bei der Vernehmung der kriegsgefangenen feindlichen Flieger die besondere Dienststelle des Fliegervernehmungsoffiziers, in die ich beim Kofl 2 hineinwuchs, ohne dass ich dazu einen ausdrücklichen Auftrag erhielt. Beim Kogenluft sammelte ein junger Hauptmann die Nachrichten über das feindliche Flugwesen, insbesondere die Berichte der Fliegervernehmungsoffiziere. Er regelte später auch die Stellenbesetzung und hielt mit den Fliegervernehmungsoffizieren der Westfront einmal eine Dienstbesprechung in Lille.

Die feindlichen Flieger wurden streng verwarnt, sich vor dem Nachrichtenoffizier (intelligence officer) zu hüten. Ihnen drohten selbstverständlich die Verratsstrafen wie jedem, der dem Feinde die Kenntnis wichtiger Tatsachen preisgab. Schon der erste gefangene Flieger, den Grunelius nach meinem Eintreffen bei Kofl 2 unter seiner Obhut hatte, erwies sich als sehr gewissenhaft. Er war abgestürzt und lag etwas benommen in der Maternité in St. Quentin, die als Kriegslazarett eingerichtet war. Grunelius hatte festgestellt, dass er jede Aussage entschieden verweigerte, und wusste, dass er nur notdürftig Französisch sprach. Wir kamen daher auf folgenden Plan: Ich legte einen Lazarettkittel an; mein linker Arm wurde verbunden. Der für das Zimmer zuständige Krankenpfleger brachte mich zu dem 2/Leutnant und führte mich als abgeschossenen Franzosen ein. So schien es nicht befremdlich, dass mein gesprochenes Englisch etwas unvollkommen war. Der Brite vertraute mir. Binnen kurzem hatte ich heraus, welche Nummer sein Squadron führte und in welchem der uns aus den Luftbildern bekannten Flughäfen an der Somme er lag. Den Typ der Flugzeuge, womit das Squadron ausgerüstet war, kannten wir, da ja die Trümmer eines solchen mit dem Gefangenen in unsere Hand gerieten. Mit dem Ergebnisse dieser ersten Vernehmung begann ich meine Kartei der feindlichen Fliegerverbände. In dieser Kartei verzeichnete ich die Nummer des Squadrons, die Nummer des übergeordneten Wing, den Flugzeugtyp, den Flughafen, die Namen des fliegenden Personals, den Namen des Squadronführers und des Wingcommanders. Nicht in jedem Fall gestaltete sich die Nachrichtensammlung so umständlich wie in jenem ersten. Naive junge Leute hielten den schwarzbärtigen älteren Mann nicht für den Nachrichtenoffizier und simpelten in der Vereinsamung der Gefangenschaft ganz gern ein bisschen fach. Auf diesem Wege erfuhr man von neuen Flugzeugtypen, die Sopwith oder deHavilland (*Sir Geoffrey de Havilland, englischer Flugzeugkonstrukteur, 1862 - 1965, Gründer der De Havilland Aircraft Co. Ltd.*) herausbringen sollten, von neuen Flugmotoren wie zum Beispiel dem Hispano-Suiza, von der Änderung des Ausbildungsganges und dergleichen. Nach einer recht ertragreichen Unterhaltung fragte mich in Le Quesnoy ein britischer Flieger, wann er dem intelligence officer vorgeführt werde. Ich versicherte ihm, dass wir derlei nicht machen. Er machte demgegenüber geltend, dass er dienstlich vor dem intelligence officer gewarnt und darauf hingewiesen wurde, dass dieser sich in Le Château befinde. Während der großen Angriffsschlacht zwischen Arras und La Fère im März 1918 ging ich durch das große Lazarett, das in der weiträumigen Appreturanstalt und Bleicherei in Le Château eingerichtet war, um einen verwundeten britischen Flieger, einen mixed farmer aus Südafrika, zu besuchen. Auf einem der Fabrikhöfe traf ich in der Uniform des RFC, also im Fliegerpelz und mit den hohen Lendenstiefeln (thigh-boots) einen britischen Leutnant, von dessen Einlieferung wir noch nichts wussten. Ich ging auf ihn zu und fragte ihn nach seinen Personalien. Er war, wie er wiederholt und nachdrücklich betonte, der Sohn des radikalen Abgeordneten Wedgwood. Über die politische Parteizugehörigkeit seines Vaters wollte er mich keinen Augenblick im Zweifel lassen. Auf meine weiteren teilnehmenden Fragen nach seinem Squadron und seinen Wing lehnte er die Antwort aufs bestimmteste ab. Ich meldete diesen politischen Fund im Lazarett dem NO 2 und teilte ihn gleichzeitig an Kogenluft mit. Nach meiner Erinnerung dauerte es aber geraume Zeit, bis man sich „oben“ bewusst wurde, dass man den Sohn eines Prominenten fing. Unter den gefangenen Fliegern waren Briten aus allen Teilen der Welt. Besonders zahlreich waren die Studenten der Technischen Hochschule in Toronto (Ontario) vertreten. Ein Schafzüchter aus Australien sprach ein Englisch, so dass man meinte, er sei ein Cockney aus dem Herzen Londons. Ein Lawyer aus Vancouver lehnte jede nur entfernt militärische Frage unter Lächeln und Hinweis auf seinen Beruf ab. Ich konnte nicht umhin, mich ihm als Anwalt vorzustellen. Wir haben dann ganz freundschaftlich ein wenig juristisch gefachsimpelt. Im Laufe der Unterhaltung brachte er die Sprache auf die Schriften des Generals von Bernhardt, mit denen er die Kriegsschuld Deutschlands beweisen wollte. Ich konnte ihm versichern, dass ich noch nichts von Bernhardt las, und dass der Kreis seiner Gesinnungsgenossen sehr klein sei. Um dieselbe Zeit wie der Rechtsanwalt aus Vancouver wurde ein französischer Volksschullehrer aus dem Departement Basses Pyrénées als Fliegeroffizier gefangen. Er trat mir auch mit der Behauptung von der Kriegsschuld Deutschlands gegenüber und bezog sich gleichfalls auf die Schriften

des Generals von Bernhardi¹⁴. Ich folgerte aus diesen Fällen, dass die deutschfeindliche Propaganda, die damals wohl Lloyd George steuerte, Schriften des Generals von Bernhardi übersetzen und verbreiten ließ. Dabei legte ich mir die Frage vor, ob wohl von Bernhardi vor dem Kriege ein Verlagsrecht nach England oder Frankreich gegen Honorar vergab oder ob ihn die feindliche Propaganda ohne Berechtigung nachdruckte (*Nach meinem Eindruck aus der englischen Bibliographie waren die Übersetzungen legal. Wer aber hätte sich dieses „Geschenk des Himmels“ für die eigene Propaganda entgehen lassen?*). Der Sohn eines britischen Eisenbahnbeamten in Brasilien, der in England die Schule besuchte, bat dringend und inständig um die Rückgabe der Bilder aus seiner brasilianischen Heimat. Als Talisman trug er einen Drahtreif um das Handgelenk, den ihm seine Schwester gab. Ich sprach mit Engländern aus Ostindien und aus den Straits Settlements. Die Schotten waren am Andreaskreuz und dem thistle badge (*Distel-Abzeichen*) erkennbar, die Kanadier bisweilen am maple leaf, dem Ahornblatt. Iren begegneten mir im RFC nicht. Ich entsinne mich auch nicht an Nordiren. Ob mir der Sohn von Bonar Law, dem unionistischen Kolonialstaatssekretär in der britischen Koalitionsregierung vom Mai 1915 begegnete, daran entsinne ich mich nicht mehr; mir ist nur erinnerlich, dass Kogenluft nach ihm schriftlich rundfragte. Einzelne Engländer aus dem Mutterland stehen mir noch lebendig vor den Augen. Mit einem feierten wir eine kameradschaftliche Verbrüderung. Er war vor dem Kriege in Hamm in Westfalen gewesen und sprach recht gut deutsch. Man hatte ihn während der großen Angriffsschlacht im März 1918 auf meinem Dienstzimmer in Le Château abgegeben. Die Kameraden aus den Nebenzimmern kamen herbei. Wir ließen ein Butterbrot und einen Krug Bier bringen und stießen mit ihm an. Da sein Fuß verletzt war, ließ der Adjutant den Wirtschaftswagen anspannen und ihn ins Lazarett fahren. Ein anderer Engländer aus London hieß Tannenbaum, konnte aber kein Wort deutsch. Er wusste nur, dass sein Name mit christmastree zu übersetzen war. Eine eigenartige Erscheinung war ein 2/Lt, der ein grünes Ordensbändchen trug und ein herrliches Cockney-Englisch sprach. Ich konnte mir nicht recht denken, dass er das *mérite agricole* vom französischen Ackerbauminister erhalten habe und bat ihn deshalb um Aufschluss. Er sagte mir, er habe die italienische Messina-medal. Messina wurde im Jahre 1908 durch ein sehr schweres Erdbeben getroffen. Großbritannien entsandte Kriegsschiffe zur Hilfe. Auf einem dieser Schiffe der Royal Navy hatte damals der jetzige 2/Lt gedient. Er stand im Jahre des Erdbebens noch in sehr jugendlichem Alter. Nach meiner Berechnung konnte er 1908 noch nicht wehrfähig gewesen sein. Ich fragte deshalb weiter, welchen Dienst er an Bord tat und welchen Dienstgrad er zur Zeit des Erdbebens hatte. Er war als Knabe in reiferem Alter in der *mucic-band*. Der König von Italien verlieh damals der gesamten Besatzung der helfenden Kriegsschiffe die von ihm gestiftete Messina-Medaille am grünen Bande. Als gegenwärtigen Beruf gab der junge Mann an: Dairy-man, Milchmann in London; er half seinem Vater im Molkereigeschäft. Mir schien dieser Mann eine Ausnahme von dem Grundsatz des gentleman-Offiziers, woran der Brite damals noch festhielt. Ich suchte weitere Aufklärung bei einem jungen kanadischen Ingenieur, der in Toronto studiert hatte und mit einem Phosphorschuss im Arm im Lazarett lag. Diesen Kanadier besuchte ich fast täglich, weil er ein besonders gebildeter und wohlzogener Mensch war und ich mich im Englischsprechen üben wollte. Er lächelte über den dairy-man und meinte, dass die Erlangung einer commission (eines Offi-

¹⁴ *Friedrich Adam Julius Freiherr von Bernhardi, 1849 bis 1930, Sohn eines deutschen Kriegshistorikers und Diplomaten, war preussischer General und Militärschriftsteller, sein Buch „Deutschland und der nächste Krieg“ von 1912 handelte von der Notwendigkeit eines baldigen Krieges und erregte im Ausland großes Aufsehen. Die 6. Auflage dieses Werks erschien bereits 1913, „neu bearbeitet unter Berücksichtigung der veränderten militärischen und politischen Verhältnisse, mit einer Kartenskizze“, Verlag J.G. Cotta, Stuttgart und Berlin. Weitere Veröffentlichungen dieses Kavalleristen: „Unsere Kavallerie im nächsten Kriege, Betrachtungen über ihre Verwendung, Organisation und Ausbildung, Verlag E.S. Mittler u. Sohn, Berlin 1899, 2. Auflage 1903. „Kriegsbrauch“, veröffentlicht vom Deutschen Generalstab, Berlin 1902. In England unter dem Titel „Britain as Germany’s vassal“. „Unsere Zukunft, ein Mahnwort an das deutsche Volk“, Stuttgart 1912. „Vom heutigen Kriege“, 2 Bände, Verlag E.S. Mittler, Berlin 1912. „Das Heerwesen“ im Band 1 von „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II“, Berlin 1914. „Eine Weltreise 1911/1912 und der Zusammenbruch Deutschlands; Eindrücke und Betrachtungen aus den Jahren 1911 - 1914 mit einem Nachwort aus dem Jahre 1919“, S. Hirzel Verlag, Leipzig 1920. „Deutschlands Heldenkampf 1914 - 1918“, J.F. Lehmann-Verlag München 1922 und als Sachheftchen „Vom Kriege der Zukunft, nach den Erfahrungen des Weltkriegs“, E.S. Mittler u. Sohn, Berlin 1920, schließlich „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben nach gleichzeitigen Aufzeichnungen und im Lichte der Erinnerung, Verlag E.S. Mittler u. Sohn, Berlin 1927.*

zierspatentes) eine Geldfrage sei; man zöge so einem eben ein Paar Handschuhe an (you put him on a pair of gloves) und dann sei er Offizier.

Notizbücher und Briefe, die die Gefangenen bei sich führten, waren bei sorgfältiger Bearbeitung oft sehr ergiebig. Ich fand in solchen Tagebüchern zum Beispiel eingehende Schilderungen, wie die Schiffe von Südafrika sich im Atlantik zu Geleitzügen zusammenschlossen und wie die Geleitzüge nach England fuhren. Die Schriftstücke gaben auch Auskunft über die Stimmung im Mutterlande und in den Kolonien. Den bedeutsamen Inhalt der Notizbücher und Briefe nahmen wir jeweils in die Vernehmungsbereiche auf. Als wir in der Stabsbildabteilung meine Übersetzung der britischen Dienstvorschrift über das Luftbildwesen und die Auswertung von Fliegerbildern vervielfältigt hatten, verwies uns das Kogenluft: Er hatte sich solche Vervielfältigungen vorbehalten. Gleichzeitig mit der Rüge bestellte er aber zur weiteren Verteilung noch eine ansehnliche Anzahl Abzüge der Übersetzung. Die beiden letzten britischen Flieger vernahm ich im Oktober 1918 in den Bunkern des Schleusendeckwerkes bei Straßburg. Ich hatte mir ein Päckchen Rothände-Zigaretten und ein Tütchen Bonbons verschafft und führte mich damit kameradschaftlich bei den beiden sehr jungen 2/Lts. ein. Wir zündeten uns Zigaretten an. Als dasselbe Zündholz an die dritte Zigarette kam, zauderte der zweite Brite; das Zündholz verglimmte; ich rieb ein zweites an. Nun hatte der zweite Brite kein Bedenken mehr, seine Zigarette anzurauchen. Im Laufe des Ersten Weltkrieges hatte sich der Aberglaube entwickelt, dass von den drei Mann, die ihren Tabak mit einem und demselben Streichholz anbrennen, einer dem Tode geweiht sei und binnen kurzem fallen müsse. Wir unterhielten uns über die Gründe, die zur Entstehung dieses Aberglaubens führen konnten. Wir kamen dahin überein, dass er sich in den Schützengräben bildete. Fanden sich drei Tommies im Graben zusammen und setzten alle drei mit einem einzigen Zündholz ihre Zigaretten oder Pfeifen in Brand, da wurden sie bisweilen unvorsichtig und lenkten die Aufmerksamkeit und damit die Schüsse des Gegners auf sich.

Der Kommandeur der Flieger hatte die Befugnisse eines Regimentskommandeures. Er konnte also Disziplinarstrafen verhängen wie ein solcher, konnte zu Unteroffizieren befördern und war Gerichtsherr der niederen Gerichtsbarkeit. Beim Kommandeur der Flieger wurde für die Offiziere der Fliegerverbände der Armee ein Ehrenrat gebildet. Als Leutnant mit einem Patent, das im Falle seiner Erteilung von Anfang November 1914 datieren musste, wurde ich zwar nicht in den Ehrenrat gewählt. Der Kofl besprach aber mit mir die wenigen vorkommenden Fälle. Zweikämpfe fanden während des Ersten Weltkrieges nicht statt.

Es ergab sich von selbst, dass ich als Volljurist zum Gerichtsoffizier bestellt wurde. Auf dem Gebiete der Strafrechtspflege wichen die Kommandeure, die ich nacheinander bei der 2. Armee erlebte, von meinen Vorschlägen nie ab. Einer, dem ich den Sachverhalt kurz vortragen und meinen Vorschlag begründen wollte, tat die Sache mit dem alten Scherz aus den militärischen Blechschmieden ab: „Ich will nicht wissen, was ich unterschreibe, sondern wo ich unterschreibe“. Ich wies ihm deshalb, wenn ich mit meinen Gerichtsakten zum Vortrag kam, gewissenhaft die richtige Stelle. Als einmal der Kommandeur gewechselt hatte, hatte ich meine Gerichtsakten auf seinen Tisch gelegt und war für kurze Zeit aus dem Zimmer gegangen. Wahrhaftig hatte er in diesem Augenblick an der falschen Stelle unterschrieben! Die Sache ging nämlich auf der anderen Seite noch weiter. Der Kommandeur hatte aber schon am Fuße der Vorderseite unterzeichnet. Das Militärstrafrecht gestattete die Bestrafung gewisser krimineller Vergehen im Disziplinarwege. Auf meine Anregung machten meine Kommandeure davon reichlich Gebrauch. Die Führer der Fliegerverbände waren damit durchaus einverstanden. Die Disziplinarstrafen genühten vollauf zur Aufrechterhaltung der Dienstzucht, die in den Fliegerverbänden im allgemeinen gut war. Ich kam mit dem Kofl dahin überein, dass wir den Vollzug der Arreststrafen aussetzten, insbesondere der Arreststrafen, die der Kofl an Stelle einer standgerichtlichen Strafe verhängte. Die Vollstreckung von Arreststrafen durch Anbinden an ein Rad oder einen Baum widerstrebte uns. Wir warteten dann die nächste Amnestie ab und vermerkten den Straferlass in den Akten beziehungsweise im

Strafbuch. Amnestie-Verordnungen ergingen bei der Wiederkehr des Mobilmachungstages, zu Monarchen-Geburtstagen und aus Anlass erfreulicher Kriegsereignisse. Sie wurden im Armeeverordnungsblatt bekannt gemacht. Der Gerichtsoffizier des Koflak 2, Leutnant der Reserve Dr. Bittler, im Frieden Rechtsanwalt am Landgerichte in Konstanz, hielt die Aussetzung des Vollzugs von Disziplinarstrafen grundsätzlich für unzulässig. Obwohl wir beide demselben A.O.K. und demselben Kogenluft unterstanden, verfahren wir beharrlich verschieden.

Als das A.O.K. von Le Château nach Cambrai übersiedelt war, erhielt ich eines Tages im Jahre 1918 von der Etappen-Inspektion in Cambrai den Befehl, ein Kriegsgericht zu leiten. Ich teilte dies meinem damaligen Kofl, dem Major Hähnel, mit. Er war befremdet, dass diese Kommandierung unmittelbar an mich ergangen war und nicht über ihn, meinen nächsten Vorgesetzten. Er fragte mich, ob ich das Gericht halten wolle. Wenn ich es nicht wolle, würde er mich davon befreien. Ich war neugierig und übernahm den Auftrag. Der Feldkriegsgerichtsrat der Etappen-Inspektion 2 war im Frieden Amtsrichter in den oberbayrischen Bergen. Ihn beschäftigten dort die zu Kirchweihzeiten üblichen Messerstechereien, außerdem Holzhandels- und Viehgewerkschaftsprozesse. Er schickte mir ein halbes Dutzend Akten mit seinen Anklagen. Nachdem ich diese mit meinen Beisitzern erledigt hatte, setzte er mir ein zweites Kriegsgericht mit wiederum einem halben Dutzend Sachen an. Einige der Fälle sind mir noch erinnerlich. Einer der ersten Fälle betraf Italiener, die das verbündete Österreich-Ungarn in Italien fing und uns zu Arbeitsdiensten nach Frankreich borgte. Ich schlug im Anhang der Felddienstordnung die Haager Landkriegsordnung vom 18. Oktober 1907 auf und fand, dass die Kriegsgefangenen dem Rechte des Nehmestaates unterstehen. Ich ging zu dem Feldkriegsgerichtsrat auf der Etappen-Inspektion, um mit ihm diese Rechtsfrage zu besprechen. Wenn man vielleicht annehmen konnte, dass uns die Doppelmonarchie die Strafgerichtsbarkeit über die ausgeborgten Italiener überlassen wollte, so hatten diese doch gewiss ein Recht auf die Anwendung des österreichischen sachlichen Strafrechts. Dieses war weder auf der Etappen-Inspektion noch auf dem A.O.K. zur Hand. Die Italiener hatten ihren italienischen Feldweibel verhauen. Das war schon eine stärkere Unbotmäßigkeit; über das Maß ihrer Strafbarkeit musste man sich an der Hand des österreichischen Gesetzes unterrichten. Das sah der Feldkriegsgerichtsrat ein. Er setzte die Sache mit meiner Zustimmung vom Terminzettel ab. Ich vermute, dass er sie einem anderen Verhandlungsleiter ansann, von dem er annahm, dass dieser sich nicht mit den Gesetzen und Gebräuchen des Landkrieges beschäftigen würde.

Als Besatzungsbehörde hatten die deutschen Armeeoberbefehlshaber in Befehlsform Gesetze erlassen und durch Maueranschläge bekannt gemacht. Dieses Besatzungsstrafrecht drohte sehr hohe Strafen und war hauptsächlich gegen einen Widerstand und gegen geheime Anschläge der Bevölkerung gerichtet. Der Feldkriegsgerichtsrat hatte im Jahre 1917 zwei Französinnen Julia C. und Malwine H. und den russischen Kriegsgefangenen Chamidulin Andrachman angeklagt. Dieser war von seinem Arbeitskommando entwichen. Die beiden Französinnen hatten ihn verborgen; sie gehörten der untersten Schicht des Proletariates an. Der Kriegsgefangene, mit dem wir uns nur durch einen Dolmetscher verständigen konnten, war kein Nationalrusse, sondern ein Tartar, wie sein mongolischer Name und sein Gesichtsschnitt zeigte. Als ich das Wort Kasan aussprach, ging ein Lächeln über sein Gesicht. Aus der Beweisaufnahme ergab sich, dass der Tartar nach dem Entweichen von seinem Arbeitskommando zunächst bei der Französin Celia M. in Auberchicourt Unterschlupf gefunden hatte. Dort lernte er die Julia C. und Malwine H. kennen und wurde der Celia M. untreu. Der Major, der dem Kriegsgerichte vorsah und alle Beisitzer hatten mit mir den vollen Eindruck der gänzlichen Harmlosigkeit der drei Angeklagten. Die beiden Französinnen hatten den Tartaren nicht verborgen, um ihm gegen uns feindliche Umtriebe zu ermöglichen, sondern weil sie einen Mann bei sich haben wollten. Das Aktenstück war dick angeschwollen. Wir waren das vierte Kriegsgericht, das mit der Sache befasst wurde. Der Oberkriegsgerichtsrat beim A.O.K. hatte sich bei allen drei Urteilen gegen die Bestätigungsorder ausgesprochen, weil ihm die Urteile zu mild waren. Die Anklage fußte auf einer Proklamation des

A.O.K. 6 von 25. November 1915 und Verordnungen desselben vom 1. April 1916 und vom 3. Oktober 1916. Der Ankläger beantragte je zehn Jahre Zuchthaus. Ich trug die Prozessgeschichte in der Verhandlung vor und klärte den ganzen unstreitigen Sachverhalt mit den Angeklagten. In der Beratung waren alle Richter mit dem Oberkriegsgerichtsrat unzufrieden, der eine Verschärfung des Urteils betrieb. Sie ließen mich nochmals aus den Akten feststellen, welches von den drei bisher gefällten Urteilen das mildeste war. Sie erklärten dann einmütig: „So machen wirs wieder!“ Hätte der Oberkriegsgerichtsrat sein Rechtsgutachten zu den Urteilen nicht vom grünen Tische gefasst, sondern sich die Angeklagten einmal vorführen lassen, dann hätte er nicht so hartnäckig auf Erhöhung der Strafe bestanden. Der Gerichtsherr war nach der Militärstrafgerichtsordnung vom 1. Dezember 1898 auf die Stellungnahme seines Kriegsgerichtsrats angewiesen; ihn trifft darum nicht der Vorwurf der unrichtigen Entschließung. Was weiter aus der Sache wurde, ist mir leider unbekannt geblieben.

Eine Fuhrparkkolonne hatte im Oktober 1917 eine Zeit lang in einer Straßburger Kaserne gelegen. Der Kasernenwärter hielt sich Hühner, die in den Ställen von den Futterabfällen lebten. Zwei oder drei Leute von der Kolonne hatten drei oder vier Hühner des Kasernenwärters gefangen und auf zweimal verspeist. Der Kasernenwärter konnte den Namen eines der Schuldigen feststellen und dem Kolonnenführer melden. Dieser erstattete den vorgeschriebenen Tatbericht. Es fügte sich ungünstig, dass die Mannschaften der Kolonne ihre Buttermenge nicht ordnungsmäßig empfangen, während die Offiziere der Kolonne ihre Butter erhielten. Darüber hatte sich der Hühnerdieb als Wortführer gegenüber dem Spieß unzufrieden geäußert. Deshalb erstreckte sich der Tatbericht auf das Erregen von Missvergnügen. Die Kolonne war von Straßburg aus auf verschiedenen Kriegsschauplätzen eingesetzt worden. Der Tatbericht ruhte bisweilen monatelang auf einer Dienststelle, bis bei ihr bekannt wurde, auf welchem Kriegsschauplatz sich die Kolonne befand. Bei der zweiten Armee waren nun Kolonne und Tatbericht zusammengetroffen. Der Kriegsgerichtsrat der Etappen-Inspektion klagte den Mann wegen des Hühnerdiebstahls und Erregen von Missvergnügen an. Da die Angeklagten mit ihren Kameraden die Hühner des Straßburger Kasernenwärters sofort verzehrt hatten, hielt ich ihre Straftat für Mundraub (§ 370 Ziff. 5 StGB), also für eine Übertretung. Aus den Akten ergaben sich lange Verfolgungspausen. Die Strafverfolgung war nach § 67 Abs. 3 StGB verjährt. Um die Butter waren der Angeklagte und die Mannschaften der Kolonne tatsächlich verkürzt worden. Es war sein gutes Recht, sich gegenüber dem Wachtmeister zu äußern und seinen Anspruch auf die Verpflegungsgebühren geltend zu machen. Wir hielten ihn einmütig der Erregung von Missvergnügen nicht für schuldig. Wir sprachen ihn davon frei und stellten die Strafverfolgung wegen des Hühnerdiebstahls als verjährt ein.

Von den Fällen, die ich kriegsgerichtlich zu behandeln hatte, ist mir noch eine Anklage nach § 175 bez. § 185 StGB erinnerlich. Der gesetzliche Tatbestand dieser strafbaren Handlung wurde durch die Novelle von 1934 weiter ausgebaut. 1918 hatten wir es noch mit der ursprünglichen Fassung des Gesetzes zu tun.

Ein Schwabe war aus der Front nach der Heimat beurlaubt worden. In Cambrai traf er am Spätnachmittag des 25. Mai 1918 ein. Sein Urlaubszug ging erst am nächsten Morgen. Er hätte im Soldatenheim übernachten können, traf aber in einer Kantine einen schwäbischen Landsmann, der in Cambrai bei der Armeebuchdruckerei beschäftigt war und dort ein Quartier hatte. Diesen ersuchte er für die Nacht um Unterkunft. In der Nacht näherte er sich ihm in sehr aufdringlicher Weise unsittlich, was dieser sehr übel nahm und deshalb sofort einen Strafantrag stellte. Dieser führte zu der Anklage, wegen Beleidigung, die uns beschäftigte. Wir verurteilten den Angeklagten zu zwei Wochen Gefängnis. Die Homosexualität war im Kriege ein besonderes Problem. Beim Hauptmann Walther sprach gelegentlich einmal ein älterer Hauptmann vor, der ein Infanteriebataillon führte. Bei ihm war aus der Heimat ein junger Leutnant eingetroffen, dessen homosexuelle Veranlagung binnen kurzem erkannt wurde und besonders wegen seines Verkehrs mit Unterge-

benen ernste Bedenken erregte. Hauptmann Walther zog mich zu der Besprechung hinzu. Ich empfahl dem Bataillonsführer, den homosexuellen Leutnant nach der Heimat abzuschicken, ehe ein Tatbericht wegen ernster strafbarer Verfehlungen notwendig würde. Hauptmann Walther schloss sich dieser Auffassung an. Ein mir befreundeter Gutsbesitzer, der als Hauptmann der Landwehr der Feldartillerie eine Munitionskolonnie führte, berichtete mir, dass ein aktiver Major des Trains, den wir beide kannten, und der bei seinem Generalkommando Kommandeur der Munitionskolonnen und Trains war, seinen früheren Burschen, mit dem er in homosexuellen Beziehungen stand, zu seinem Bürounteroffizier machte. Dieser Unteroffizier begegnete den Kolonnenführern, die fast alle ältere Hauptleute oder Rittmeister des Beurlaubtenstandes waren, Gutsbesitzer, Fabrikanten, Großkaufleute, höhere Beamte und dergleichen, in ungehöriger und anmaßender Form. Die Kolonnenführer forderten dringend Abstellung dieser Mißstände. Dazu war jener Major und Kommandeur der Munitionskolonnen und Trains infolge seiner Beziehungen zu seinem Bürounteroffizier nicht im Stande. Die Kolonnenführer trugen die Angelegenheit dem Generalkommando vor. Der Major wurde seiner Stellung als Kommandeur der Munitionskolonnen und Trains entsetzt und mit Tatbericht nach der Heimat entsandt. Das kriegsgerichtliche Verfahren wurde gegen ihn eingeleitet. Vergeblich ließ er sich auf seinen Geisteszustand untersuchen und machte schließlich seinem Leben selbst ein Ende. Den Entschluss, sich beizeiten in die vorderste Front zu melden und dort die erlösende Kugel zu suchen, hat er nicht gefunden.

Fälle der Fahnenflucht hatte ich nicht zu verhandeln. In einem Falle der unerlaubten Entfernung war der Angeklagte beim Ausrücken zur Front am 5. Dezember 1917 nicht mit angetreten, auch am 6. Dezember 1917 nicht zur Kompanie zurückgekehrt. Der Ankläger beantragte zwei Jahre Gefängnis und Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes. Wir erkannten auf sechs Monate Gefängnis und sahen von Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes ab. In einem anderen Falle war der Angeklagte nach einem Maschinengewehrlehrgang, der am 20. März 1918 endete, heimlich zurückgeblieben. Der Angeklagte war etwa zwei Monate in Untersuchungshaft. Die Anklage beantragte gegen ihn ein Jahr sechs Monate Gefängnis und Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes. Wir erkannten auch in diesem Falle auf sechs Monate Gefängnis, lehnten die Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes ab. Die Untersuchungshaft rechneten wir dem Angeklagten nicht an.

Einen Mann, der ein Paar Schnürschuhe, ein Hemd, zwei Unterhosen und ein Stück Linoleum in fortgesetzter Handlung unterschlug verurteilten wir zu vier Wochen Mittelarrest nach § 246 RStGB, § 138 MStGB. Der Ankläger hatte drei Monate Gefängnis beantragt. Einen Angeklagten, der einen Fahrscheinvordruck gestohlen, mit einem fingierten Stempel unterfertigt hatte und versuchte, ihn zu gebrauchen, verurteilten wir wegen Diebstahls zu vier Wochen Mittelarrest, wegen der Urkundenfälschung (§ 267 RStGB) zu einem Monat Gefängnis und bildeten eine Gesamtstrafe von einem Monat und drei Tagen Gefängnis.

Die Etappen-Inspektion hatte durch einen Befehl vom 19. Juni 1917 den Verkauf von Zigarren an Franzosen verboten. Diesem Verbot hatte der Angeklagte im Falle StPL 242/18 zuwidergehandelt. Der Ankläger beantragte in diesem Falle vierzehn Tage Mittelarrest wegen Ungehorsam nach § 92 MStGB. Derselbe Angeklagte hatte einem Feldwebel 20 Mark in die Tasche geschoben. Wegen dieser Bestechung beantragte der Ankläger zwei Monate Gefängnis nach § 333 RStGB. Wir erkannten auf eine Woche Gefängnis und bildeten nach § 74 RStGB eine Gesamtstrafe von acht Tagen Gefängnis. Die 20 Mark zogen wir ein.

Eine gewisse Eigenart zeigte der Fall der Gehorsamsverweigerung StPL 192/18. Die beiden Angeklagten Tarall und Riedweg waren Elsässer. Zwei Brüder Taralls und zwei Brüder seiner Mutter befanden sich in Frankreich, aber nicht beim französischen Heere. Riedweg hatte Vettern in Frankreich. Beide erhielten keinen Heimaturlaub. Tarall war viermal aus der Westfront wegversetzt worden; einmal hatten ihn Mannschaften mit aufgepflanzttem Seitengewehr weggeführt.

Riedweg war im Frühjahr 1915 kurze Zeit an der Westfront gewesen und dann erst wieder vom 5. Oktober 1917 bis zum 28. Februar 1918 an der Westfront verwundet worden. Am 28. Februar 1918, also kurz vor Ludendorffs großer Angriffsschlacht zwischen Arras und La Fère wurde er wieder aus der Westfront herausgezogen und zum Minenwerfer-Ersatzbataillon 2 in Mahrendorf versetzt. Am 13. April 1918 wurden beide Angeklagte zur Minenwerfer-Kompanie 316 an die Westfront versetzt. Als Tarall deswegen beim Ersatzbataillon vorstellig wurde und auf sein Elsässertum hinwies, sagte man ihm, er käme in ein Rekrutendepot und würde an der Front selbst nicht eingesetzt werden. Riedweg wurde im gleichen Sinne vorstellig und erhielt dieselbe Antwort. Bei der Einteilung der Minenwerfer-Kompanie 316 sagte der Feldwebel am 14. April 1918 den beiden Angeklagten, sie würden zum Ersatzbataillon zurückgeschickt. Am 19. April 1918 teilte der Feldwebel Köhler die Kompanie neu ein, da sie am Abend in Stellung gehen sollte. Die beiden Angeklagten wurden zum Stellungsbau für Minenwerfer bestimmt. Als die Kompanie nach der Einteilung wegtrat, blieb Tarall zurück, um den Feldwebel zu sprechen. Der Feldwebel rief ihn heran und fragte ihn: „Sie wollen auch nicht in Stellung gehen?“ Tarall antwortete ihm und dem dabeistehenden Kompanieführer: „Ich bin bereit an jeder anderen Front zu kämpfen, nur an der Westfront nicht“. Der Kompanieführer hielt ihm vor, er solle keine Dummheiten machen. Tarall verharrete bei seiner Haltung und erklärte: „Nein, Herr Leutnant, ich gehe nicht in Stellung. Ich bin schon viermal von der Westfront weggenommen worden. Ich gehe nicht mehr in Stellung!“ Darauf wurde Tarall festgenommen.

Riedweg hat sich am 19. April 1918 nach dem Weggang ebenfalls an den Feldwebel gewendet und ihm erklärt, er werde nicht mehr in Stellung gehen, weil er im Februar ohne Grund aus der Westfront herausgezogen worden sei. Der Feldwebel brachte ihn zum Kompanieführer. Dieser fragte ihn: „Sie weigern sich in Stellung zu gehen?“ Riedweg bejahte die Frage und konnte seine Begründung nicht vorbringen. Am 20. April 1918 hat Riedweg seine Weigerung vor dem Kompanieführer wiederholt. Der Ankläger beantragte ein Jahr und drei Monate Gefängnis wegen Gehorsamsverweigerung nach § 95 Abs. 2 MStGB. Wir verurteilten beide zu je einem Jahr Gefängnis. Wir berücksichtigten, dass die Tat weder „vor versammelter Mannschaft“ noch im Sinne § 11 MStGB „vor dem Feinde“ geschah, aber doch dicht am Feinde. Den Angeklagten hielten wir zu gute, dass sie durch die wechselnde Behandlung der Elsässer durch die militärischen Dienstbehörden beirrt waren.

Nachdem ich zweimal Kriegsgericht geleitet und alle Sachen mit Endentscheidungen erledigt hatte, bat mich der Feldkriegsgerichtsrat noch um ein Rechtsgutachten, das sich mit folgendem Falle zu beschäftigen hatte:

Im Hinblick auf eine bevorstehende stärkere Truppenbelegung hatte die Etappen-Inspektion der Stadt Cambrai aus hygienischen Gründen im Frühjahr 1916 aufgegeben, ihr Gerät zur Abortgrubenräumung zu vermehren. Der Magistrat hatte beschlossen, der Auflage zu entsprechen, und hatte die deutsche Etappenbehörde gebeten, ihr bei der Beschaffung eines Gerätes, bestehend aus einer Lokomobile, zwei Kesselwagen und den erforderlichen Schläuchen, behilflich zu sein. Die Etappenbehörde fand - nach einem Schriftwechsel mit Heimatbehörden - eine Firma in Essen bereit, ein solches Gerät zu liefern. Das Gerät traf mit der Bahn ein und zwar erst lange nach der Sommeschlacht, also nach der Zeit der starken Belegung. Die Stadt Cambrai bezahlte es sehr reichlich Zug um Zug gegen die Übergabe. Das Gerät erwies sich als gänzlich unbrauchbar; die Lokomobile war schadhaft, die Kesselwagen leckten, die Schläuche waren undicht. Der Magistrat der Stadt Cambrai fühlte sich betrogen und war dazu leider sehr berechtigt. Er wollte das Geschäft rückgängig machen. Das gute Recht war auf seiner Seite. Die Lieferfirma lehnte die Rücknahme und die Rückzahlung des Kaufpreises ab. Für eine Wandelungsklage oder einen Zivilprozess wegen zivilrechtlichen Betrugs gab es jedoch keinen Gerichtsstand. Ich studierte den Rechtsfall zunächst nach seiner zivilrechtlichen Seite und betrachtete ihn von der Seite der Statutenkollision nach deutschem BGB und nach französischem code civil. Schließlich kam ich zu dem Er-

gebnis, dass sich völkerrechtlich während des Krieges der Anspruch der Stadt Cambrai gegen den unredlichen Essener Lieferanten nicht verwirklichen lasse, die Stadt Cambrai vielmehr nach der Haager Landkriegsordnung darauf angewiesen sei, ihre Ansprüche bei den Friedensverhandlungen durch die französische Regierung geltend zu machen. Für dieses Rechtsgutachten war mir der Feldkriegsgerichtsrat sehr dankbar. Er hatte nun Ruhe vor weiterem Drängen des Magistrats der Stadt Cambrai.

Noch während wir in Le Château lagen, traf bei Kofl 2 ein sehr dickes Aktenstück ein, worin um Zeugenvernehmungen in einer großen Schiebersache ersucht wurde. Aus der Durchsicht dieser Akten ist mir folgendes erinnerlich: Die Reichsregierung teilte gewissen Besatzungsbehörden Zucker zu, um damit in Frankreich aus der Bevölkerung Gold herauszuziehen. In Valenciennes hatten sich einige Offiziere zusammengetan, die den Zucker im eigenen Interesse benutzten, um Webwaren aus den Verstecken der Bevölkerung hervorzulocken. Das Geschäft nahm einen großen Umfang an. Die Jagdfliegerschule in Valenciennes, die der Freiherr von Althaus leitete, der Sohn des Fürsten Georg von Bentheim und Steinfurt aus seiner morganatischen (*standesungleichen*) Ehe mit Gertrud Porth (*später* vom Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha als Freifrau von Althaus geadelt), stellte die Lastkraftwagen, um die Waren nach dem Bahnhof Valenciennes zu bringen. Der Bahnbeauftragte (Bba) stellte die gedeckten Güterwagen zu Verladung. Die absendende Dienststelle hatte einen Frachtbrief mit einem besonderen militärischen Vordruck auszustellen. Die Militärfrachtbriefe hatte wiederum die Jagdfliegerschule ausgestellt. Als Empfänger waren Komplizen des Bba bezeichnet. Aus irgend einem Grunde gingen sieben Wagen nicht an den beteiligten Geschäftsfreund, sondern landeten in einem entfernten Teile Deutschlands. Die Stelle, die die Wagen schließlich empfing, wusste nicht, was sie mit den Webwaren anfangen sollte. Sie fragte bei militärischen Heimatbehörden an. Die dadurch ausgelöste Erörterung führte zur Aufdeckung der Schiebung. Ich vernahm einen Flugzeugführer, der eine Zeitlang bei der Jagdfliegerschule in Valenciennes unter Althaus als Lehrer tätig gewesen und von dort einem der Fliegerverbände bei der 2. Armee zugeteilt worden war. Darnach gab ich die Akten zurück. Althaus wurde als Leiter der Jagdfliegerschule abgelöst und von den Luftstreitkräften an die Ersatzschwadron der Großenhainer Husaren abgegeben. Wir hörten in der Folgezeit, dass diese Ersatzschwadron sich beeilte, den Althaus bald darnach den Luftstreitkräften wieder anzubieten. Sein hochadeliger Vater konnte ihm jedoch nicht zur Rückkehr in die Fliegertruppe verhelfen.

Zu den Geschäften, die mich zeitweilig sehr in Anspruch nahmen, gehörte die Abschussfeststellung. Diese Angelegenheiten brachten mich in rege Beziehungen zu den Jagdfliegern. Der Abschuss eines feindlichen Flugzeuges wurde dem erfolgreichen Luftkämpfer nur gutgerechnet, wenn der Kofl ihn anerkannt hatte. Kogenluft hatte vorgeschrieben, dass die Kofl Anerkennungen nur dann aussprechen sollten, wenn Bodenbeobachtungen den vom Flieger gemeldeten Abschuss bestätigen. Damit waren anfänglich die jungen Jagdflieger nicht einverstanden; sie meinten, ihr Offizierwort müsse genügen. Es gelang dem Kofl jedoch, den jungen Offizieren verständlich zu machen, dass in der Aufregung eines Luftkampfes ein Irrtum sehr leicht möglich sei. Wir konnten von dem Erfordernis der Bestätigung des Abschusses durch Bodenbeobachtung nicht abgehen. Es verstand sich von selbst, dass wir keinem Jagdflieger durch Bürokratismus den Erfolg verkümmerten. Binnen kurzem erwarben wir, Kofl 2 und ich, durch unsere wohlwollende Sachlichkeit das Vertrauen der Jagdflieger. Aus der zunehmenden Zahl der Abschüsse hoben sich in meiner Erinnerung einzelne heraus. Udet war durch den Heeresbericht und sein Ullsteinbuch im deutschen Volke schon sehr bekannt, als sein Verband der zweiten Armee zeitweilig zugeteilt wurde. Er schoss eines Tages im Luftkampf einen feindlichen Jagdflieger ab; musste aber dann unverzüglich mit dem Fallschirm aussteigen, weil sein Flugzeug in Brand geriet. Er kam hinter den deutschen Linien herunter, nicht weit von dem feindlichen Flieger, den er abschoss, er lebend und unversehrt, jener tot und zerschmettert. Sein Ullsteinbuch ist, wie es damals hieß, von einem Verlagsredakteur auf Grund mündlicher Angaben Udets verfasst worden. Dass Hermann Göring seinen Freund Udet im Zweiten Weltkrieg zum Generalluftzeugmeister berief, hat alle

befremdet, die Udet kannten. Er war von hervorragender persönlicher Tapferkeit und unübertroffener Unerschrockenheit. Andere ungewöhnliche Geistesgaben, insbesondere die Fähigkeit zur Organisation schrieben wir ihm niemals zu. Er war nach meinem Dafürhalten auch nicht in dem Sinne Führer wie Bölcke oder Manfred Freiherr von Richthofen¹⁵.

Ein Jagdflieger, den ich ob seiner Erfolge ganz besonders bewunderte, war der Sohn des damaligen Oberbürgermeisters von Zabrze (Hindenburg) in Oberschlesien, dessen Namen ich leider nicht gegenwärtig habe. Er war sehr kurzsichtig. Jedes Schriftstück, das er lesen wollte, musste er dicht vors Gesicht halten. Trotzdem bestand er viele erfolgreiche Luftkämpfe. Ich lernte ihn kennen, als er kurze Zeit nachdem seine Jagdstaffel zur zweiten Armee versetzt worden war, in meinem Dienstzimmer in Le Château erschien, um mir eine Serie von drei Abschüssen zu melden. Trotz seiner Kurzsichtigkeit hatte er sich nicht geirrt. Alle drei Abschüsse wurden durch Bodenbeobachter von der Front eindeutig bestätigt. Er brachte es zu 19 Luftsiegen. Für den Orden *pour le mérite* wurden damals 20 vorausgesetzt. Infolge einer Erkrankung konnte er nicht mehr fliegen.

Zu den erfolgreichen Jagdfliegern gehörte auch Homer. Auch er stand dicht vor dem *pour le mérite*, konnte aber wegen des Kriegsendes die Zahl von 20 Abschüssen nicht mehr erfüllen. Er begegnete mir nach dem Ende des Ersten Weltkrieges als Rauchwarenhändler und Schwiegersohn des Ägyptologen Georg Steindorff in Leipzig. Als nach Hitlers Machtergreifung sein Schwiegervater nach den USA und seine Frau mit den Kindern nach Australien auswanderten, willigte er in die Scheidung. Er erzählte mir das, als wir uns nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges auf einer Dienststelle des Wehrbezirkskommando in Leipzig begegneten, wohin wir zu einer militärärztlichen Untersuchung bestellt waren. Nach dem 4. Dezember 1943 betrieb er bei mir auf dem Kriegssachschädenamt in Leipzig die Entschädigung für einen Posten wertvoller Krimmerfelle (*Lammfelle*).

Anfang 1917 war bei der 2. Armee eine Landstaffel, der drei Ritter des Ordens *pour le mérite* angehörten: Buddecke, der mir im August und September 1914 bei der Fla in Darmstadt-Griesheim begegnet war und der als Dardanellenflieger Ruhm erlangt hatte, der Freiherr von Althaus, einer der ersten Flieger, dem der Orden *pour le mérite* verliehen wurde. Er war der Sohn aus der morganatischen Ehe eines Fürsten Bentheim und Berufsoffizier bei den Großenhainer Husaren. Der Dritte war Frankl, ein Jude aus Westdeutschland. Alle drei Ordensritter waren Spielratten und hatten die übrigen Offiziere ans Glücksspiel gewöhnt. Dem Hauptmann Walther wurde - von wem habe ich nie gewusst - mitgeteilt, dass die Kassenverhältnisse der Jagdstaffel in arger Unordnung seien. Verspielt war nicht nur die Offizierkasinokasse, nicht nur die Mannschaftskantinenkasse; die Offiziere hatten sogar die fiskalische Zahlmeisterkasse angeborgt. Hauptmann Walther hielt mit seinen Offizieren Rat. Sollte er eingreifen oder sollte er keine amtliche Kenntnis nehmen? Er war grundsätzlich tolerant. Als eine Feldfliegerabteilung, die einer Korpseschlächterei benachbart war, die Offiziere des Kofl-Stabes zu einem Schlachtfest einlud und dabei nicht verhehlte, dass das geschlachtete Schwein aus der Korpseschlächterei „organisiert“ war, folgte ich der Einladung nicht, weil ich bei der etwaigen Untersuchung, die dem Schlachtfest folgen konnte, als Gerichtsoffizier in keine schiefe Lage geraten wollte. Hauptmann Walther schwankte eine Zeit lang, nahm aber schließlich an dem Schlachtfest teil. Bei reiflicher Überlegung hielt er es für unsoldatisch und unkameradschaftlich, sich aus juristischen Bedenken auszuschließen. Der Generalfeldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstatt, war ein großer Soldat, ein Muster und Vorbild, dabei war er ein, wie allgemein angenommen wurde, arger Joub Bruder. Erich von Falkenhayn war angeblich seiner Spielschulden halber aus

¹⁵ Ernst Udet, 1896 bis 1941, deutscher Generaloberst, im Ersten Weltkrieg erfolgreicher Jagdflieger, ab 1938 Generalflugzeugmeister, Selbsttötung wegen Schwierigkeiten mit dem Staatssekretär der Luftfahrt und Generalinspekteur der Luftwaffe, Generalfeldmarschall Erhard Milch, und weil ihm der Misserfolg der „Luftschlacht um England“ zur Last gelegt wurde.

dem preußischen Heeresdienst geschieden und als Instrukteur nach China gegangen, später aber, nachdem ihm Alfred Graf Waldersee 1901 aus dem Boxeraufstand mit heimgebracht hatte, preußischer Kriegsminister und 1914 als Nachfolger des Neffen Moltke Chef des Generalstabs des Feldheers geworden. Das Glückspiel war noch in allen Heeren - außer vielleicht in den hussitischen, in denen Gustav Adolfs und Karls XII. - getrieben worden. Hauptmann Walther hatte persönlich keinen Sinn für das Hasardspiel; er mochte es aber seinen Untergebenen nicht missgönnen. Wir hielten ihm vor, dass weder der Fürst Blücher noch Erich von Falkenhayn die Mannschaftskantinenkasse oder die fiskalische Zahlmeisterkasse angriffen und meinten, dass ihn als Vorgesetzten ein ernsthafter Vorwurf treffe, wenn er gegen die Misswirtschaft mit amtlichen und halbamtlichen Geldern nicht einschreite. Außerdem machten wir geltend, dass Buddecke, Althaus und Frankl seit ihrer Auszeichnung mit dem Orden pour le mérite an Kampfgeist nachließen, seit vielen Wochen im Heeresbericht nicht mehr genannt werden konnten und deshalb vor der Öffentlichkeit an Nimbus verloren. Nach gründlicher Erwägung und Erörterung berichtete Hauptmann Walther an Kogenluft. Dieser entsandte einen jungen energischen Hauptmann, der die Mißstände abstellte. Ein Strafverfahren sowohl gegen die schuldigen pour le mérite - Ritter als auch gegen den Zahlmeister unterblieb.

Im Laufe des Jahres 1917 befahl Kogenluft den Kofl die Aufstellung von Stabsbildabteilungen. Die Luftbilder wurden zu immer wichtigeren Erkundungsmitteln, wozu wesentlich die Vervollkommnung der Aufnahmegeräte und die optischen Hilfsmittel für die Photogrammetrie beitrugen. Die Zusammenfassung des Luftbildwesens beim Kofl-Stab wurde zur Notwendigkeit. Hauptmann Walther beauftragte den Leutnant Gnam, einem geistig regen und beweglichen jungen Berufsoffizier aus Alpirsbach im Schwarzwalde, mit der Leitung der Stabsbildabteilung. Beide, also der Kofl und der Stabsbildoffizier, baten mich um meinen Rat zur Erlangung der erforderlichen Photographen und Geometer. Ich fragte bei der Leipziger Photographen-Innung nach den Feldanschriften ihrer Mitglieder und beim Stadtrate in Leipzig nach den Feldanschriften der städtischen Vermessungsbeamten. Beide Listen erhielten wir unverzüglich. Danach forderten wir die zunächst nötige Zahl von Photographen an, soweit sie die Fliegertruppe nicht stellen konnte, und ferner die erforderliche Zahl von Feldmessern. Binnen kurzem konnte die Stabia 2 ihre Tätigkeit aufnehmen. Als Offiziere wurden ihr außer dem Leutnant Gnam noch zugeteilt der Leutnant der Reserve Stephan Tauchnitz, damals angehender Verlagsbuchhändler aus Leipzig, und Leutnant der Reserve Volk, ein Lyceallehrer aus München.

Den Leipziger Photographen und Vermessungsbeamten war ich vom Frieden her bekannt. Von den Vermessungsbeamten waren zufällig mehrere Mitglieder des Allgemeinen Turnvereins, zu dessen Turnrat (Vorstand) ich gehörte. Hatten die Leipziger eine Sorge oder bedurften sie eines Rates, so fanden sie leicht den Weg zu mir und veranlassten auch ihre Kameraden aus anderen deutschen Gauen, sich an mich zu wenden. So erschien eines Tages in meinem Dienstzimmer ein Photograph, dem es schwierig wurde, die Miete für die Unterbringung seines Lichtbildgerätes in Leipzig-Sellerhausen zu beschaffen. Ich wusste, dass es dafür in der Heimat den Vaterländischen Hilfsdienst gab und dass dessen Geschäfte in Leipzig der Rittmeister a.D. Johannes führte. Herrn Johannes kannte ich deshalb sehr gut, weil er der Vorsitzende des Vereins alter Nikolaitaner war. Ich schrieb ihm und bat ihn um Hilfe für meinen Schützling. Er erklärte seine Organisation sofort für zuständig und nahm sich der Sache mit raschem Erfolge an. Das ermutigte einen Photographen aus Stuttgart, in gleichem Sinne bei mir vorzusprechen. Ich erklärte ihm: „In Leipzig kenne ich viele Menschen und weiß allerwegen gut Bescheid. In Stuttgart kenne ich aber nur den Rechtsanwalt Dr. Kaufmann. Ich weiß aber nicht, ob und wohin er etwa einberufen ist. Ich will versuchen, wie weit ich mit ihm komme.“ Mit dem Rechtsanwalt Dr. Kaufmann war ich durch die jungnationalliberale Bewegung näher bekannt geworden. Er führte diese Bewegung in Stuttgart. Auf meinen Brief antwortete er sofort. Hier wollte es ein freundlicher Zufall, dass Dr. Kaufmann nicht zum Heeresdienste einberufen, sondern bei Zivilstellen tätig war. Er leitete eine Kohlenstelle und stand außerdem in Stuttgart an der Spitze des Vaterländischen Hilfsdienstes.

Dr. Kaufmann konnte dem Stuttgarter Photographen die Sorge um die Verwahrung seiner Werkstatteinrichtung rasch erleichtern.

Die Mannschaften fanden sich bei mir auch regelmäßig in ihren Rechtsnöten ein. Ich fand die Heimatstellen, die ich für und mit meinen Untergebenen anging, hilfswillig. Als mir eines Tages ein in Preußen beheimateter Untergebener sein Leid klagte, weil der zuständige Landgerichtspräsident ihn als alleinschuldig geschiedenen Mann nicht vom Ehehindernis des Ehebruchs befreien wollte, schrieb ich an das nationalliberale Mitglied des Reichstages Justizrat Dr. Johannes Junck. Dieser bemühte den Staatssekretär des Reichsjustizamtes und über diesen den preußischen Justizminister. Dem Manne wurde geholfen. Ich genoss auch das Vertrauen der „Küchenbullen“. Die Mannschaftsküche ging mich grundsätzlich nichts an. Sie war Sache des Adjutanten. Ich mischte mich nicht in dessen Geschäfte und kümmerte mich nicht um die Verpflegungsangelegenheiten. Eines Tages erschien aber der Leiter der Mannschaftsküche in wirklich ernster Besorgnis und bat mich in seine Küche, um das Essen zu kosten. Er beteuerte, dass er sich die größte Mühe gebe, mit den verfügbaren Mitteln ein schmackhaftes Essen zu bereiten; ein Offizier, wohl gar der Adjutant habe ihm schwere Vorwürfe gemacht. Wenn ich den Mann recht verstand, wollte er mich als Gerichtsoffizier anrufen. Ich tat ihm den Gefallen und ging mit ihm in seine Küche. Dort herrschte die wünschenswerte Sauberkeit. Er hatte Stockfisch und Nudeln gekocht. Wenn an beiden Fett fehlte, so war das nicht seine Schuld; denn das Fett war knapp. Ich nahm eine kleine Kostprobe von beiden Gerichten und fand sie nach den besonderen Umständen so ordentlich, wie es möglich war. Zu dem Stockfisch und den Nudeln gab es noch Marmelade. Ich tröstete den Küchenleiter und konnte feststellen, dass die Vorwürfe, die ihm einer der Offiziere gemacht hatten, zu keinen weiteren Folgen führten. Wenn einer der Leipziger auf Urlaub fuhr, meldete er sich regelmäßig auch bei mir ab, obwohl ich für solche Meldungen nicht zuständig war. Die Leipziger fragten mich auch, ob sie mir etwas mit in die Heimat nehmen sollten. Die Urlauber hatten regelmäßig sowohl auf dem Rücken als auch in den Händen soviel zu tragen, für sich und für Kameraden, dass ich es nicht für richtig hielt, ihnen noch mehr aufzubürden. Ich bat einzelne nur gelegentlich darum, bei meiner Mutter in Leipzig C 1, Lindenstraße 1 vorzusprechen, ihr einen Gruß von mir zu bestellen und ihr über mein Ergehen zu berichten. Die ich um einen solchen Besuch bat, führten ihn auch aus. Derartige Besuche nützten sehr der Verständigung zwischen meiner Mutter und mir. Meine Mutter hatte immer wieder von Bekannten erfahren, dass Offiziere aus dem Felde beachtliche Mengen Lebensmittel heimschickten und ab und zu gemeint, dass ich es an einer mir möglichen Fürsorge für meine nächsten Angehörigen fehlen lasse. Als sie nun aus dem Munde meiner Untergebenen es als ein besonderes Verdienst preisen hörte, dass ich mir auf Kosten der Truppe keine Lebensmittel zur Heimsendung verschaffte, war sie sehr befriedigt. Ihre Befriedigung stieg noch, als beim Zusammenbruch 1918 auf das Offizierskorps ernsthaft gescholten wurde.

Gelegentlich besichtigte der Kronprinz Georg von Sachsen die Stabia 2. Er hinterließ den Eindruck eines wohlherzogenen jungen Mannes und war frei von Dünkel und Arroganz. Gewiss war seinem Erzieher, dem Freiherrn von Oer, ein gewisses Verdienst hieran beizumessen. Das Hauptverdienst kam aber seinem Vater, dem König Friedrich August, zu, der sich seinen mutterlosen Kindern mit ernstem väterlichen Pflichtgefühl und warmem Interesse widmete. Sein eigener schlichter Sinn trat auch bei seinen Kindern in Erscheinung. Als Hauptmann Walther den sächsischen Kronprinzen durch die Stabia führte, begleiteten wir ihn gemäß seiner Anordnung. Im Felde trugen wir nicht den großen Klempnerladen, sondern nur die kleine Kriegsbemalung, also nur das EK I und von den übrigen Auszeichnungen die Knopflochbändchen. Ich trug auch ständig die sächsische Landwehrdienstauszeichnung, was den Kronprinzen Georg veranlasste, mich zu fragen, bei welchem sächsischen Regimente ich diente.

Der Leumund des preußischen Kronprinzen war in Offizierskreisen im Felde wenig günstig. Ich hatte mich vor dem Kriege mit Politik beschäftigt. Dabei trat für uns der Kaiser Wilhelm II

durch seine befremdlichen Äußerungen und sein ungewöhnliches Auftreten verhältnismäßig häufig in den Vordergrund. Manche seiner Äußerungen fielen in der großen Öffentlichkeit. Andere drangen über den engen - ohne Erwähnung in der Presse - von Mund zu Mund in weitere Kreise. So wurde erzählt, dass er auf einer seiner Nordlandreisen den Leutnant von Hahnke, den Sohn eines seiner Generaladjutanten mit einem Tauende schlug - worauf sich dieser das Leben nahm - , dass er den König Eduard VII. von England in burschikoser Weise mit einer spöttischen Bemerkung vor den Bauch schlug und dem König Ferdinand von Bulgarien, als er sich bei einer Veranstaltung über die Fensterbrüstungen beugte, einen Schlag mit der flachen Hand auf das Gesäß versetzte. Diese Dinge waren schon vor dem Zusammenbruch vom November 1918 im Umlauf. Mit den preußischen Prinzen, insbesondere mit den Söhnen Wilhelms II beschäftigten wir uns als Zivilisten nicht. Ich hörte erst während des Krieges und zwar aus dem Munde von Berufsoffizieren mancherlei Bemerkungen über die Prinzen des Kaiserhauses. Was man erzählte, war vorwiegend unsympathisch. Der Kronprinz von Preußen war Oberbefehlshaber der 5. Armee und wurde später Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Kronprinz Wilhelm. Sein Hauptquartier war in Charleville unweit der belgischen Grenze. Wer von Charleville kam, wusste in der Regel irgendwelche Geschichtchen vom preußischen Kronprinzen zu erzählen. Manche hatten ihn im Laden der Mademoiselle Désiret auf dem Ladentisch sitzen sehen. Andere wussten, dass er während der blutigen Schlacht um Verdun auf dem Hofe seines Stabsgebäudes seinen Hund im Hochspringen dressierte und seinen Stabschef, der am Fernsprecher Meldungen entgegennahm und Befehle erteilte, ans Fenster rief, um ihm mitzuteilen, wie hoch der Hund sprang. Als im besetzten Gebiet Bronze, Kupfer, Messing, Zinn, Zink und andere Metalle gesammelt wurden, hätten, so wurde berichtet, die mit der Sammlung beauftragten Kommandos auch die Bronzekronleuchter und anderen Hausrat aus Sparmetallen aus den Villen abholen wollen, worin die nahen Freunde des Kronprinzen ihre französischen Maitresses untergebracht hatten. Das habe man den Kommandos verwehrt. Kontrollierbar waren diese und ähnliche Gerüchte nicht. Dass sie dem monarchischen Gedanken schadeten, lag auf der Hand. Die Leute, die die Geschichtchen weitertrugen, waren nach meiner Überzeugung keine Gegner der Monarchie und wollten keinesfalls die Republik.

Ich sah schon nach der Sommeschlacht und der Schlacht um Verdun die Kriegslage als sehr ernst an. Als mich während eines Urlaubsaufenthalts der Rechtsanwalt Heinrich Martin in Leipzig auf einen Abend zu sich eingeladen hatte, sprach ich mit ihm auch über den sehr schlechten Leumund des preußischen Kronprinzen. Heinrich Martin führte einen politischen Salon, betrachtete sich als *avocat politique* und war in enger gesellschaftlicher Fühlung mit den Spitzen der Heimatbehörden, also mit dem General von Schweinitz vom stellvertretenden XIX. Generalkommando, mit dem Leipziger Kreishauptmann und so weiter. Er nahm sich vor, die Angelegenheit mit Schweinitz zu besprechen und ihn zu veranlassen, wegen der Gefährdung des monarchischen Gedankens gehörigen Orts vorstellig zu werden. Nach wenigen Wochen schrieb er mir ins Feld, er habe mit von Schweinitz gesprochen. Dieser habe es abgelehnt, in dieser Sache etwas zu unternehmen. Dass ein kommandierender General - mag er auch nur ein stellvertretender sein - und noch dazu ein sächsischer, sich weder den Mund noch die Finger verbrennen würde, wenn es sich um die Lebensführung des preußischen Kronprinzen handelte, das hat sich Rechtsanwalt Heinrich Martin im stillen vielleicht von vornherein gesagt. Ihn hat es vielleicht nur gereizt, mit von Schweinitz eine brenzlich-pikante Unterredung zu führen. Nach dem Kriege las ich im *Figaro* oder im *Matin* einen Bericht über die Beleidigungsklage, die Fräulein Désiret in Paris gegen einen Zeitungsmann führte, der sie wegen ihrer Beziehungen zum preußischen Kronprinzen angegriffen hatte. Dieser wurde zu einem Franken Geldstrafe verurteilt.

Das Jahr 1917 brachte auch den Vaterländischen Unterricht. Die Oberste Heeresleitung befahl seine Einführung. Hauptmann Walther trug ihn mir auf und ließ mir vollkommen freie Hand zu seiner Gestaltung. Ich hielt einige Vorträge. Beim ersten knüpfte ich an die Leipziger Messe an und behandelte die weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands. Soweit die innere Politik in

Betracht kam, folgte ich den Ansichten, die ich mir bei meiner praktischen politischen Tätigkeit als Jungnationalliberaler gebildet hatte. Ich machte aus meiner Sympathie für das parlamentarische Regierungssystem und für die berechtigten Forderungen der Arbeiterschaft kein Hehl. Vermutlich hatte die Oberste Heeresleitung (Ludendorff und das Armeeoberkommando mit seinem Sachbearbeiter Hauptmann Taffel) stille Beobachter verteilt. Eines Tages bestellte mich Hauptmann Taffel und begann ein Gespräch über das parlamentarische Regierungssystem. Zu diesem bekannte ich mich sehr entschieden. Ich war auch gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht und erläuterte dem Hauptmann Taffel, dass ich zu dem nationalliberalen Mitglied des Reichstages Justizrat Dr. Johannes Junck und zu den freisinnigen Mitgliedern des Reichstages Professor Dr. von Schulze-Gävernitz und Justizrat Dr. Dove in guten Beziehungen stünde. Dabei ließ ich deutlich genug erkennen, dass ich mich sofort an diese wenden würde, wenn man mir die Vertretung meiner politischen Überzeugung im Vaterländischen Unterrichte verböte. Herr Taffel sah von weiteren Einmischungen ab, die er im gegebenen Falle ganz gewiss als inopportun empfand.

Im Laufe des November 1917 sprach ein Kriegsgefangener bei NO 2 von Caterpillars und Tanks, die er beschrieb. Noch sahen wir auf Grund der mündlichen Darstellung nicht ganz klar, als uns die Engländer am 20. November 1917 bei Cambrai die erste Tankschlacht lieferten. Gewisse Anzeichen eines verstärkten Verkehrs hinter der feindlichen Front hatte man nicht wichtig genug genommen. Den Briten gelang deshalb die von ihnen geplante Überraschung. Sie setzten zum ersten Male die Panzerwagen an der Front ein. Am 30. November 1917 unternahm die zweite Armee einen Gegenangriff, stellte die Front wieder her und erbeutete einige Geschütze und Panzerwagen. Kaiser Wilhelm II. erschien bei der 2. Armee, um die Beute, insbesondere aber die neuen britischen Panzerwagen zu besichtigen. Das A.O.K. 2 hatte befohlen, dass die Offiziere seines Stabes antreten sollten, während Seine Majestät den Vorbeimarsch einiger Verbände abnahm und die Beute besichtigte. Es war ein nasskalter nordfranzösischer Dezembertag. Hauptmann Walther trat selbst mit an und redete uns anderen zu, ihn zu begleiten. Ich sagte ihm mit einem Worte, das ich bei Alexis de Toquéville las, dass er eine cascade de mépris erleben würde (*eine Folge von Nichtachtungen oder Zurücksetzungen*), und betonte, dass ich wegen etwa eingehender Meldungen nicht vom Fernsprecher weggehen könne. Er wollte das unter Hinweis auf das garstige, neblige Wetter nicht recht gelten lassen, beschied sich aber, dass ich nicht mit antrat. Als er durchfroh von dem Paradeplatz zurückkehrte, schaute er zu mir ins warme Zimmer herein, rieb sich die kalten Hände und rief: „Mothes, cascade de mépris!“ Der Kaiser hatte von den Offizieren des Unterstabes, die noch durch ihre Arbeit zu dem Erfolge der Angriffsschlacht bei Cambrai mit beigetragen hatten, nicht die geringste Notiz genommen.

Nicht allzu lange nach der Schlacht bei Cambrai wurde Hauptmann Walther zur Fliegerersatzabteilung nach Posen versetzt. Kofl. 2 wurde der Major Hähnel. Nachträglich wurde uns klar, dass Major Hähnel zum Kofl 2 ernannt wurde, weil an der Front zwischen Arras und La Fère für den März 1918 die große Durchbruchsschlacht geplant war und Major Hähnel bei der 2. Armee, die die Mitte der Angriffsfront einnahm, den Einsatz der Flieger leiten sollte. Wohltuend berührte uns die Art, wie er sich einführte. Er machte sich nicht wichtig und begann nicht mit den Worten: Es sei hohe Zeit, dass der Schlendrian aufhöre. Wir arbeiteten in der bisherigen Weise weiter. Hähnel verstärkte seinen Stab um einige Offiziere, was sich daraus erklärte, dass die zweite Armee mit zu der von Ludendorff bestimmten Angriffsfront gehörte. In den Stab traten neu ein: Leutnant von Loga, dessen Familie in Wichorze bei Kulm ein größeres Gut mit Rüben- und Weizenboden besaß. Er hatte zu Hähnel entfernte verwandtschaftliche Beziehungen. Sein Vater hatte den unbefestigten westpreußischen Großgrundbesitz im Herrenhause vertreten. Sein älterer Bruder war gefallen. Seine Schwester war an einen Gutsbesitzer von Poser und Großnäditz in Niederschlesien unweit Breslau verheiratet. Valerian von Loga, der Kunsthistoriker, der eine umfassende Monographie über Francisco de Goya schrieb, war der Bruder seines Vaters. Oldenburg-Januschau war ein Freund seines verstorbenen Vaters, den er in landwirtschaftlichen und politischen Dingen um Rat anging. So hatte ihm Oldenburg-Januschau 1908 zur Zeit der Daily

Telegraph-Krise geschrieben, man dürfe den Kaiserthron nicht erschüttern, weil mit ihm auch die kleinen Throne der Großgrundbesitzer stürzen würden¹⁶. Als der ältere Sohn noch lebte, wollte der Vater Loga den jüngeren Sohn für den diplomatischen Dienst des Reiches bestimmen und hatte sich beim Auswärtigen Amt erkundigt, welche Vorbereitung sich dafür empfehle. Man hatte ihn auf die Corps Borussia in Bonn und Saxoborussia in Heidelberg hingewiesen. Der Vater Loga hatte seinen jüngeren Sohn zum Rechtsstudium nach Heidelberg geschickt. Er war dort bei den Saxoborussen eingesprungen. Bei diesen wurde jedoch damals, wie er mir erzählte, ungemein viel getrunken. Das war ihm sehr zuwider; deshalb trat er wieder aus. Nachdem sein Bruder gefallen war, erwuchs ihm die Aufgabe, das Familiengut zu übernehmen. Er war damals sehr für Maximilian Harden eingenommen, las trotz des manierierten Stils dessen Zeitschrift „Die Zukunft“ beharrlich und mit Interesse, las auch die Bücher, die Harden schrieb, wie zum Beispiel „Köpfe“. Zwischen mir und Loga entwickelte sich ein sehr gutes kameradschaftliches Verhältnis. Ich habe ihn nach dem Ersten Weltkriege eines Sommers auf seinem Gute Wichorze besucht. Westpreußen war durch den Versailler Vertrag zu Polen geschlagen worden. Loga blieb auf Wichorze. Nach dem Zusammenbruche des Dritten Reiches floh er mit seiner Familie aus Wichorze nach Mecklenburg und erschoss dort zuerst seine Kinder und dann sich selbst.

In unseren Stab trat ferner ein Leutnant der Reserve Scharwenka ein. Sein Vater Philipp Scharwenka und sein Onkel Xaver Scharwenka unterhielten in Berlin ein Konservatorium, das mit der Klindworth'schen Klavierschule vereinigt wurde. In den Zeitungen las man oft von Veranstaltungen im Klindworth-Scharwenka-Saale. Unser Kamerad hatte in Jena studiert und war dort beim Corps Franconia aktiv gewesen, aber nicht Alter Herr geworden. Er hatte dann einige Zeit in Canada verbracht, konnte aber weniger Englisch als ich. Über seine Zivilverhältnisse sah ich nicht klar. Im täglichen Umgange war er ein angenehmer Kamerad. Als weiteren Offizier zog Major Hähnel den Leutnant der Reserve Lesser heran, dessen Vater in Plauen im Vogtland eine Spitzenfabrik betrieb. Eine Zeitlang war in unserem Stabe ein aktiver Leutnant Schele von Scheleburg tätig. Ihm übertrug Major Hähnel die Meldesammlung, während er mich auf die Tätigkeit des Fliegervernehmungsoffiziers und des Gerichtsoffiziers beschränkte. Ich hatte auch die Geheimakten in meiner Obhut. Dazu gehörten außer den Operationsbefehlen die Personalakten von Berufsoffizieren, die sich ab und zu ins Feld verirrt. Die Beurteilungen (Conduiten) jüngerer Offiziere waren merkwürdig einförmig; die in meine Hände gelangten, begannen regelmäßig mit den Worten: „Schlanke militärische Erscheinung mit angenehmen Umgangsformen...“ Major Hähnel wechselte mit den Adjutanten. Ob er den Oberleutnant Bock zum Park oder zu einer Flieger-Ersatzabteilung versetzte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Der neue Adjutant, Oberleutnant Schregel, war ein geistig reger Mensch und stand mit uns allen binnen kurzem in einem guten kameradschaftlichen Verhältnis. Dem Major Hähnel ging der Ruf eines ungewöhnlich scharfen Vorgesetzten voraus. Ich habe von ungewöhnlicher Schärfe nichts bemerkt. Er war ein kluger Mensch mit einem feinen menschlichen Empfinden. Nur um ein Jahr war er älter als ich. Wir standen uns binnen kurzer Frist - ich möchte sagen - wie zwei Brüder. Er zog mich öfter ins Vertrauen und besprach Dinge mit mir, bei denen ihm eine Klärung durch Aussprache erwünscht erschien. Er erzählte mir von seiner Tätigkeit bei der Inspektion der Fliegertruppen, die ihm die Bezeichnung „Kreissäge“ eingebracht hatte. Man sagte damals, er führe umher und säge Leute ab. Er hatte sich um die Kontrolle der Lieferungen zu kümmern gehabt, die die Fliegertruppe vergab, die Baukontrolle der Flugzeuge, die Lichtbildgeräte, die Funkgeräte, die Waffen, die Bomben und so weiter. Allerwärts hatten sich Missbräuche eingeschlichen. Die Baukontrolle der

¹⁶ Die Daily-Telegraph-Krise von 1908 war eine deutsche Verfassungskrise um Kaiser Wilhelm II. Er hatte 1907 im Gespräch mit englischen Freunden gesagt, er sei ein Freund Englands, sei aber mit dieser Haltung in Deutschland in der Minderheit. Während des Burenkriegs habe er die Bildung einer antibritischen Kontinentalkoalition verbindert und Königin Victoria einen Feldzugsplan zukommen lassen. Der Text wurde vor Veröffentlichung im Daily Telegraph vom Kaiser korrekt dem Reichskanzler von Bülow zur politischen Prüfung vorgelegt, aber die Prüfung erfolgte nur unzureichend. Trotzdem verteidigte von Bülow den Kaiser bei dem nachfolgenden öffentlichen Sturm der Entrüstung nur halbherzig. Wilhelm II. sagte in einer öffentlichen Erklärung für die Zukunft politische Zurückhaltung zu.

Flugzeuge oblag sehr jugendlichen Offizieren, denen es bisweilen an dem nötigen Ernst und der erforderlichen Festigkeit fehlte. Die hölzernen Holme mussten selbstverständlich astrein sein. Es kam vor, dass ein junger Leutnant sich durch das Geschenk eines schönen Fliegerdolches, einer silbernen Zigarettendose, einer Armbanduhr von der gebotenen Gewissenhaftigkeit abhalten ließ, was dann Flügelbrüche und tödliche Abstürze zur Folge haben konnte. Hähnel hatte auch die Personalunion aufgedeckt, die die Firma Dr. Friedrich Huth & Co. in der Person des Dr.-Ing. Rettgardt zustande gebracht hatte. Dr. Rettgardt war der leitende Ingenieur für die Herstellung der Funkgeräte bei Dr. Huth & Co. Er leistete seine Wehrpflicht als Offizier bei der Inspektion der Fliegertruppe und bestellte diese Geräte bei der Firma namens der Fliegertruppe, nahm sie auch bei der Lieferung für die Fliegertruppe ab. Hähnel hatte eine gewisse Säuberung herbeigeführt und die Ablösung von Offizieren veranlasst, denen das rechte Pflichtgefühl fehlte.

Mit dem Vorrücken des Jahres 1918 nahmen die Vorbereitungen für die große Schlacht zu. Major Hähnel unterrichtete mich in großen Zügen, als die strategische Planung feststand. Ich fragte ihn, ob noch an einer zweiten Stelle der Front vorgestoßen werde. Das verneinte er. Nach der Sommeschlacht hatte ich die Dienstvorschrift über die Abwehrschlacht im Stellungskriege gelesen: Verbreiterung der Gefechtsabschnitte der Truppenteile, dünne Besetzung der vordersten Linie, tiefe Staffelung, insbesondere Zurückverlegung von Batteriestellungen und Flughäfen und so weiter. Jetzt erlebten wir an unserer Front die Vorbereitung einer großen Angriffsschlacht. Die Truppen- und Kolonnenbewegungen setzten regelmäßig bei beginnender Dämmerung ein. Mit einer gewissen Sorge schauten wir auf die Pferde der Artillerieregimenter, die durch unseren Standort fuhren. Sie waren im Winter mit dem Futter kurz gehalten worden. Man konnte ihre Rippen zählen. Sie rundeten sich erst wieder, als sie auf den Wiesen weiden konnten. Viel Munition wurde vorgefahren und auf Vorrat gestapelt. Hinter unserer Front lag schließlich so viel Munition, dass es nicht wunder nahm, wenn ab und zu ein Stapel vom feindlichen Streufeld getroffen wurde und in die Luft ging. Flughäfen und Scheinflughäfen wurden angelegt. Schließlich rückten die Infanteriedivisionen in die verschmälerten Gefechtsabschnitte ein.

Die der 2. Armee zugeteilten weiteren Fliegerverbände bezogen die ihnen bestimmten Flughäfen. Bei jedem Generalkommando befand sich ein Gruppenführer der Flieger (Grüfl.). Der ganze große Aufmarsch ging in großer Ruhe und Stetigkeit vor sich. Mir ist keinerlei Nervosität dabei aufgefallen. Ludendorff beherrschte den ganzen großen Apparat. Wir hielten nur Ludendorff für den Kopf und den Willen des Heeres. Bei uns gingen viele Offiziere durch, die vom Großen Hauptquartier und der Obersten Heeresleitung kamen. Leutnante, Hauptleute, Rittmeister und Majore nahmen bei der Durchreise die Mahlzeiten in unserer Tischgesellschaft ein, die wir das Kochloch 2 nannten, im Gegensatz zum Kochloch 1, in dem der Oberstab verpflegt wurde, also der O.B., die Generalstabsoffiziere und die Adjutanten des O.B., der General von der Artillerie und der General der Pioniere, deren Stelle häufig von Stabsoffizieren besetzt waren. So weit mir erinnerlich, gehörten auch der Kommandat der Stabswache und der Kommandant des Armeehauptquartiers mit ins Kochloch 1. Wenn sich mir Gelegenheit bot, fragte ich die Leute, die aus dem Großen Hauptquartier kamen, was Hindenburg mache. Dass Ludendorff viel arbeitete, war uns klar. Womit sich Hindenburg beschäftigte, das wollte ich sehr gern wissen. Fast stereotyp erhielt ich die Antwort: „Hindenburg trägt die Verantwortung.“ Dieser Satz wurde regelmäßig mit beinahe anbetender Ehrfurcht gesprochen. Wenn ich diese von hoher Bewunderung betonte Antwort hörte, konnte ich mir nicht vorstellen, dass einer weiter gar nichts mache, als die Verantwortung zu tragen. Ich stellte mir Hindenburg so vor wie Hesiod in der Theogonie den Titanen Atlas schildert, der mit dem Haupte und unermüdeten Armen den Himmel trägt. An die Stelle des hesiodischen Himmels dachte ich mir als Last die vergegenständlichte Verantwortung. Ich konnte die Ehrfurcht und die Bewunderung für Hindenburg nicht teilen. Zum Reichspräsidenten hat man ihn 1925 gewählt, weil man ihn sich als Platzhalter der Monarchie dachte. Ich fand im Schaufenster eines Buch- und Papierhändlers zu Avesnes 1917 die Souvenirs des französischen Staatsmannes Charles de Freycinet und las sie mit sehr großem Interesse während meines

Aufenthaltes im Kriegslazarett. Die Franzosen hatten 1873 zum Staatspräsidenten den Marschall Maurice de Mac-Mahon als Platzhalter der Monarchie gewählt. Bis 1879 erstarkte jedoch die republikanische Bewegung so, dass sie den Marschall Mac-Mahon stürzen und im Staatswesen durch eine épuration die Republik festigen konnte. Hindenburg erklärte die Treue für das Mark der Ehre, berief unter Einfluss Papens und Hugenbergs im Frühjahr 1933 Hitler zum Reichskanzler und spielte ihm die Macht in die Hand, wofür er durch Zuwendung eines größeren Grundbesitzes in Ostpreußen und Steuervergünstigungen belohnt wurde.

Bemerkenswert erscheinen mir heute noch einzelne dienstliche Erlebnisse, die ich gemeinsam mit Hähnel hatte. Eines Tages läutete mich der Offizier z.b.V. (zur besonderen Verwendung) einer Jagdstaffel an, um mir ein schreckliches Erlebnis mitzuteilen und mich um Weisung und Rat zu ersuchen, was dienstlich zu veranlassen sei. An jenem Abend war einer der eifrigsten Jagdflieger der Staffel schon bald nach 20 Uhr schlafen gegangen, weil er am nächsten Morgen sehr früh auf Jagd nach feindlichen Erkundern fliegen wollte. Drei andere Kameraden wollten mit ihm noch eine Flasche Wein trinken. Er verschließt die Tür zu seinem ebenerdigen Zimmer. Die Kameraden rütteln daran. Er will fest bleiben und erklärt: „Wenn Ihr nicht aufhört und Euch trollt, dann schieße ich.“ Die Kameraden hielten das nicht für ernst. Der im Zimmer will durch die verschlossene Tür, aber reichlich hoch schießen. Beim Abziehen der Pistole bringt er aber deren Mündung wesentlich tiefer, als er beabsichtigte. Die Kugel fährt einem der drei draußen in die Stirn; der fällt tot um. Der unglücklichste Mensch war nun der Schütze. Der Offizier z.b.V. klagte mir, dass der Unglücksschütze darauf und daran sei, sich das Leben zu nehmen. Ich sagte dem Offizier z.b.V., er solle dem Schützen von mir bestellen, wir hätten Weltkrieg, ein verständiger Mensch nehme sich im Weltkrieg nicht das Leben, weil es da bessere Todesarten gäbe. Ich hoffte, der Offizier zur besonderen Verwendung würde mit einer solchen Bemerkung den Schützen von den Selbstmordgedanken abbringen. Weiter sagte ich dem Offizier z.b.V. noch, dass nach der Militärstrafgerichtsordnung durch einen Kriegsgerichtsrat die Leiche aufgehoben werden müsse; außerdem sei wegen der fahrlässigen Tötung ein Tatbericht einzureichen. So bald Major Hähnel für mich erreichbar war, trug ich ihm den Fall vor. Wir fuhrten am nächsten Morgen beizeiten zu der Jagdstaffel. Der Oberkriegsgerichtsrat vom Armeeoberkommando fuhr zur Leichenaufhebung mit. Major Hähnel ging mit mir nach dem Orte der Tat. Wir trafen dort den Täter in seinem ebenerdigen Zimmer, durch dessen Tür das Geschoss der Pistole schlug. Der junge Mann war noch schwer erschüttert und hatte das seelische Gleichgewicht noch nicht wieder gefunden. Major Hähnel tat das, was die Sachlage erforderte. Er sprach dem jungen Menschen väterlich zu: „In der nächsten Zeit kann ich sie nicht fliegen lassen. Ich versetze sie jetzt in eine andere Jagdstaffel. Wenn mir deren Führer meldet, dass Sie wieder im seelischen Gleichgewicht sind, werde ich Ihnen erlauben, wieder zu fliegen.“ Hiermit hatte Major Hähnel den richtigen Ton angeschlagen. Der junge Mann frohlockte förmlich: „Ich darf wieder fliegen! Herr Major, ich darf wieder fliegen!“ Er empfand plötzlich, dass er noch zu etwas nütze sei. Hähnel entgegnete: „Gewiss dürfen Sie wieder fliegen, aber nicht jetzt gleich. Wir müssen einige Zeit warten!“ Damit war die Selbstmordgefahr gebannt. Hähnel versetzte den Unglücksschützen in die Jagdstaffel 5, die der Leutnant Flashar, ein Neffe des Münchner Malers, führte. Der Tatbericht über die fahrlässige Tötung ging nach einigen Tagen beim Kofl 2 ein. Ich legte ihn auf meinen Schreibtisch. Das A.O.K. erinnerte durch seinen Oberkriegsgerichtsrat zweimal an seine Einreichung. Ich bildete aus dem Tatbericht und den beiden Erinnerungsschreiben ein Aktenstück, das auf meinem Schreibtisch verblieb. Zwei Wochen etwa nach der fahrlässigen Tötung fuhr ich gegen Abend mit Hähnel zur Jagdstaffel 5. Wir aßen mit den Jagdfliegern recht frugal zu Abend und überzeugten uns, dass der Unglücksschütze unter seinen neuen Kameraden heimisch wurde und das seelische Gleichgewicht wiederfand. Major Hähnel eröffnete ihm und dem Staffelführer Flashar die Erlaubnis, nunmehr wieder zu fliegen. Er hat noch eine Anzahl Jagdflüge unternommen. Eines Tages meldete die Jagdstaffel 5, dass er brennend abstürzte. Auf das dritte, nunmehr etwas ungnädige Erinnerungsschreiben des Oberkriegsgerichtsrates sandte ich den Tatbericht ein und meldete, dass der Täter vorm Feinde fiel.

In lebendiger Erinnerung blieb mir der Verlust von Manfred Freiherrn von Richthofen. Im März 1918 war das Jagdgeschwader 1 mit anderen Fliegerverbänden der zweiten Armee für die große Angriffsschlacht zugeteilt worden und hatte erfolgreich gekämpft. Von einem Fluge kehrte Richthofen nicht zurück. Nach mehreren Tagen warfen britische Flieger einen Wimpel ab, woran ein Lichtbild mit dem Sarge Richthofens befestigt war. An dem Sarge lehnte neben anderem Blumenschmuck ein großer Kranz, auf dessen Schleife deutlich zu lesen war: „Valiant and worthy foe“ (etwa: „tapferer und angesehener Gegner“). Das Jagdgeschwader Richthofen hatte seinen Flughafen in dem neu besetzten Teile des zerstörten Gebietes aufgeschlagen. Die Offiziere wohnten in Zelten, die über Erdgruben errichtet waren. Es war ein wolkenloser Frühlingstag als Major Hähnel und ich dort eintrafen. Major Hähnel sammelte das Jagdgeschwader um sich und hielt eine schlichte Ansprache. Als er den Männern mitteilte, dass der Fliegertod Manfred von Richthofens zur Gewissheit wurde, und als das abgeworfene Lichtbild im Kreise von Hand zu Hand ging, sah ich in den Gesichtern aller seiner Männer tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit und in manchen Augen emporquellende Tränen. Manfred von Richthofen war ein Führer im wahrsten und besten Sinne des Wortes, von seinem Geschwader hoch geachtet und verehrt. Um Richthofen hatte sich die edelste und beste Auslese der deutschen Fliegertruppe geschart und sich mit seinem Geiste erfüllt¹⁷.

Richthofens Nachfolger stürzte ab, als er ein neues Flugzeug zur Probe flog, in dem kurz zuvor Hermann Göring als der technische Offizier des Geschwaders aufgestiegen und glatt gelandet war. Nun wurde Göring der Kommandeur des Jagdgeschwaders Richthofen. Für ihn brachte ich keine stärkeren Sympathien auf. Als 1933 nach Hitlers Machtergreifung sich Göring die kurze Biographie von Sommerfeld schreiben ließ, fand ich ihn darin einigermaßen richtig charakterisiert. Er hatte seine militärische Laufbahn krampfhaft betrieben und jede Gelegenheit wahrgenommen, um die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf sich zu lenken. Sommerfeld meint, dass Göring sich gern als „Katilinarische Existenz“ bezeichnen hörte¹⁸.

Der kriegsverletzte Bodenschatz war schon Richthofens Adjutant gewesen. Göring behielt ihn bei. Im dienstlichen Verkehr hatte ich von Bodenschatz einen vorteilhaften Eindruck. Er war ein kluger, fleißiger und gewissenhafter Offizier. Kommandeur des Jagdgeschwaders 2 war der Hauptmann Lörzer. Wenn auf ihn damals auch die stereotype Formel der Offiziersbeurteilung „schlanke militärische Erscheinung mit angenehmen Umgangsformen“ zutraf, so war er doch wesentlich mehr als bloß das. Ich hatte den Eindruck, dass er bei seinen jungen Jahren ein reifer Mann war, dem man mit Recht das Kommando über einen größeren und wichtigen militärischen Verband anvertraut hatte. Eine gereifte und ausgeglichene Persönlichkeit war auch der Hauptmann Keller, der „Bogohl-Keller“. Die persönliche Tapferkeit und Einsatzfreudigkeit verstanden sich sowohl für Lörzer als auch für Keller von selbst. Beide waren Zierden des Offiziers-Korps.

Eine Artilleriefiegerabteilung stellte den Major Hähnel 1918 vor eine unerfreuliche Aufgabe. Die Mannschaften dieser Abteilung wendeten sich in einer Beschwerdeschrift unmittelbar an den

¹⁷ *Manfred Freiherr von Richthofen, 1892 bis 1918, war erfolgreichster Jagdflieger des Ersten Weltkriegs mit 80 Abschüssen; in England „Red Baron“ genannt, weil er ein rotes Flugzeug flog.*

¹⁸ *Nach Lucius Sergius Catilina, um 108 bis 62 vor Christus, römischer Adliger, Urheber einer Verschwörung zum Sturz der Senats-herrschaft in Rom. Catilinarische Existenzen sind Leute, die nichts zu verlieren haben, daher alles wagen.*

Hermann Göring, geboren 1893 in Rosenheim, Selbstvergiftung Oktober 1946 durch eine Ampulle, die ihm seine Frau beim Kuss in den Mund gab, vor der Hinrichtung infolge des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses, ab 1922 Mitglied der NSDAP, Führer der SA, 1923 maßgeblich am fehlgeschlagenen Hitlerputsch beteiligt, seit 1928 Mitglied, seit 1932 Präsident des Reichstags, seit 1933 Reichs-luftfahrtminister u. preussischer Ministerpräsident, leitete den heimlichen Aufbau der Luftwaffe, gründete die Gestapo = Geheime Staats-polizei und die ersten KZ = Konzentrationslager, leitete seit 1936 als Beauftragter für den Vierjahresplan die Aufrüstung, 1934 an der Ermordung Röhm, 1938 am Sturz Blombergs und Fritschs beteiligt, 1940 zum Reichsmarschall ernannt, ordnete die rücksichtslose Ausbeutung fremder Arbeitskräfte für die Rüstung an und erteilte Heydrich die entscheidenden Befehle zur Judenvernichtung. Am 23. April 1945 von Hitler aller Ämter enthoben, weil er als dessen Vertreter handeln wollte.

Kofl. Das verstieß nun ganz klar gegen die Beschwerdeordnung. Nach dieser musste sich der Gemeine oder Unteroffizier, der sich über seinen Hauptmann beschweren wollte, an einen Leutnant oder Oberleutnant seines Verbandes (Kompanie, Schwadron, Batterie, Staffel usw.) wenden. Die unmittelbare Anrufung der höheren Dienststelle war nach Friedensbegriffen strafbar. Major Hähnel war sich nicht schlüssig, wie er die Beschwerde behandeln sollte. Ihrem Abteilungsführer und den Abteilungsoffizieren warfen die Mannschaften unter Vortrag einzelner Vorkommnisse vor, dass sie sich dem Trunke ergaben, den Dienst vernachlässigten und sich die gebotene Fürsorge für die Untergebenen nicht angelegen sein ließen. Major Hähnel gab mir die Beschwerdeschrift zu lesen und ersuchte mich um meine Meinung. Ich wies zunächst darauf hin, dass ein Gemeiner oder auch ein Kriegsunteroffizier die etwas verwickelte Regelung der Beschwerdeordnung nicht vermuten könne, sondern darüber unterrichtet werden müsse. Falls man die Beschwerdeführer wegen Nichteinhaltung des Beschwerdeweges bestrafen wolle, müsse man zunächst feststellen, ob sie über die Beschwerdeordnung unterrichtet wurden. Wir nahmen schließlich beide an, dass bei den Ersatztruppenteilen in der Heimat keine Instruktion über Gesuche und Beschwerden stattfand. Weiter gab ich dem Major Hähnel zur Erwägung, dass die in der Eingabe vorgebrachten Tatsachen als ernste Pflichtverletzungen des Abteilungsführers und einiger seiner Offiziere zu betrachten seien, von denen er Kenntnis nehmen und mit denen er sich dienstlich beschäftigen müsse, auch wenn er die Nichteinhaltung des Beschwerdeweges disziplinarisch bestrafen wolle. Sollten sich die Angaben der Beschwerdeschrift bestätigen, so würde ich von einer Bestrafung der Mannschaften wegen Nichteinhaltung des Beschwerdeweges absehen. Im Jahre 1918 war die Mannszucht im Feldheer bedenklich gelockert. Gerade deshalb war es unerlässlich, dass die Offiziere sich ihrer Pflichten und ihrer Würde bewusst blieben. Major Hähnel fuhr mit mir zu der Artilleriefiegerabteilung und forderte den Abteilungsführer und die betroffenen Offiziere auf, sich zu den in der Beschwerdeschrift vorgetragene Tatsachen zu äußern. Diese erwiesen sich im wesentlichen als wahr. Major Hähnel zog daraus die gebotene Folgerung und ließ den Abteilungsführer durch Kogenluft ablösen. In gewissen Kreisen der Fliegertruppe, die dem Gemaßregelten kameradschaftlich und gesinnungsmäßig näher standen, hat man dem Major Hähnel sein Einschreiten in diesem Falle verdacht. Gewiss ist bei allen Heeren und während aller Kriege gezecht worden. Große und berühmte Soldaten begossen sich ab und zu die Nase. Dem alten Dessauer schreibt man als Lieblingslied zu: „So leben wir, so leben wir alle Tage in der allerschönsten Saufratkompanie-----“ Die Pflicht steht aber vor dem Umtrunk. Weder Julius Caesar noch Hellmuth von Moltke haben sich betrunken. Und wenn es Alexander der Große recht oft tat, so nahm es mit ihm bei jungen Jahren eben ein schlechtes Ende. Man braucht es in der Enthaltbarkeit gar nicht so weit zu treiben wie Karl XII. von Schweden. In der Fliegertruppe waren es die Offiziere, die ihr Leben einsetzten, während sich die Mannschaften außerhalb des unmittelbaren Gefahrenbereiches, insbesondere jenseits der Artillerieschussweite in den Flughäfen befanden. Deshalb war die Disziplin bei den Fliegern leichter aufrecht zu erhalten als bei den anderen Waffen.

1918 bewegten sich hinter der Front im Operations- und im Etappengebiet große Massen von Drückebergern. Die Oberste Heeresleitung musste zur Kontrolle dieser Leute, die sich von ihren Truppenteilen entfernten, von ihnen abkamen oder sich zu ihnen nicht zurückfanden, Feldgendarme und Unteroffiziere einsetzen und wurde des Übels nicht Herr, das sich täglich verschlimmerte. Jeder Krieg endet eben zwangsläufig in der Lockerung der Mannszucht. Zu den Unteroffizieren, die hinter den Fronten auf Drückeberger fahndeten, gehörte der Leipziger Amtsgerichtsrat Dr. Jaehler. Er war im Frieden Zivilrichter, versteigerte auch Grundstücke und galt als ordentlicher Jurist. Während eines Urlaubs in Leipzig begegnete ich dem Amtsgerichtsrat Dr. Schumann, der mich fragte, ob ich nicht für seinen Kollegen Dr. Jaehler eine angemessenere Beschäftigung wisse. Damals waren der 2. Armee viele Fliegerverbände zugeteilt worden. Dadurch vermehrten sich meine Geschäfte in mehrfacher Hinsicht. Die Zahl der Luftkämpfe und der festzustellenden Abschüsse nahm zu. Es kamen mehr feindliche Flieger als Gefangene und mehr Beuteschriftstücke herein, was mich als Fliegervernehmungsoffizier in erhöhte Tätigkeit setzte. Die

Zunahme an Militärpersonen, die mit den Fliegerverbänden zur Armee kamen, vermehrte meine Geschäfte als Gerichtsoffizier. Ich konnte für diese Geschäfte einen Bürounteroffizier recht gut gebrauchen, der die Eingänge und Ausgänge im Briefbuch registrierte, für die Kommandierung der auf Rechtshilfeersuchen zu vernehmenden Beschuldigten und Zeugen sorgte. Ich trug die Sache dem Major Hähnel vor. Dieser hielt meinen Wunsch für bescheiden und forderte den Unteroffizier Jaehler für seinen Stab an. Der Amtsgerichtsrat Dr. Jaehler hat mich schwer enttäuscht. Ich gab ihm die Militärstrafgerichtsordnung vom 1. Dezember 1898 und das Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872 in ihren neuesten Fassungen und mit allen Novellen hin, hielt ihm auch einen Vortrag über den urschriftlichen Verkehr (U.u.R.), die höhere und die niedere Gerichtsbarkeit, über den Gerichtsherrn, Gerichtsoffizier, den Kriegsgerichtsrat, den Verhandlungsleiter und die Bestätigungsorder, über die freiwillige Gerichtsbarkeit im Heere, über die Befugnis des Disziplinarvorgesetzten, des Gerichtsoffiziers und des Kriegsgerichtsrates zu Beglaubigungen. Er nahm diese Dinge nicht mehr in sich auf. Im Frieden hatte er nicht gedient und hatte für militärische Dinge weder Interesse noch Verständnis. Gelegentlich musste ich ihm wegen der niederen Gerichtsbarkeit den Begriff des selbständigen Bataillons und wegen der höheren Gerichtsbarkeit den der selbständigen Brigade erläutern. Ich wüsste nicht, was ihm uninteressanter gewesen wäre. Er war nicht im Stande, nach mündlichen Weisungen einfache Sachen zu erledigen. Selbst zum Entwerfen von Beglaubigungsvermerken zeigte er sich zu unbeholfen. Maschine konnte er schreiben. Also diktierte ich ihm fast alles in die Maschine. Nach der Schilderung des Amtsgerichtsrates Dr. Schumann hatte ich angenommen, Dr. Jaehler würde über die juristische Beschäftigung glücklich sein und sich mit dem Militärstrafrecht rasch vertraut machen. Er war aber nicht glücklich und machte sich auch in mehreren Monaten nicht vertraut. Ich bat deshalb den Major Hähnel, ihn zum Armeeflugpark zu versetzen. An seine Stelle nahm ich einen jungen Landwirt namens Starke, der mir sagte, er sei Mitbesitzer des Rittergutes Gotha bei Eilenburg. Mit ihm kam ich recht gut aus, bis ihn der Ehrgeiz packte und er für seine Dienste an der Schreibmaschine zum EK II vorgeschlagen sein wollte. Das konnte ich dem Kofl und der Kofl dem A.O.K. bzw. dem O.B. nicht zumuten. Als wieder einmal eine Heldengreifkommission aufkreuzte und die Stäbe auf kv-Leute auskämte, wurde Starke erfasst und in ein Rekrutendepot überführt. Beim Abschied sagte ich ihm, er würde nun wohl bald an der Front eingesetzt werden und sich das EK II verdienen. Er erwiderte mir lachend, er würde binnen kurzem wieder in einer Schreibstube sitzen. Nach Kriegsende begegnete er mir einmal auf der Petersstraße in Leipzig und bestätigte mir, dass er aus dem Rekrutendepot nicht an die Front, sondern in eine Schreibstube gelangte. Das EK II hat er aber nicht ergattert.

Seit dem November 1916 nahm ich meine Mahlzeiten im Kochloch 2 ein. Der Unterstab des A.O.K. war zahlenmäßig gewachsen. Insbesondere waren dem A.O.K. weitere sogenannte Waffenvorgesetzte angegliedert, die Angelegenheiten der Spezialwaffen bearbeiteten. Die Dienststellen des Generals von der Artillerie („General der Artillerie“ war eine Beförderungsstellung ebenso wie „General der Infanterie“ oder „General der Kavallerie“ und durch zwei Sterne auf dem Generals-Achselstück ausgezeichnet) und des Generals der Pioniere gab es beim Armeekorps schon zu Beginn des Krieges. Ebenso gab es seit langem den Bba = den Bahnbeauftragten, den NO = Nachrichtenoffizier. Die Dienststellen des Stofl und daraus entwickelt die des Kofl hat der Erste Weltkrieg hervorgebracht. Dazu kamen die Koflak = Kommandeur der Flugabwehrkanonen, zu dessen Dienstbereich auch die Scheinwerfer gehörten, und der Kofluft = Kommandeur der Luftschiffer, dessen Tätigkeitsgebiet die Fesselballone waren, die die Flieger die „lächerliche Konkurrenz“ nannten. Zu den Luftschiffen gehörten auch die Lenkballone bis zu ihrer Abschaffung. Im Großen Hauptquartier wurde die Fliegertruppe schon bald durch einen Feldflugchef, den Oberst Thomsen, vertreten, dem nach einiger Zeit der General von Höpfner als kommandierender General der Luftstreitkräfte (Kogenluft) vorgesetzt wurde. Zu den Luftstreitkräften wurden die Flieger, die Flugabwehrverbände und die Luftschiffer in der Obersten Heeresleitung, aber nicht auf der A.O.K.-Ebene einheitlich zusammengefasst. Zu den Waffenvorgesetzten gehörten der Akonach, der Kommandeur der Nachrichtentruppen, der

Kommandeur der Munitionskolonnen und des Trains. Daneben gab es noch weitere Dienststellen: einen Starkstromoffizier, einen Gasschutzoffizier, das Sanitätswesen und anderes mehr.

Das Kochloch 2 gliederte sich in mehrere lange Tafeln. An unserer Tafel saßen Kofl, Koflak und Koluft mit ihren Offizieren. Zwischen uns entwickelte sich eine engere Kameradschaft. Dieser und jener bekam einen Spitznamen, der so gebräuchlich wurde, dass man den richtigen Familiennamen gar nicht kannte. So nannten wir einen bayerischen Pionierleutnant der Reserve, der beim Koflak die Scheinwerfer bearbeitete, „Scheinicke“. Er war ein sehr sympathischer Kamerad. Beim Vormarsch in Polen hatte seine Division frischgeschlachtetes Schweinefleisch aus Hunger in der Feldküche nicht durchgekocht, was eine große Zahl von Trichinosefällen zur Folge hatte, deren Erscheinungen den Militärärzten zunächst fremd waren. Scheinicke hatte die Trichinose nach unsäglichen Schmerzen überstanden. Unserer Tischgesellschaft hatte sich der Gasschutzoffizier angeschlossen, der im Frieden Chemiker bei Dr. Cassella & Co. war. Ihn nannte man Grünkreuz, also nach dem Zeichen für ein sehr giftiges Kampfgas (*Chlorameisensäure-ethylester*). Seinen bürgerlichen Namen habe ich nicht gehört. Der Adjutant des Armeearztes, ein Stabsarzt Dr. Lünig hielt sich treu zu den Luftstreitkräften. Er war der Sohn eines Militärarztes und auf der Pepinière, der Kaiser Wilhelms Akademie, ausgebildet. Er war deshalb verpflichtet, eine bestimmte Anzahl Jahre aktiv zu dienen. Nach dem Kriege ließ er sich in der Gegend der Unterelbe als praktischer Arzt nieder. An unserem Tisch nahm auch der Leiter der Feldpost, Herr Dolven-dal Platz, der nach dem Kriege in Leipzig Oberpostdirektionspräsident wurde. Der Geheime Feldpolizeikommissar, der sich gleichfalls zu uns hielt, war ein wohlbeleibter, gemütlicher Mann vom Polizeipräsidium in Breslau.

Das A.O.K. hatte für seine Wirtschaftsfuhren zwei prächtige Rotschimmel, die auch in der Zeit der Futterknappheit sehr gut genährt waren. Eines Tages waren diese Rotschimmel gestohlen. Der Geheime Feldpolizei gelang es nicht, den Dieben auf die Spur zu kommen. Die Vermutungen gingen in verschiedenen Richtungen. Manche glaubten, dass Franzosen die beiden Pferde unter Mitwirkung deutscher Soldaten stahlen, schlachteten und verzehrten. Andere meinten, dass eine bespannte Truppe, der Pferde fehlten, sich beim Durchmarschieren die beiden prächtigen Rotschimmel „organisierten“. Dass bespannte Truppen sich gegenseitig Pferde von der Weide zur Auffüllung ihrer Bestände weggingen, war kein seltenes Ereignis. Wenn der Geheime Feldpolizeikommissar zur Mahlzeit erschien, wurde er mit Fragen nach den Rosssdieben bestürmt. Er fühlte sich dadurch arg beschämt und ließ sich wochenlang im Kochloch 2 nicht sehen. Koflak war der Hauptmann Kindl, dessen Vater Senatspräsident am Kammergericht war. Ich kannte den Namen aus der Deutschen Juristenzeitung. Er hatte sich um die Aufnahme in die Kriegsakademie vergeblich bemüht. Dass ein junger Offizier dieses Ziel nicht erreichte, war im Endergebnis seiner Laufbahn nicht abträglich. Interessant war mir, was er von der Familie von Lochow auf Petkus erzählte, deren Saatzuchten weit berühmt waren. Er war häufig nach Petkus gekommen und hatte dort die Familienmitglieder rings um den Tisch bei der Auslese von Getreidekörnern und Rübenknäueln zu Eliten gefunden. Er meinte, dass die Kinder, die dabei eifrig mitarbeiteten, infolge dieser Tätigkeit kurzsichtig wurden. Kindls Adjutant, ein Leutnant der Reserve Wendler, war der Sohn eines bedeutenden Textilfabrikanten in Reutlingen, der im November 1918 an der Grippe starb. Außer „Scheinicke“ gehörte zum Koflakstabe der Leutnant der Reserve Bittler, Rechtsanwalt in Konstanz. Der Koluft hieß Stottmeister. Wir nannten ihn Sto Stott. Sein Adjutant war ein Leutnant der Reserve, Bankprokurist aus Münster in Westfalen. Bei Koluft erschienen gelegentlich einmal Klaus Hauptmann, ein andermal Ivo Hauptmann, die Söhne Gerhard Hauptmanns. Dem Koluft wurde zeitweilig der Major Geisert zugeteilt. Er hatte vorher einen Zeppelin geführt und schulte nach Abschaffung des Zeppelins wieder auf Fesselballon um. Geboren war er in Stuttgart, aber auf dem Dresdner Kadettenkorps erzogen. Er sprach, wenn er wollte, ein wunderbares idiomatisches Obersächsisch. Uns bediente bei Tische der Bursche des Oberleutnants Beck, des damaligen Adjutanten des Kofl. Als Bergmann aus Oederan beherrschte dieser Offizierbursche die obersächsische Mundart. Die Ostpreußen, Schlesier, Niedersachsen,

Westfalen, Schwaben, Bayern und Alemannen wollten uns Obersachsen immer wieder mit unserer Mundart hänseln. Geisert und ich, wir ließen uns jedoch nicht beirren; wir sprachen richtiges, kein Varietétheater-Sächsisch. Also sagte ich eines Tages zu dem Oederaner: „Ordonnanz, mir ä Latsch!“ Der Major Geisert rief ihm zu: „Mir oh ä Latsch!“ Der Oederaner erwiderte verständnisvoll: „Zu Befehl, zwo Latsche!“ Nun waren die Ostpreußen, Schlesier, Niedersachsen, Westfalen und so weiter gespannt, was die Ordonnanz uns bringen würde. Sie glaubten zunächst, dass Latsch eine meiner neuesten Schnapsmischungen sei. Als der Oederaner uns jedem eine Tasse Kaffee brachte, staunten sie. Sie hatten von den sächsischen Komikern immer nur die Bezeichnung „Bliemchen“ gehört. Den Latsch kannten sie nur als Fußbekleidung. Sie wollten nun wissen, wie das Wort die Bedeutung Kaffee annehmen konnte. Unter Zustimmung Geiserts erzählte ich, dass man in Obersachsen statt der Haarsiebe und des Fließpapiers zum Filtern des Kaffees Leinensäckchen verwendete, dass aber sparsame Leute statt der Leinensäckchen dazu ihre alten Strümpfe benutzten¹⁹.

Nachdem Hähnel an Walthers Stelle Kofl geworden war, wurden zu uns auf Zeit ab und zu Offiziere zu informatorischer Dienstleistung kommandiert. So war bei Kofl 2 einige Wochen der Major Püschel tätig, ehe er zum Kofl bei der Armeeabteilung A im Elsass (Molsheim) bestellt wurde. Für mehrere Wochen fand sich auch der Major von Minkwitz, der Kommandeur der Fliegerersatzabteilung Großenhain, ein, der gewisse Fronterfahrungen mitnehmen sollte, um die Ausbildung in Großenhain kriegsmäßiger zu gestalten. Sein Vater hatte einige Jahre lang ein Gut in Ostgalizien besessen und bewirtschaftet, war aber doch ein echter Obersachse. Er schloss sich aus Stammesgefühl während der Zeit seines Kommandos eng an mich an. Bei den Luftschiffern erschien noch, als sich der Krieg seinem Ende näherte, ein Leipziger, ein aktiver Hauptmann Friese. Er brachte für die Fesselballone einen neuen Korb, den man vom Ballon mit einer einfachen Einrichtung ausklinken und mit einem Fallschirm herabbringen konnte. Friese unterwies die Ballonbeobachter der 2. Armee im Gebrauche dieser neuen Vorrichtung. Er war mit einer Tochter des verstorbenen Gummiwarenfabrikanten Philipp Penin aus Leipzig verheiratet. In erster Ehe war diese mit dem Frauenarzte Dr. med. Freytag verheiratet gewesen. Nachdem sie Herrn Friese kennen gelernt hatte, betrieb sie ihre Scheidung von jenem. Freytag widersetzte sich der Scheidung. Infolgedessen entwickelte sich ein heftiger Kampf. Die Frau versagte sich dem Manne und war überzeugt, dass er Beziehungen zu anderen Frauen pflege. Sie benannte eine größere Anzahl seiner Patientinnen als Zeugen, konnte ihm jedoch keine Untreue nachweisen. Ihre Scheidungsklage wurde abgewiesen. Nunmehr versuchte sie, dem Dr. med. Freytag ihre Freiheit abzukaufen. Da die Familie Penin damals noch über ein sehr ansehnliches Vermögen verfügte, so kam bald ein Handel zu Stande, der den Dr. Freytag befriedigte. Mit Recht setzte der Hauptmann Friese voraus, dass ich die Vorgeschichte seiner Ehe kannte. Er hat mir abends beim Becher nicht nur die Technik seines ausklinkbaren Ballonkorbes erklärt, sondern auch sein Leid über die Begehrlichkeit und Geschäftstüchtigkeit des Dr. med. Freytag geklagt. Er nannte mir auch den Betrag, den seine Frau von ihrem Vermögen zur Erlangung der Freiheit opfern musste, gemerkt habe ich ihn mir nicht. Der Hauptmann Friese war den ganzen Krieg über nicht an der Front gewesen. Als Mann einer sehr reichen Frau hatte er Wege gefunden, das zu vermeiden. Sein Schwippschwager, der Rechtsanwalt Hermann Martin, erwarb sich das EK I auf dem Zeithainer Übungsplatze bei Riesa an der Elbe.

Die großen Kriegereignisse, die mit der Märzoffensive 1918 einsetzten, sind in einem ausführlichen Schrifttum dargestellt. Ich betrachte es nicht als meine Aufgabe, näher darauf einzugehen. Ich erwähne nur, was mich besonders angeht. Nachdem der Vorstoß auf Amiens zum Stehen gekommen war, verlegte das A.O.K. 2 seinen Standort weiter westwärts. Der Kofl-Stab bezog die Baracken eines britischen Kriegslazarettes bei dem zerstörten Dorfe Tincourt. Die geräumige und

¹⁹ Meine Mutter bestätigt, dass sie aus Dresden die Bezeichnung „Latsch“ für einen Kaffee minderer Qualität kennt; üblich seien dort wiederverwendbare Baumwollsäckchen aus Barchent gewesen.

helle Operationsbaracke diente uns als gemeinsamer Arbeitsraum. Wir saßen darin mit dem Major Hähnel alle beieinander. Wer zu arbeiten hatte, arbeitete: er schrieb oder telephonierte oder verhandelte oder trug dem Kommandeur vor. Wer dienstlich nicht beansprucht war, der konnte schlafen oder ein Buch lesen oder seine privaten Briefe schreiben. Wir nannten diesen Betrieb die dienstliche Wohnküche. Ludendorff unternahm im April 1918 den Vorstoß nördlich von Arras, im Mai 1918 den Vorstoß auf Château Thierry unter Bildung des Marne-Sackes. Im Juli 1918 war das Unternehmen Rs gegen Reims geplant im Bereiche der dritten Armee in der Champagne, der sogenannten Lause-Champagne (Champagne pouilleuse). Bei der Mobilmachung war der Oberbefehlshaber dieser Armee der sächsische Kriegsminister Freiherr von Hausen gewesen. Ihr haben viele sächsische Truppen angehört. An die Stelle des Freiherrn von Hausen war der frühere preußische Kriegsminister von Einem genannt von Rothmaler getreten. Der sächsische Generalmajor von Oldershausen war Chef des Stabes geblieben, hatte sich aber mit von Einem veruneinigt und deshalb seine Versetzung zur Armeeabteilung A (Molsheim) herbeigeführt. Man sagte, die Meinungsverschiedenheiten seien nicht um strategische oder taktische Fragen gegangen. Auf diesem Gebiete zeigten die Oberbefehlshaber gegenüber ihren Stabschefs kaum je Eigensinn. Man nahm deshalb an, dass es sich um eine Geldfrage handelte, dass von Einem an gewissen Geldbezügen teilnehmen wollte, wozu er nach Oldershausens Meinung nicht berechtigt war. Diese Annahme bestätigte mir Oldershausen im November 1918. Wer im Juli 1918 beim A.O.K. 3 Chef des Stabes war, weiß ich nicht mehr. Mit dem A.O.K. selbst, das in Maison Rouge lag, kam ich nicht in unmittelbare dienstliche Berührung, auch nicht mit dem NO 3. Ich weiß aber noch genau, dass über dem Unternehmen Rs ein Unstern waltete. Kofl 3 hatte keinen Fliegervernehmungsoffizier. Er borgte mich für das Unternehmen Rs vom Kofl 2. Ich ging ganz gern hin. Kofl 3 war damals der Hauptmann Palmer, der sich wegen seiner Kameradschaftlichkeit großer Beliebtheit erfreute. Ich hatte ihn bei der zweiten Armee als Führer einer Erkundungsabteilung kennen gelernt. Er war es gewesen, der uns zum Schlachtfest mit dem aus der Korpsschlächterei organisierten Schwein einlud. Er hatte es mir nicht verübelt, dass ich der Einladung nicht folgte. Später war er bei einem der Generalkommandos der zweiten Armee GrufI (Gruppenführer der Flieger) gewesen. Von den Offizieren, die zu Palmers Stabe gehörten, kannte ich noch keinen, war aber überzeugt, dass sie, weil Palmer ein netter Kerl war, von ähnlicher Art sein würden. Darin täuschte ich mich nicht. Palmers Adjutant war ein aktiver Leutnant der Jäger zu Pferde Bärensprung, dessen Vater Regimentsarzt bei den Torgauer Husaren gewesen war. Seine Familie war in einzelnen Zweigen geadelt und besaß zeitweilig das Rittergut Kleindöbbern bei Cottbus. Einer seiner bürgerlichen Verwandten war Reichsgerichtsrat in Leipzig. Trotz seiner Verwandtschaft und obwohl er Berufsoffizier war, las er im Felde - woran Palmer keinen Anstoß nahm - den „Vorwärts“, der damals das Zentralorgan der SPD war. Er war entschlossen, nach dem Kriege Rechtswissenschaften zu studieren. Wir schlossen rasch Freundschaft und vereinbarten, dass er die Anwaltsstation als Referendar auf meiner Kanzlei erledigen sollte, was auch geschah. Stabsbildoffizier 3 war der lange von Heseler, ein Dresdner Leibgrenadier. Er stammte aus einer geadelten Industriefamilie des Rheinlandes, war aber als Fahnenjunker beim Grenadierregiment Nr. 100 in Dresden eingetreten. Wir hatten also gewisse gemeinsame sächsische Interessen. Er heiratete später eine von Carlowitz vom Rittergute Oberschöna und gewann dadurch Beziehungen zum sächsischen Landesadel. Durch seine landwirtschaftlichen Beziehungen kam er in den Vorstand der Gesellschaft zur gegenseitigen Hagelschädenvergütung in Leipzig. Diesem Vorstand gehörte auch Herr Siegfried von Lüttichau-Bärenstein an, der die Witwe des Hermann von Salza und Lichtenau auf Kittlitz bei Löbau geheiratet hatte. Ich begegnete Heseler nach dem Kriege in Leipzig. Er führte mir die Hagelschädenversicherungsgesellschaft, Herrn Siegfried von Lüttichau und dessen Stiefsohn, Nickel von Salza, und Lichtenau als Klienten zu. Heseler verlor seine erste Frau durch den Tod; er heiratete in zweiter Ehe die Tochter des Professors Kippenberg vom Inselverlag, deren erster Mann, ein Einsiedel vom Rittergute Syhra bei Geitheim, 1939 beim Vormarsche in Polen mit dem Krafrade tödlich verunglückte. Nach verhältnismäßig kurzer zweiter Ehe starb von Heseler an einer Krankheit. Ein dritter Offizier, den ich bei Kofl 3 kennen lernte, war ein Leutnant der Reserve Görtz, der einer Großindustriefamilie in Mannheim ent-

stammte. Das Unternehmen Rs, der Angriff auf Reims, war nach den Regeln der Angriffsschlacht im Stellungskriege vorbereitet worden. Die Gefechtsabschnitte waren schmaler geworden und die eingesetzten Truppen verstärkt. Die Batterien wurden vermehrt und näher an die Front herangeschoben, die Granaten wurden für die Feuerwalzen auf Vorrat gestapelt, was zur Folge hatte, dass ab und zu ein Stapel durch Zufalltreffer explodierte. Kurz vor dem Tage des Angriffs waren, wie üblich, einzelne deutsche Soldaten zu den Franzosen übergelaufen und hatten die deutschen Angriffsabsichten verraten. Die französische Lufterkundung hatte selbstverständlich die deutschen Angriffsvorbereitungen erkannt. Aus uns unverständlichen Gründen verschob Ludendorff den Angriff auf Reims. Dadurch gewannen die Franzosen Zeit, sich bequem auf eine Abwehrschlacht einzustellen, was unsere Flieger binnen kurzem feststellten. Sie zogen ihre Batterien und ihre Flughäfen zurück. Durch Einbringung einzelner Gefangener und durch Spähtrupps wurde ermittelt, dass die Franzosen ihre vorderste Linie ganz dünn besetzten und die Gefechtsabschnitte der Regimenter sehr verbreiterten. Der Angriff wurde schließlich noch ausgeführt, verlief aber ohne wesentlichen Erfolg. Das A.O.K. 3 meldete einige wenige Tausend Gefangene. Das Unternehmen Rs zeigte uns den Kampfgeist Ludendorffs in Ermüdung und Erschöpfung. Noch ehe ich von der dritten Armee zur zweiten Armee zurückkehren konnte, brachen die Franzosen in die Westflanke des Marnesackes. Die dadurch verursachte Verwirrung erschwerte die Abtransporte von der Reims-Front. Schließlich gelang es mir, noch im Juli 1918 zu meiner Dienststelle beim A.O.K. 2 zurückzugelangen. Es befand sich noch in Cambrai. Im engeren Kreise des Stabes beim Kofl 2 riskierte ich im August 1918 oft genug eine Lippe. Ich erklärte, für Deutschland gebe es nur zwei Möglichkeiten: Frieden vor der Revolution oder Revolution vor dem Frieden. Ich äußerte mich unbefangen auch in unserer Tischgesellschaft im Kochloch 2. Eines Tages hatte ich in diesem Kreise bemerkt: „Meine Sympathie für Wilhelm II ist erloschen, weil er mein Vaterland ruiniert hat.“ An diesem Tage hatte an unserer Tafel ein Leutnant von Dietze-Barby, der auf der Durchreise beim A.O.K. 2 war, mit zu Mittag gegessen. Am nächsten oder übernächsten Tage suchte Major Hähnel mit mir ein vertrauliches Gespräch und sagte mir, dass meine Äußerung dem Oberbefehlshaber gemeldet wurde. Da ich in personeller Hinsicht dem Waffenvorgesetzten unterstand, so musste mit dieser Angelegenheit Kogenluft beschäftigt werden. Dessen Stabschef, der Oberst Thomsen, wurde aus anderem Anlass beim A.O.K. erwartet. Der zuständige Mann des A.O.K. 2 besprach, wie mir Hähnel darnach mitteilte, meinen Fall mit dem Oberst Thomsen und dieser erledigte ihn dadurch, dass er dem A.O.K. 2 erklärte, es werde sich binnen kurzem an ganz andere Äußerungen gewöhnen müssen, als die des Leutnants der Landwehr Mothes. Damit war die Sache für mich erledigt. Ich habe daran erst wieder gedacht, als ich 1955 in der Zeitung las, dass ein Universitätsprofessor von Dietze in Freiburg im Breisgau in ein hohes evangelisches Kirchenamt gewählt wurde. Ich fragte bei meinem Freunde, dem Professor Dr. Hans Thieme in Freiburg an, ob jener kirchliche Würdenträger personengleich mit jenem Leutnant von Dietze-Barby sei, der im August 1918 Anstoß an meiner Äußerung nahm. Professor Hans Thieme bestätigte mir die Identität. Ich habe Herrn von Dietze-Barby jene Meldung ans A.O.K. 2 nicht übelgenommen. Er ist sehr viel jünger als ich und war damals in historisch-politischen Dingen gänzlich unerfahren und meinungslos. Bei seinem Vater in Barby an der Elbe war Wilhelm II. Jagdgast. Der Vater Dietze gehörte zu den Gästen beim Grafen von Alvensleben-Neugattersleben, wenn dort der Kaiser zur Jagd erschien. Dass Leute aus diesem Gesellschaftskreis das nahende Verhängnis nicht sahen oder nicht sehen wollten, kann niemand befremden. Die Anwesenheit des Leutnants von Dietze an unserem Mittagstisch war mir seinerzeit um deswillen bemerkenswert, weil der Bruder seines Vaters oder Großvaters die Herrschaft Pomssen mit Fuchshain und Eicha im Landkreise Grimma besaß und einmal für die Konservativen zum Reichstag kandidierte. Ich hatte ein Wahlplakat gelesen, kurz nachdem ich lesen gelernt hatte und mir den Namen gemerkt. Er konnte die Herrschaft Pomssen nicht halten, sondern verkaufte sie an einen Bankier Weiß; von diesem gelangte sie an den Fürsten Schönburg, der auch das Rittergut Belgershain und die Wälder bei Lindhardt besaß. Der mehrfache Verkauf der Herrschaft Pomssen war in den landwirtschaftlichen Kreisen der Leipziger Gegend Gegenstand vieler Gespräche.

Ende August 1918 siedelte das A.O.K. 2 nach Le Quesnoy über. Hähnel ging nach der Heimat. An seine Stelle trat der Hauptmann Seraphim, ein Balte. Oberbefehlshaber der zweiten Armee war Gallwitz geworden, ein Zahlmeisterssohn, wie ich von vielen Berufsoffizieren hörte. Gallwitz stieg weiter auf und wurde Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe. Chef des Stabes der zweiten Armee wurde der Generalstabsoberser von Miaskowski, dessen Vater aus Mitau in Kurland stammte, Universitätsprofessor der Nationalökonomie in Leipzig war. Ich war in dem Seminar Schüler des Vaters gewesen. Dieser hatte in der „Julburg“, dem Hause meines Onkels, des Architekten Dr. Oskar Mothes an der Plagwitzer Straße 38 (Käthe-Kollwitz-Straße 70) in Leipzig gewohnt²⁰. Ich suchte daraufhin keine Beziehungen zu dem Stabschef, unterrichtete aber den Hauptmann Seraphim über die Familie Miaskowski. Er konnte mit dem neuen Chef baltische Erinnerungen beleben. Die Familie Seraphim stammte aus Riga und hatte zur Schwarzhauptergilde gehört²¹. Ein Verwandter des Hauptmanns war Nationalökonomieprofessor, ein anderer Journalist. In der Zeit der Naziherrschaft erregte der Name bei unkundigen PG Bedenken; diesen schwante bei dem Namen Seraphim dunkel etwas Alttestamentliches. Genauer über die Engel Seraphim wussten sie natürlich nicht, insbesondere nicht, dass der Prophet Jesaias sie als Engel mit sechs Flügeln beschreibt. Der Hauptmann Seraphim fand als Balte natürlich nicht dasselbe kameradschaftliche Verhältnis zu den Offizieren seines Stabes wie Walther und Hähnel. Dass er sich jeden Morgen von seinem Burschen sein Haupthaar mit der Drei-Millimeter-Schere igeln ließ, registrierten wir als Kuriosum; es focht uns aber nicht an. Dass er seinem Adjutanten, dem Oberleutnant Schregel und nicht seinem Burschen auftrag, ihm einen Nachtopf beizutreiben, missfiel uns. Leider konnten wir Schregel nicht dazu bewegen, diesen Auftrag abzulehnen. Uns missfiel ferner, dass er noch im September 1918 aus der Wohnung eines Franzosen einen großen Konzertflügel herbeiholen und die enge Treppe in sein Quartier heraufbringen ließ. Auch große wertvolle Teppiche forderte er für sein Zimmer an. Wir hatten den Eindruck, als sei er sich der wahren Kriegslage nicht bewusst. Der Mann gefiel mir nicht. Auch gefiel es mir nicht in Le Quesnoy. Ging man als deutscher Offizier auf dem Bürgersteig, so floh von diesem jeder entgegenkommende Franzose. Das hatte ich weder in La Fère, noch in St. Quentin, Le Château oder Cambrai erlebt. Ich fragte meinen Quartierwirt, einen Fleischermeister, der wie die meisten Fran-

²⁰ Plagwitzer Straße Nr. 38, später Helfferichstraße, heute Käthe-Kollwitz-Straße Nr. 70; die „Julburg“ soll 1874 von Oskar Mothes errichtet worden sein, „historisierend“ angelehnt an Baustile des Mittelalters, heute, 1998, eins der schönsten Bauwerke des Historismus in Leipzig; es beherbergt schon seit lange vor der Wende (1989) den Bereich Buch und Museen, den Studiengang der Museologie der HTWK, der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (FH) Leipzig. Siehe auch Teil A.

Offenbar hat Oskar Mothes seine Vorliebe für den Historismus von seinem Lehrer Gottfried Semper übernommen, der nicht nur ein fleißiger, begabter und erfolgreicher Architekt war, sondern auch ein Buch über den Stil geschrieben hat:

Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten. 2. Auflage, München 1878.

Das Folgende stammt aus Klaus Eggert: „Gottfried Semper, Carl von Hasenauer“, in „Die Wiener Ringstraße, Bild einer Epoche“, herausgegeben von Renate Wagner-Rieger, Band VIII. Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1978:

„Für ihn hat alles Einzelne Wert nur im Zusammenhang mit dem Universum. So erscheinen ihm beispielsweise alle Phänomene der Kultur und Kunst in Zusammenhang, den nachzuweisen ihn lebenslang beschäftigte.“

„Bei Semper wird volle individuelle Freiheit mit universeller Gültigkeit zur Synthese gebracht. Semper entgeht durch diese Synthese einerseits der Willkür, andererseits einer individuellen Freiheit negierenden „totalitären“ Gebundenheit in seiner Kunsttheorie.“

„So wie nämlich die Natur bei ihrer unendlichen Fülle doch in ihren Motiven höchst sparsam ist, wie sich eine stetige Wiederholung in ihren Grundformen zeigt, wie aber diese nach den Bildungsstufen der Geschöpfe und nach ihren verschiedenen Daseinsbedingungen tausendfach modificiert, in Theilen verkürzt oder verlängert, in Theilen ausgebildet, in anderen nur angedeutet erscheinen, wie die Natur ihre Entwicklungsgeschichte hat, innerhalb welcher die alten Motive bei jeder Neugestaltung wieder durchblicken, eben so liegen auch der Kunst nur wenige Normalformen und Typen unter, die aus urältester Tradition stammen, in stetem Wiederhervortreten dennoch eine unendliche Mannigfaltigkeit darbieten, und gleich jenen Naturtypen ihre Geschichte haben. Nichts ist dabei reine Willkür, sondern alles durch Umstände und Verhältnisse bedungen.“

„Es ist allerdings ein undankbares Thun, wenn man so arbeitet, dass das Geschaffene wie von selbst und nothwendig bedungen erscheint. Niemand oder wenige erkennen das Talent und das Studium, welches gerade zu solchen Schöpfungen der Baukunst erforderlich ist, der mehr als jeder anderen Kunst die Tugend der Selbstverleugnung zukommt.“

„Die Grundidee in der Mannigfaltigkeit der Gebilde durchblicken zu lassen, ein individualisiertes aber zugleich ein in sich selbst und mit der Außenwelt in Einklang stehendes Ganzes darzustellen, darin besteht das große Geheimniß der Baukunst.“

²¹ Erstaunlich, denn die Schwarzhauptergilde soll ein Verband unverbeirateter Kaufleute in Riga gewesen sein.

zosen ein Mann von ansprechenden Umgangsformen war. Von ihm erfuhr ich, dass in Le Quesnoy ein Orts- und Etappenkommandant gewesen war, der die Franzosen, die ihm den Bürgersteig nicht räumten, mit der Reitpeitsche ins Gesicht schlug. Das hatte die Leute verängstigt. Täglich von solch verängstigten Menschen umgeben zu sein, schien mir der Gipfel des Missbehagens. Und dazu noch der baltische Kommandeur, der die Kriegslage nicht kannte oder ignorierte! Ich rief die Dienststelle von Kogenluft im Großen Hauptquartier an und verlangte den jungen Hauptmann, dem die Fliegervernehmungsoffiziere unterstanden. Ich sagte ihm: „Seit Hähnel hier fort ist, gefällt mir nicht mehr.“ Er fragte: „Wo wollen Sie denn hin?“ Ich sagte: „Zu Walther nach Posen.“ Er meinte: „Sie lasse ich nicht von der Westfront fort. Sie und der Hauptmann H. sind die einzigen, die etwas über die feindliche Fliegertruppe herauskriegen. Ich setze Sie an der Westfront hin, wohin Sie wollen. Wollen Sie zu Wilberg?“ Wilberg krankte an der Sucht nach dem *pour le mérite*. Von meinem früheren Kameraden Knaus, den sich Wilberg aus der Fliegerabteilung 59 (269) in seinen Stab geholt hatte, wusste ich, dass Wilberg gegen 20 Offiziere in seinem Stab hatte, deren jeder am Tage 10 bis 30 Minuten zu arbeiten hatte. Wilberg war stolz auf das Organisationsschema, das er für einen Kofl-Stab aufgestellt hatte. Ich lehnte Wilberg ab. Nun bot mir der Hauptmann noch einen und den andern Kofl an, die ich nicht kannte. Schließlich nannte er Püschel von der Armeeabteilung A in Molsheim. Püschel war zur Einarbeitung in die Kofl-Geschäfte bei Hähnel gewesen. Ich kannte ihn als anständigen und schlichten Menschen, wenn auch als kleineren Geist. Ich entschied mich für Püschel und wurde prompt unterm 1. Oktober 1918 zum A.O.K. A versetzt. Den Hauptmann Seraphim hatte ich wegen meiner Versetzung nicht befasst. Ich meinte, dass er sie mit dem Versetzungsbefehl noch rechtzeitig genug erführe.

Am Abend vor meiner Abfahrt von Le Quesnoy nach Molsheim luden mich Scharwenka und Lesser noch zu einer Flasche Wein ein. Wir gedachten in dem Gespräch inter pocula unserer gemeinsamen Erlebnisse. Lesser und Scharwenka fragten: „Wie haben Sie immer gesagt? Frieden vor der Revolution oder Revolution vor dem Frieden! Wo bleibt denn nun Ihre Revolution?“ Ich entgegnete Ihnen: „Aber Kinder! Das ist doch Weltgeschichte! Da dürft Ihr wegen vier oder sechs Wochen nicht drängen!“

Mein Bursche, Walter Mürle, den mir der Spieß beim Flugpark 7 in La Fère zugeteilt hatte, war damals knapp 17 Jahre alt gewesen. Er hatte sich bei unseren Quartierwirten überall beliebt gemacht. So kams, dass ihm unser Quartierwirt bei der Räumung St. Quentins, wo er ja ohnehin seine Sachen zurücklassen musste, eine sehr ansehnliche und gewichtige Pendüle geschenkt hatte, die etwa einen Viertel Zentner wog, weil sie aus Marmor bestand. Zu ihrer Verpackung war eine besondere Kiste nötig. Der Quartierwirt hatte meinem Burschen eine Bescheinigung über die Schenkung der Uhr ausgestellt. Mürle hatte sie von St. Quentin nach Cambrai, Le Château, Tincourt und Le Quesnoy mitgeschleppt. Nun reiste sie mit nach Molsheim. Er nahm sie später noch mit nach Dagersheim, Oppenau und Reutlingen, von wo er sie in seine schwäbische Heimat brachte.

Beim Kommando der Flieger A (Kofl A)

Das A.O.K. A war im Städtchen Molsheim untergebracht. Der Kofl A lag mit seinem Stabe im Dorfe Dorlisheim. Das Elsass war damals als Reichsland noch Teil des Deutschen Reiches. Man sprach dort deutsch. Im Kofl-Stab wurde ich so bewillkommt, wie es sich für einen Offizier gehörte, der seit dem August 1914 bei den Fliegern war. Der Hauptmann Püschel hatte mich bei Kofl 2 kennen gelernt. Dass ich meine eigenen politischen Ansichten hatte, wusste er. Von den Offizieren des Kofl-Stabes ist mir noch ein Leutnant der Reserve Nagel erinnerlich, der im Zivil Gymnasiallehrer in Freiburg im Breisgau war. Er hatte vernünftige Ansichten. Ein anderer Leut-

nant der Reserve war Maschineningenieur und hatte vor dem Kriege längere Zeit in Arras eine Stelle innegehabt. Die Feldwetterwarte leitete der Leutnant der Reserve Kränzner, der im Zivil Landesbrandversicherungsinspektor in Leipzig war. Wir schlossen Freundschaft und pflegten diese nach unserer Heimkehr. Kränzner schied vorzeitig mit dem Titel eines Baurates aus dem Dienste der Sächsischen Landesbrandversicherung aus und fand reiche Beschäftigung als Bau-sachverständiger und Grundstücksschätzer. Die Gerichte nahmen ihn gern in Anspruch. Da ich als Fliegervernehmungsoffizier zum A.O.K. A versetzt wurde, so meldete ich mich auch beim NO A und nahm mit ihm die Verbingung auf. Er war ein Graf; seinen Namen vergaß ich. Ich habe ihn als schlichten Mann und ohne Dünkel in Erinnerung. Die elsässische Front war still. Wir hatten wenig zu tun; der NO war im Oktober 1918 durch Überläufer zeitweilig stärker beschäftigt. Es kamen nämlich aus den französischen Stellungen im Oktober 1918 auffällig viele Elsässer herüber - sogenannte Wackes - , die vor dem Kriege nach Frankreich gegangen waren, um dort zu dienen. Diese waren nach der langen Trennung von Familie und Heimat durch das Heimweh erfasst worden. Von den beiden britischen Fliegern, die ich im Schleusendeckwerk vernahm, berichtete ich schon früher. Nachzutragen habe ich hier nur, dass auch sie, wie schon andere Briten, die offenbar von Lloyd George geprägte Propagandaformel gebrauchten: „Germany wins the battles and we win the war“ (*Deutschland gewinnt die Schlachten, wir gewinnen den Krieg*).

Mein Quartier fand ich in dem ebenerdigen Stübchen im Hause eines kleinen Kaufmanns, der auf der anderen Seite des Gebäudes seinen Laden und seine Familienwohnung hatte, auch einen kleinen Acker und einen Weinberg bewirtschaftete. Ich sah dort vier Jungen im Alter von etwa 7 bis 10 oder 11 Jahren herumwimmeln. Ich kaufte deshalb in der Armeebuchhandlung 4 Bändchen von Wilhelm Busch (Max und Moritz, Plisch und Plum, die fromme Helene und Hans Hucklebein). Damit ging ich am nächsten Sonntag in die Familienwohnung und verteilte die Bücher an die Kinder. Dabei erfuhr ich, dass drei die Sprösslinge meines Quartierwirtes waren, der Vierte ein Vetter. Während die vier Jungen sich über Wilhelm Busch freuten und sich vor Lachen ausschütten wollten, führte der Großvater, das anerkannte Familienhaupt, mit mir ein Gespräch, das mich sehr interessierte. Er erzählte mir, dass das Stübchen, worin ich wohnte, seit vier Jahren nahezu ununterbrochen mit Offizieren belegt war: „Sie sind aber der erste, der zu uns in unsere Stube herübergekommen ist.“ Der Großvater bewirtete mich mit dem selbstgebauten Weine und fragte mich, ob es wahr sei, dass das Elsass bei Kriegsende an Frankreich zurückgegeben werde. Der Wahrheit gemäß sagte ich ihm, dass wir leider damit rechnen müssten. Er bemerkte dazu: „Das wird schlecht für uns. Dann können wir unseren Wein und unser Getreide in den Rhein schütten. Seit 1871, seit wir bei Deutschland sind, ist es alle Jahre für uns besser geworden. Nun wird es wieder schlechter werden.“ 1922 oder 1923 lud mich die Familie zur Konfirmation eines der Söhne ein. Da wir damals den Währungsverfall hatten und die neue Landesgrenze den Verkehr erschwerte, so konnte ich der Einladung nicht folgen, so gern ichs gemocht hätte.

Am Abend des 9. November 1918 kam ich zum Abendessen in die Offiziersmesse und fand die Räume leer. Kein Mensch war erschienen, weder Offiziere noch Ordonnanzen. Ich stand zunächst vor einem Rätsel. Endlich erschien eine einzelne Ordonnanz. Ich fragte, wo die Leute alle wären. Die Ordonnanz erklärte: „Es war doch soeben Soldatenratswahl. Hat das der Herr Leutnant nicht erfahren?“ Ich war in meinem Quartier gewesen und war der Überzeugung, dass der Kofl Püschel und seine politisch rückständigen Offiziere von mir radikale Einflüsse befürchteten und mich deshalb von der Wahlversammlung, die die Oberste Heeresleitung befohlen hatte, fernhalten wollten. Der Leutnant der Reserve Nagel teilte mir dann beim Abendessen mit, dass der bayerische Generalmajor Lehmann zum Vorsitzenden des Soldatenrates gewählt wurde. Lehmann hatte längere Zeit in Speyer in Garnison gestanden und hatte dort dem Vorstände der Harmoniegesellschaft angehört, aus deren berühmtem Weinkeller ich vor dem Kriege ab und zu recht gute Tropfen bezogen hatte. Sein Adjutant war der Leutnant Anzengruber, der Sohn des Schriftstellers. Am Morgen des 10. November hielt der Soldatenrat seine konstituierende Sitzung. Als Nagel von dieser zum Mittagessen kam, berichtete er mir: „Der Soldatenrat weiß nicht, was

er zu tun hat. Sie müssen heute Nachmittag mitkommen. Ich habe es dem General Lehmann gesagt, dass wir Sie kooptieren müssen. Er trug mir auf, Sie einzuladen.“ Ich ging nach Tische mit Nagel hinüber nach Molsheim. Dort hieß mich der General Lehmann im Auftrage des Soldatenrates willkommen. Ich dankte für das Vertrauen, das man mir durch die Zuwahl aussprach und ging an die Arbeit. Die dringendste Aufgabe war nach meinem Dafürhalten, die einzelnen Dienststellen des A.O.K. wieder in Gang zu setzen. Manche, wie zum Beispiel der Chef des Stabes, der sächsische Generalmajor von Oldershausen, fanden sich rasch in die neue Lage. Er fertigte noch persönlich einen jüdischen Breslauer Privatdozenten, der nach meiner Erinnerung den Rang eines Unteroffiziers hatte, zum Berliner Soldatenrat ab. Andere, wie zum Beispiel der Bba, den wir noch dringend brauchten, benahmen sich unglaublich töricht. Er wollte vom Soldatenrat durchaus nichts wissen und tat einige Tage dumm, bis er begriff, um was es ging. Wir bekamen die Maschine des A.O.K. schließlich doch wieder in Gang. Der Hauptmann Püschel legte auf meine Gesellschaft großen Wert, seit ich am linken Arm eine Soldatenratsbinde trug. Er bat mich, ihn nach Straßburg zu begleiten. Wir hatten hinten auf dem Personenkraftwagen einen Ersatzreifen. In Straßburg waren die Matrosen von der Wasserkante eingetroffen. Eine Patrouille von zwei Matrosen hielt unseren PKW an und wollte den Ersatzreifen abschnallen. Ich verbot das mit Erfolg. Als wir derselben Patrouille ein zweites Mal begegneten und sie wieder Miene machte, sich an unserem Ersatzreifen zu vergreifen, genügte es, dass ich mich im Wagen erhob. Sie erkannten mich, grüßten mich vertraulich mit soldatenrätlicher Solidarität und entfernten sich. Als wir in den Kraftwagenpark kamen, war dort ein ganz wild gewordener Matrose, der aufgeregt mit Hochanschlag in die Luft schoss. Ich konnte trotzdem mit ihm in ein freundliches Gespräch kommen. Ein großes Anliegen war uns, dass wir einen Teil der Lebensmittel aus den großen Lagerhäusern am Rhein für die Verpflegung unserer Armeedivision sichern könnten. Ich versuchte, deswegen mit dem örtlichen Soldatenrate der Stadt Straßburg in Verbindung zu kommen. Das war aber unmöglich. Dieser Soldatenrat war in einem großen Saale versammelt, der drangvoll Menschen war. Dort redete man ununterbrochen und kam nicht zum Handeln. Leider gelang es mir nicht, auch nur den geringsten Teil der Lebensmittel aus den Lagerhäusern freizubekommen.

Als es der Bevölkerung klar wurde, dass wir das Elsass räumen würden, traten Käufer für Heeresgut auf. Die Landwirte hatten ihr Augenmerk insbesondere auf die Bestände des Pionierparks gerichtet und konnten den Stacheldraht zu Einfriedigungen gut gebrauchen. In weiten Kreisen der Zivilbevölkerung hatte man Interesse für die Schränke aus den Kasernen in Mutzig. Mich fragte man als Juristen nach der Zulässigkeit der Verkäufe. Ich bejahte sie vorbehaltlos und erklärte aufs bestimmteste, dass die Verkaufserlöse vom Zahlmeister für den deutschen Militäriskus einzukassieren seien und zur Zahlung der Löhnung und der Gehälter verwendet werden dürften. Mit der Zulässigkeit der Verkäufe befreundeten sich die verschiedenen Dienststellen. Denn es leuchtete allen ein, dass wir das Kriegsgerät und die Kaserneneinrichtungen nicht mit über den Rhein nehmen könnten, es also den Franzosen als Kriegsbeute zufallen müsse. Die Verkäufe kamen in flotten Gang. Ob alle Erlöse an den Zahlmeister abgeliefert wurden, hatte ich nicht nachzuprüfen. Ich weiß aber, dass der Zahlmeister ansehnliche Beträge einnahm und daraus auf Anregung von Offizieren, auch von solchen höheren Dienstgrades, Gelder als Sonderzahlungen verteilte. Ich lehnte den mir angebotenen Betrag ab. Es dauerte nicht lange, da ordnete das A.O.K. an, diese Sonderzahlungen seien auf die zustehenden Gebühren, also auf die Löhnungen und Gehälter, anzurechnen.

Nachdem ich dem General Lehmann geholfen hatte, die Dienststellen des A.O.K. wieder in Gang zu setzen, war meine Hauptaufgabe zunächst erfüllt. Ich konnte mich wieder dem Kofl-Stabe widmen. Hauptmann Püschel entsandte einen jungen Leutnant, dessen Patent um einige Jahre älter war als das meine, als Quartiermacher über den Rhein und gab mich ihm bei. Wir fuhrten mit einem leichten Lastkraftwagen auf einer Behelfsbrücke hinüber nach Baden und durchs Kinzigtal bis Biberach-Zell. Von da fuhrten wir zur Fliegerersatzabteilung in Böblingen. Dort

fanden wir noch den ganzen Wirrwar des Zusammenbruches vor. Kommandeur war der Graf Berthold, der mir Ende August 1914 in Darmstadt begegnet war. Vorsitzender des Soldatenrates war Dillinger, der zu meiner Zeit als Flieger (Gemeiner) dem Park 7 angehörte und mit seinen Großsprechereien uns erheiterte, aber von niemand, wohl auch nicht von sich selbst ernst genommen wurde. In Böblingen gebärdete sich Dillinger ungemein wichtig. Mir schien es aber so, als leite der Graf Berthold tatsächlich das Getriebe. Von Böblingen fuhren wir nach Dagersheim und machten dort im Einvernehmen mit der Ortsbehörde - es gab einen Schultheiß und einen Bürgermeister - für den Stab des Kofl A Quartier. Die Sache verlief glatt. Ich quartierte mich bei einem Zimmermeister ein, der auch eine kleine Landwirtschaft betrieb mit Hopfen- und Flachsbaubau. Mit diesen Quartierwirten kam ich rasch auf sehr freundschaftlichen Fuß. Schwierigkeiten ergaben sich allein mit dem Pfarrer, Herrn Brecht, einen Junggesellen, der sich zäh weigerte, uns einen leeren Raum seiner Pfarre als Schreibstube zu überlassen. Der dienstältere, aber an Lebensjahren sehr viel jüngere Leutnant überließ mir gern die Verhandlungen. Ich wollte nun auch mit dem Pfarrer Brecht fertig werden und zog schließlich unfreundliche Saiten auf. Ich hielt ihm vor, dass es einem Pfarrer schlecht anstehe, dem heimkehrenden Feldheer einen leeren Raum in seiner Pfarre zu verweigern. Ich erklärte ihm, ich würde nun im Dorfe von Haus zu Haus gehen, um mich nach einem Geschäftszimmer für unseren Stab umzusehen. Dabei würde ich genötigt sein, überall bekannt zu geben, dass uns der Pfarrer das leere Zimmer im Erdgeschoss seines Pfarrhauses versage. Als ich dem geistlichen Herrn mit einigen scharfen Worten zusetzte, zupfte mich der dienstältere Quartiermacher besorgt am Ärmel, was mich jedoch nicht beirrte. Ich trennte mich von dem Pfarrer mit einem kurzen Gruß und schickte mich an, den Rundgang zur Suche eines Geschäftszimmers zu beginnen. Wir waren noch nicht weit gegangen, als der Pfarrer uns mit seinem Fahrrad einholte und ersuchte, uns noch nicht anderweit um eine Schreibstube zu bemühen. Wir wurden schließlich noch einig. Ich hatte nun täglich im Pfarrhause Fühlung mit Pastor Brecht. Binnen kurzem ergab sich, dass sein Bruder der Rechtsanwalt August Brecht in Leipzig war, mit dem ich sehr freundschaftlich stand und mich duzte. Pfarrer Brecht war mit der Tochter des Gastwirts und Fleischermeisters verlobt. Wir sahen *uns* des Abends bisweilen im Gasthofs seines künftigen Schwiegervaters bei einem Glase „Moscht“. Dabei vertraute er mir an, dass ihm vor allem um seine Winterkohle bange war, die er eben erst angeschafft hatte. Ich versicherte ihm, dass wir *sie ihm nicht wegnehmen; darauf lud er uns* auch in seine Wohnung zu einem Glase selbstbereitetes Moschtes ein und erläuterte mir dessen Zubereitung. Er benutzte dabei die „Fleckemoschte“. Wenige Jahre später besuchte der Pfarrer Brecht seinen Bruder in Leipzig und war auch eines Abends mit seiner Frau, der Tochter des Dagersheimer Gasthofsbesitzers, unser Gast. Mitglied des Soldatenrates des Armeeoberkommandos war ich zwar noch. Das Oberkommando befand sich jedoch in Oppenau im Renchtal, also auf der anderen Seite des Schwarzwaldes, in der Gegend, wo Christoph von Grimmelshausen als Amtsschultheiß gewirkt hatte. Ich trug noch die Armbinde meiner revolutionären Würde und wurde nur ab und zu tätig. Die Fliegerverbände lagen in Nachbardörfern, zum Beispiel in Sindelfingen, in Ehningen und so weiter. Unter den Mannschaften brach eine Besorgnis aus. Das Gerücht ging um, die deutschen Soldaten sollten zu Zwangsarbeiten beim Wiederaufbau des zerstörten Gebietes in Nordostfrankreich herangezogen werden. Die jungen Offiziere, die die Verbände führten, wurden mit ihren Leuten nicht recht fertig und getrauten sich auch nicht, bestimmt aufzutreten. Jede Menschengemeinschaft, ob groß oder klein, will aber geführt werden. Die Führer der Fliegerverbände wendeten sich an den Kofl. Mit diesem fuhr ich auf die Nachbardörfer, wo wir jeweils die Mannschaften angetreten fanden. In Sindelfingen fanden wir sie im Rathaussaale, anderwärts unter freiem Himmel. Meine Aufgabe war es, eine Ansprache an das versammelte Kriegsvolk zu halten. Ich zerstreute ihre Besorgnisse wegen der Zwangsarbeit und tat das aus innerster Überzeugung heraus, dass die Franzosen einerseits froh waren, die Deutschen aus ihrem Lande loszusein, andererseits aber ihre entlassenen Soldaten selbst beschäftigen mussten. Meine Ansprachen schlossen mit einer energischen Aufforderung zur Bewahrung der militärischen Dienstzucht und Ordnung. Wenn ich mich recht erinnere, war es in Sindelfingen, wo ein an Jahren sehr junger Hauptmann die Abteilung führte, dem es bei den schärferen Schlussakkorden meiner Ansprache nicht ganz

wohl war. Er fürchtete eine Auflehnung dagegen. Die Landser dachten aber gar nicht daran, sondern waren ganz zufrieden, als sie wieder einmal bestimmte Töne hörten.

Eines Tages erschien der Kofl Hauptmann Püschel bei mir und teilte mir mit, dass der General Lehmann an einer schweren Grippe erkrankt sei und deshalb nach der Heimat entlassen werde; es ging ihm wohl so schlecht, dass er in einem Sanka (Sanitätskraftwagen) nach München überführt werden musste, und zwar in Begleitung seines Adjutanten. Der Chef des Stabes lasse mich bitten, nach Oppenau zu kommen, um den Vorsitz des Soldatenrates zu übernehmen. Für mich bedeutete das eine Verlängerung meines Dienstes bei der Truppe. Ich erwog, dass ich in der kurzen noch in Betracht kommenden Zeit vielleicht noch manches nützen und die ruhige Abwicklung fördern könne. Deshalb fand ich mich bereit, fuhr an einem rauhen Novembertag mit dem Hauptmann Püschel im offenen Personenkraftwagen über Freudenstadt und den Kniebis nach Oppenau und meldete mich beim Generalmajor von Oldershausen. Mit diesem, einem sehr klugen Manne, kam ich in ein sehr gutes Verhältnis der Koordinierung. Die Mitglieder des Soldatenrates wählten mich zum Vorsitzenden und waren froh, dass sich ein geschäftskundiger Mann dazu fand. An alle Mitglieder weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, gegenwärtig ist mir nur noch der Holzarbeiter Strauß aus Erlangen, der uns aus weichem Holz einen Soldatenratsstempel schnitzte und den Ofen heizte, wens draußen kalt war, der Buchdruckergehilfe Meyer aus Grimma, der täglich unser Soldatenratszimmer fegte, so dass es immer sauber aussah, ein Webwareneinzelhändler aus Neusalza-Spremberg, ein körperlich und geistig beweglicher Mensch, der mir als Ordonnanz diente und Botengänge besorgte. Zu den täglich anwesenden Mitgliedern gehörte auch ein Maurer. Von den am 9. November 1918 in Molsheim gewählten Mitgliedern traf ich in Oppenau und Reutlingen noch den Aachener Tuchfabrikanten Croon und ab und zu auch den Rittmeister der Landwehrkavallerie von Schorlemer, den ich Anfang September 1914 bei der Flieger-Ersatzabteilung in Darmstadt-Griesheim getroffen hatte, einen westfälischen Gutsbesitzer, der eine Kolonne führte.

In Oppenau kamen die Mannschaften zu mir, um ihre Beschwerden vorzutragen. Da hatte ein Rittmeister des Garde-Train, der Kommandant des Armeehauptquartiers war, die Unterwäsche aufgekauft, die dem A.O.K.-Stab zugeteilt worden war. Ich hielt dies vor allem unter den Verhältnissen des Novembers 1918 für unglaublich ungeschickt und brachte es beim Chef des Stabes zur Sprache. Der General von Oldershausen hat jenen Rittmeister deutlich belehrt. Als ich ihn kurz danach traf, fragte er mich, ob mit dem Anschiss des Chefs die Sache für ihn ausgestanden sei. Ich tröstete ihn, der Soldatenrat würde ihn nicht an die Wand stellen. - Ein Zahlmeister hatte verdorbene Graupen der Offiziersküche gegen guten Reis der Mannschaftenküche umgetauscht. Auch diesen Vorgang brachte ich beim Chef zur Sprache. Dieser sorgte dafür, dass dieser Tausch rückgängig gemacht und der Zahlmeister nachdrücklich belehrt wurde. Die Oberste Heeresleitung hatte die Ablegung der Offiziers-Achselstücke angeordnet. Zu mir war dieser Befehl nicht gedrungen. Bei einer unserer Besprechungen, die abwechselnd im Zimmer des Chefs und dem des Soldatenrates stattfanden, erschien Oldershausen ohne Achselstücke, während ich meine noch trug. Oldershausen bat mich, ich möchte ebenso wie die übrigen Offiziere die Achselstücke ablegen. Ich entgegnete ihm, dass die Mannschaften keinen Anstoß daran nahmen, dass ich die Achselstücke weiter trug. Trotzdem tat ich ihm den Gefallen und legte sie ebenfalls ab. Eines Tages trug mir Oldershausen vor, dass der Oberbefehlshaber General von Eben befremdet darüber sei, dass die Mannschaften ihm die Ehrenerweisungen versagten. Mir war das nicht aufgefallen. Vor mir hatten die Unteroffiziere und Mannschaften die herkömmlichen Ehrenerweisungen nie unterlassen. Das sagte ich dem General von Oldershausen. Da ich erst seit Anfang Oktober 1918 bei der Armeearbeitung war, kannte ich die Achtung, in der General von Eben bei den Mannschaften stand, nicht. In der Zeit seit dem 1. Oktober 1918 war von Eben nicht in die Erscheinung getreten. Ich sagte dem Chef zu, dass ich mich erkundigen wolle. Das tat ich im Soldatenrate. Dort sprach man sich sehr offen über den O.B. aus. Es waren in den Zeiten, wo Benzin und Gummi an der Front schon äußerst knapp waren, scharfe Befehle von Seiten des A.O.K.

über ihre Einsparung bei rein dienstlicher Verwendung ergangen. Der O.B. war jedoch in die Vogesen hinauf auf Rothirschjagd gefahren. Die Mannschaften versicherten mir, dass sie vor einem O.B. keine Achtung haben könnten, der gegen seine eigenen Befehle verstoße, wenn es sich um sein Vergnügen handele. Über diese Äußerung aus Mannschaftenskreisen berichtete ich dem Chef bei unserer nächsten Zusammenkunft. Oldershausen geriet in Verlegenheit und meinte zunächst: „Wenn Exzellenz Gummi und Benzin im eigenen Interesse verbrauchte, wird Exzellenz das bezahlen“. Das wies ich zurück: „Herr General, hiermit kann ich nicht vor den Soldatenrat und nicht vor die Mannschaften treten; das ist ein Kommerzienratsstandpunkt, den die Mannschaften natürlich nicht gelten lassen.“ Das war dem Chef recht peinlich. Er wollte sich vor seinen O.B. stellen und sagte: „Sie wissen doch, dass man einen O.B. beschäftigen muss, so bin ich es schließlich gewesen, der den O.B. zu den Jagden im Gebirge angeregt hat.“ Ich hielt dem entgegen, dass der O.B. für sein Tun und Lassen persönlich verantwortlich sei und dass in soweit der Chef des Stabes nicht für ihn die Verantwortung übernehmen könne. Ich erklärte mich außer Stande, auf die Mannschaften in dem Sinne einzuwirken, dass sie vor der Exzellenz von Eben wieder Ehrenerweisungen machten. Diese unterblieben also weiterhin.

Ich erlebte in dem großen Orlog etliche Oberbefehlshaber als meine Vorgesetzten. Bei der 7. Armee den General von Heeringen, einen früheren preußischen Kriegsminister, bei der Deutschen Südarkmee den General von Linsingen, den ich geradezu als unbedeutend einschätzte und dem man in der Nazizeit nachsagte, er gehöre zur Vereinigung der nichtarischen Christen (er sah auch so aus), nach ihm bei der Deutschen Südarkmee den General Grafen Bothmer, den Generalkapitän der Hartschiere (*Leibwache, Palastwache; von italienisch arciere, Bogenschütze*) des Königs von Bayern, bei der 2. Armee den General von der Marwitz, einen Kavalleristen und ostelbischen Gutsbesitzer, nach ihm bei der 2. Armee den General Gallwitz, einen Zahlmeistersohn, bei der 3. Armee den General von Einem, genannt von Rothmaler, der gleichfalls preußischer Kriegsminister gewesen war. Die 2. Armee gehörte der Heeresgruppe des Kronprinzen Rupprecht von Bayern an, deren O.B. später Gallwitz wurde. Jeder hatte den Chef des Stabes, der zu ihm passte. Als Idealverhältnis zwischen O.B. und Chef galt immer noch das zwischen Gebhard Leberecht Blücher und Neidhard von Gneisenau. Der O.B. bearbeitete, wie es hieß, den Begeisterungsteil oder, wie Napoleon I sagte, die Charlatanerie du commandement (*etwa: „Die Schaumschlägerei der Führung“*), der Chef den operativen Teil. Von Rechtswegen musste ein O.B. bei Offizier und Mann beliebt sein. Das war eine unerlässliche Voraussetzung für die Bearbeitung des Begeisterungsteiles. Mit der Formel des Lucius Accius aus der Tragödie Atreus: „Oderint dum metuant“, die Caligula liebte (*das „Soldatenstiefelchen“ = Julius Caesar. „Lass sie hassen, wenn sie nur fürchten“*), konnte ein O.B. seine Aufgabe nicht erfüllen, nicht einmal durch Gleichgültigkeit. Alle wirklich großen Soldaten: Alexander von Macedonien, Pyrrhus, Hannibal, Caesar kümmerten sich um das Wohl des gemeinen Soldaten und verstanden sich auf die charlatanerie du commandement. Von Linsingen, von Einem und von Eben gaben sich mit dem Begeisterungsteil nicht die geringste Mühe. Deshalb waren sie unbeliebt. Von Eben brauchte sich nicht zu wundern, dass die Mannschaften die Ehrenerweisungen vor ihm unterließen. Das war immer noch keine harte Strafe. Der Soldatenrat ging ihm doch nicht ans Leben, ließ ihm auch seine Stellung und sein Gehalt.

Das A.O.K. A siedelte von Oppenau nach Reutlingen über. Ich fuhr mit meinem Soldatenrat nach meiner Erinnerung in einem G-Wagen, dessen Türen offen standen. Wir hatten mildes Wetter. In Reutlingen wurde ich beim Textilfabrikanten Wendler einquartiert. Ich hatte mich gefreut, in Reutlingen den Leutnant Wendler, den Sohn meines Quartierwirts, wieder zu treffen, der bei Koflak 2 Adjutant gewesen war. Ich traf ihn nicht mehr am Leben. Er war an der mörderischen Grippe gestorben und lag bei meinem Eintreffen in Reutlingen aufgebahrt im Gartenhause seiner Eltern. Ich konnte an seinem Sarge noch einen Kranz niederlegen.

Das A.O.K. tat seine Dienststellen im Gymnasialgebäude auf. In diesem bezog auch der Soldatenrat ein Klassenzimmer, das innen sauber und ordentlich aussah. Bei uns fand sich nicht nur

unser Mitglied, der Rittmeister der Landwehrkavallerie von Schorlemer ein, sondern ziemlich häufig als Gast der Erbprinz Hohenlohe-Langenburg. Er verkörperte uns bis zu einem gewissen Grade die Reste des Feudalismus. Er wollte sich im Soldatenratszimmer darüber unterrichten, wie die ausgebrochene und neue Zeit in seine Lebensverhältnisse eingreifen würde. Ich lenkte das Gespräch mit ihm auf die Tarifverträge, die er nun mit den Arbeitern in seinen Wäldern abschließen müsse. Als er seine völlige Unkenntnis auf diesem Gebiete offenbarte, drohte ihm der Holzarbeiter mit dem Finger und bemerkte vorwurfsvoll: „Ei, ei, Herr Prinz!“ Darauf belehrte er ihn über das Wesen der Tarifverträge. Ein andermal erschien der Erbprinz und berichtete, dass er soeben einen Brief an seine Mutter aufgab, dessen Anschrift lautete: „An Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin“ Die Schalterbeamtin auf dem Postamte in Reutlingen schaute kritisch auf die Anschrift und bemerkte: „Das gibts nimmeh!“ Trotz ihrer Bedenken wies sie den Brief nicht zurück. Eines Tages brachte der Erbprinz ein Bändchen in Querquartformat mit Bildern zu Agnes Günthers Buche, Die Heilige und ihr Narr. Agnes Günther war von 1891 bis 1907 Pfarrfrau in Langenburg gewesen und hatte dort den Roman begonnen, den sie erst kurz vor ihrem Tode Anfang 1911 beendete. Sie starb am 16. Februar 1911 im Alter von 47 Jahren an der Tuberkulose. Ihr Buch wurde zu einem bedeutenden Erfolg, allerdings erst nach ihrem Tode. Die Auflage stieg auf mehr als eine Million. Es war also ein Bestseller. Hohenlohe erzählte uns vom Leben und Treiben der Agnes Günther. Sie hatte danach Zeiten, wo sie sich ihren Kindern weniger als nötig widmete. So malte sie gelegentlich die Hausflur des Pfarrhauses als Weinlaube aus und vergaß darüber die raue Wirklichkeit. Freundliche Nachbarn nahmen sich in solchen Zeiten der Kinder an.

Der Erbprinz verkehrte mit dem Sohne des Reichskanzlers a.D. Theobald von Bethmann-Hollweg, der als Leutnant dem Stabe des A.O.K. A als Ordonnanzoffizier angehörte. Sein Vater war in Schulpforta ein sehr guter Schüler gewesen und hatte die Eigenschaften des kreuzbraven Schülers auch als Staatsmann beibehalten, wie ich aus den Lebenserinnerungen des früheren Staatssekretärs des Reichsschatzamtes Wermuth entnahm. Dieser berichtet, dass Bethmann-Hollweg jedes Ansinnen zu Vorstellungen bei Kaiser Wilhelm II mit den Worten zurückwies: „Ja, aber ich kann doch nicht!“ Der Sohn machte auch den Eindruck eines ordentlichen und sehr braven Schülers.

Die Mehrzahl der jüngeren Berufsoffiziere lernte nichts aus dem Zusammenbruche im November 1918. In der französischen Revolution hatte man festgestellt, dass die Aristokraten nichts gelernt und nichts vergessen hätten (rien appris, rien oublié). An diese Feststellung musste ich denken, als eines Tages ein sehr langer und sehr kräftiger Reiteroffizier ins Soldatenratszimmer trat, das Einglas im linken Auge, wunderschöne Kürassierstiefel an den Füßen und auf dem Kopfe eine bunte Mütze, an deren Farbe ich mich nicht mehr genau erinnere; sie war wohl zum Teil rosa. Er hatte umgeschnallt und trug einen Dolch. Ich fragte ihn vom Pulte herab, an dem ich saß, nach seinem Begehr. Er sagte, er sei der Kommandant der Stabswache und brauche das Zimmer. Ich erwiderte ihm lächelnd: „Und wir hier sind der Soldatenrat, wir brauchen das Zimmer erst recht.“ Darauf machte er auf der Hinterhand kehrt und entfernte sich. Ich brachte den Vorgang bei meiner nächsten Zusammenkunft mit dem Chef zur Sprache und erklärte ihm, dass ein solches Vorgehen gegen den Soldatenrat sich keineswegs empfehle. Meine Leute, also der Holzarbeiter, der Buchdrucker, der Maurer, der Textileinzelhändler und so weiter, bedankten sich nach dem Abgange des Rittmeisters von der Stabswache für die Bestimmtheit meiner Abweisung. Der Holzarbeiter meinte: „Wir hätten das nicht so gebracht“. Mit dem Buchdrucker hatte ich kurz danach noch ein unerwünschtes Erlebnis. Er verlangte von mir, ich solle ihm das EK II verschaffen. Ich besprach diesen Wunsch in seiner Abwesenheit mit den anderen Mitgliedern des Soldatenrates. Diese waren, was mir sehr gefiel, grundsätzlich dagegen, dass der Soldatenrat seine Stellung dazu ausnütze, um seinen Mitgliedern militärische Auszeichnungen zu verschaffen. Der Buchdrucker, berichteten sie mir, habe fast den ganzen Krieg über beim A.O.K. Teller gespült. Eine solche Tätigkeit könne nicht mit dem EK II belohnt werden; denn das sei ein ausgespro-

chener Druckposten. Ich musste nun dem Buchdrucker die Ablehnung seines Wunsches mitteilen. Er beschied sich nicht, sondern begann eine Treiberei unter den Mannschaften. Dagegen ging ich auf demokratischem Wege vor. Ich berief im A.O.K.-Befehl, den ich als Vorsitzender des Soldatenrates stets mit unterzeichnete, eine Soldatenversammlung nach einem Gaststätten-saale in Reutlingen, die mäßig besucht war. In dieser Versammlung trug ich den Fall des Buchdruckers vor und verlangte, dass mir die Versammlung ihr Vertrauen aussprechen solle. Das geschah mit den Stimmen aller Anwesenden. Der Buchdrucker hatte sich stillschweigend entfernt, als er erkannte, wie die Versammlung gestimmt war.

Je mehr der Dezember vorschritt, um so mehr Leute entließen wir, das A.O.K., die einzelnen Verbände und der Soldatenrat. Ich hielt meine Anwesenheit beim A.O.K. und beim Soldatenrat nicht mehr für nötig. Am 15. Dezember 1918 beschloss der Soldatenrat den nachstehenden, von mir verfassten Tätigkeitsbericht:

„Armee-Abteilung A
Armee-Ober-Kommando.
Der Soldatenrat.

Reutlingen, am 15. Dezember 1918.

I. Bei Ausbruch der deutschen Revolution am 9. November 1918 war gerade der Chef des Generalstabes der Armee-Abteilung A, Oberstleutnant von Pawelsz nach einer neuen Dienststelle abgereist. Der neue Chef war noch nicht eingetroffen. Auch die Stelle des Oberquartiermeisters wurde in den kritischen Tagen durch einen Vertreter wahrgenommen. Es fehlte also in einer überaus schwierigen Zeit die feste und sichere Hand der Führung. Stellenweise, insbesondere bei den Sonderwaffen, war ein Gefühl der Unsicherheit zu spüren.

II. Im Reich bildeten sich am 9. und 10. November 1918 mit erstaunlicher Geschwindigkeit Soldatenräte. Die Entwicklung machte für eine kurze Zeit am Elsässischen Rheinufer halt. Da die Rheinübergänge am östlichen Ufer aber sofort von Posten der Soldatenräte besetzt und der Verkehr von ihnen nur mit Soldatenratsausweisen gestattet wurde, ergab sich eine gewisse Zwangslage. Überdies entschloss sich die O.H.L. im Einvernehmen mit den Soldatenräten zu arbeiten. So ergab sich von selbst, dass auch bei der Armee-Abteilung A die Revolutionsbehörden gebildet wurden.

III. Das A.O.K. A berief auf den Abend des 10. November 1918 eine Reihe von Vorversammlungen, denen sich im Rathaussaale von Molsheim die eigentliche Wahlversammlung anschloss. Die Teile des A.O.K., die in Dorlisheim untergebracht waren, hielten ihre Versammlung in Dorlisheim und nahmen an der Wahlversammlung in Molsheim teil. In Mutzig bildete sich im Anschluss an die Armee-Fernsprech-Abteilung 21 ein eigener Soldatenrat, dem auch Vertreter der Vermessungs-Abteilung angehörten. Der Mutziger Soldatenrat war kein Teil und keine Zweigstelle des A.O.K.-Soldatenrates, sondern eine selbständige örtliche Behörde, die auch einen eigenen Stempel führte. Der A.O.K. Soldatenrat versammelte sich in der Folgezeit in Molsheim in einem Dienstzimmer des Generalstabs-Gebäudes. Seine Geschäfte leitete dort, mit Hingabe und Aufopferung, Generalmajor Lehmann. Als das A.O.K. A aus dem Elsass nach Baden verlegt und in Oppenau und Oberkirch untergebracht wurde, hatte der Soldatenrat seinen Sitz in Oppenau in der neuen Schule beim Generalstab. In Oberkirch wurde eine Zweigstelle eingerichtet, die mit Oppenau in täglicher Fühlung arbeitete. In Reutlingen wurde die Zweigstelle mit der Hauptstelle wieder vereinigt. Der Soldatenrat bezog in Reutlingen ein Zimmer im Gymnasium am Kanzlei-platz, also in demselben Gebäude, wo auch die meisten übrigen Dienststellen des A.O.K. ihre Geschäftszimmer hatten.

Die Personalbewegung des Soldatenrates ist aus der anliegenden Liste zu ersehen.

Am 17. Dezember 1918 wird sich der Soldatenrat im Rahmen der Demobilmachung auflösen.

IV. Zu den Divisionen wurde die Verbindung dadurch hergestellt, dass je ein Vertreter der Divisionen in den Soldatenrat beim A.O.K. abgeordnet wurde. Die Namen dieser Vertreter ergeben sich gleichfalls aus der anliegenden Liste. In den Soldatenrat der Heeresgruppe D ordnete der A.O.K. Soldatenrat 2 Vertreter ab.

V. Von Anbeginn ab hat der Soldatenrat beim A.O.K. seine Aufgabe nicht dahin aufgefasst, dass ihm Befehlsbefugnisse zuständen. Er hat sich als eine Art Aufsichtsorgan und als Berater der Kommando-Behörden betrachtet. In den ersten Tagen seines Bestehens wurde der Soldatenrat von allen Seiten mit Anliegen und Anfragen bestürmt. Auskünfte, Ratschläge, Entschließungen, Entscheidungen wurden von ihm begehrt. Er wurde angerufen, um gegen Verfehlungen und Ausschreitungen von Soldaten und Landesbewohnern einzuschreiten und drohende Rechtswidrigkeiten zu verhindern. Der Soldatenrat war bemüht, alle an ihn herantretenden Anliegen den zuständigen Dienststellen zuzuleiten und den unter dem ersten Eindruck der Revolution ins Stocken geratenen Apparat der militärischen Behörden wieder in Gang zu setzen. Bei diesen Bemühungen stieß der Soldatenrat anfänglich auf mancherlei Vorurteile und Missverständnisse. Erst als der neue Chef des Generalstabes, Generalmajor Freiherr von Oldershausen bei dem A.O.K. eintraf, gelang es, ein gedeihliches Zusammenarbeiten des Soldatenrates mit der Kommando-Behörde herbeizuführen. General von Oldershausen kam sofort dem Soldatenrat mit Vertrauen entgegen, ließ seine Absicht, mit der neuen Revolutionsbehörde zum Besten der Gesamtheit zu arbeiten, durch die Tat klar erkennen und erwarb sich so das Vertrauen des Soldatenrates. Er unterrichtete in den kritischen Tagen des Novembers den Soldatenrat täglich in einem oder mehreren persönlichen Vorträgen über die Lage und die Absichten der Kommandobehörde und nahm im Anschluss daran die Meinungsäußerungen des Soldatenrates entgegen, wobei er willig auf Anregungen und Ratschläge einging. In diesem Verhältnis gegenseitigen Vertrauens hat der Soldatenrat bis zum Schluss mit General von Oldershausen gearbeitet.

Von einzelnen besonders wichtigen Geschäften des Soldatenrates sind zu erwähnen:

1.) Mitwirkung zur Freigabe des Proviantdepots am Rheinhafen in Straßburg. Dieses Depot war auf Veranlassung des preußischen Kriegsministeriums noch Ende Oktober und Anfang November mit Lebensmitteln für die gesamte Armee-Abteilung A auf 30 Tage gefüllt worden. Der örtliche Soldatenrat von Straßburg verhinderte die Abbeförderung dieser und anderer in Straßburg lagernder Vorräte; er ließ die schon beladenen Rheinschiffe nicht abschleppen und Züge nicht ausfahren. Die Beamten des Proviantdepots haben sich um Überwindung des Widerstandes des Straßburger Soldatenrates sehr große Verdienste erworben. Sie riefen den A.O.K. Soldatenrat um Unterstützung an. Infolgedessen wurden 2 Mitglieder des Soldatenrats am 12. November 1918 nach Straßburg abgeordnet. Diese verhandelten dort mit dem örtlichen Soldatenrate, mit dem Gouvernement, mit der Etappen-Inspektion, mit den Beamten des Proviantdepots und mit den Soldatenrats-Posten an den Schleusen. Es wurde erreicht, dass 2 beladene Rheinkähne sofort abgeschleppt werden konnten. Geringes Verständnis fand der Soldatenrat beim Gouvernement, weit geringeres jedoch bei der Etappen-Inspektion, wo die abgeordneten Mitglieder von einem Generalstabs-Offizier nur zu hören bekamen: „Wir haben unsere Achselstücke wieder. An der Front stehen 200.000 Mann, die schießen!“

Diese Bedrohung mit 200.000 Gewehren musste natürlich gegenüber Soldatenrats-Mitgliedern wirkungslos bleiben und konnte nur die Veranlassung sein, die bei der Etappen-Inspektion vergeblich nachgesuchte Gestellung von Arbeitskräften und Laderäumen für den Abtransport der Proviantdepots beim A.O.K. zu beantragen.

2.) Häufig mussten Mitglieder des Soldatenrates zu Truppenverbänden sprechen, die sich auflösen und regellos mit den Zügen des öffentlichen Verkehrs heimfahren wollten. Die Zersetzung wurde hauptsächlich durch zwei Umstände gefördert. Einmal wirkten die Soldatenräte im rechtsrheinischen Gebiet, insbesondere die in Stuttgart, Lahr und Böblingen, nachteilig auf die Truppen ein, indem sie Entlassungen und Fahrscheine auf jedes Ansuchen ausstellten. Zum Andern kam in Betracht, dass die Führer mancher Verbände ihren Leuten den Abtransport binnen wenigen Tagen nach dem Überschreiten des Rheines versprochen hatten. Da diese Versprechungen unerfüllbar waren, griff in den betroffenen Truppenteilen alsbald eine begreifliche Enttäuschung Platz. Es war Aufgabe des Soldatenrates, die Truppe über die Schwierigkeit der Rückführung des Millionen-Heeres aufzuklären. Mit bemerkenswerten Erfolgen hat dies der Chevauxleger Strauß bei der Heeres-Artillerie getan. Leutnant Mothes hat in entsprechender Weise bei den Flieger- und Flakverbänden gewirkt. Das anliegende Flugblatt, das in großer Auflage verteilt wurde, diente dem gleichen Zwecke.

3.) In zahlreichen Fällen haben Mitglieder des Soldatenrates Kraftwagen auf wichtigen Fahrten begleitet, um ein unnützes Anhalten der Wagen durch örtliche Soldatenräte zu verhindern und die Durchführung des gestellten Auftrages zu gewährleisten. So wurden insbesondere die Fahrten begleitet, die der Aufsuchung der von Zabern und anderen linksrheinischen Orten nach dem östlichen Rheinufer geflüchteten Lastkraftwagen dienten.

VI. Politisch hat sich der Soldatenrat auf den Boden der Revolution gestellt, sich zur Regierung Ebert-Haase bekannt und die baldige Einberufung der verfassungsgebenden Nationalversammlung gefordert. In folgerechter Vertretung dieser Grundsätze hat der Soldatenrat gegenrevolutionäre Bestrebungen und terroristische Drohungen missbilligt, das Tragen von roten Abzeichen, Reichs- und Landeskokarden freigestellt und die Wiedereinführung der Ehrenbezeugungspflicht außer Dienst für untunlich erklärt. Zur Einberufung des Reichstages verhielt sich der Soldatenrat ablehnend. In diesem Sinne hat der Gftr. Marck, der zur Tagung der Front-Soldatenräte am 1. Dezember 1918 nach Ems abgeordnet war, den Soldatenrat des A.O.K. A vertreten. Marck nimmt als Vertreter des Soldatenrates des A.O.K. A auch an der Tagung der Soldatenräte in Berlin am 16. Dezember 1918 teil.

Dem Chef des Generalstabs des Feldheeres, Generalfeldmarschall von Hindenburg, hat der Soldatenrat durch folgende an die Presse versandte Kundgebung sein Vertrauen ausgesprochen:

„Der Soldatenrat beim Oberkommando der Armee-Abteilung A tritt den Angriffen und Misstrauensäußerungen entgegen, die der Leipziger Arbeiter- und Soldatenrat gegen Feldmarschall von Hindenburg geäußert hat. Er spricht dem Feldmarschall seinen Dank und sein Vertrauen aus, dass er sich auf den Boden der Revolution gestellt und sich der überaus schwierigen Aufgabe der geordneten Rückführung und Demobilisierung des Feldheeres unterzogen hat.“

Der Soldatenrat beim A.O.K. A
gez. Mothes Croon Strohmeir Strauß Meyer Schönwalt (?) Junker

Am 17. Dezember 1918 ließ ich mir die Entlassungspapiere geben, auch eine Bescheinigung des Restsoldatenrates, dem der Stempel beigedruckt wurde, den uns der Erlanger Holzarbeiter geschnitzt hatte. Mit meinem Leutnantskoffer und einer französischen Granatenkiste, die ich in La Fère gefunden hatte, ging ich von Reutlingen nach Leipzig auf die Reise. Mein Bursche Walter Mürle brachte meine beiden Gepäckstücke auf die Bahn. Die Züge, die ich benutzte, waren ungeheizt. Ich versuchte deshalb in G-Wagen mit Pferden unterzukommen. Eine längere Strecke fuhr ich in einem G-Wagen mit Heu, das als Futter für einen Pferdetransport mitgeführt wurde.

Die Achselstücke hatte ich wieder angebracht, auch die Ordensbändchen und das EK I wieder angelegt. In Leipzig nahm ich am Hauptbahnhof eine Kraftdroschke und fuhr nach der Lindenstraße 1, wo ich mit meiner Mutter und meinen Schwestern wohnte. Am nächsten Tage ging ich in Uniform, mit Achselstücken und Ordensbändchen über die Grimmaische Straße. Die Revolution war schon so weit abgeregt, dass kein Mensch von der Uniform, den Ordensbändchen und den Achselstücken Notiz nahm. Der Krieg war für mich zu Ende. Ich ging an meine Friedensarbeit.

Ab und zu tauchte in meinem Lebenskreise einer der Kameraden auf, mit denen mich der Krieg zusammenführte. In nähere Beziehungen trat ich zum Baurat Kränzner. Wir hatten bis an sein Lebensende ab und zu geschäftlich miteinander zu tun. Innigen Anteil nahm ich am Schicksal meines tapferen Kameraden Pfeil, der längere Zeit der Fliegerabteilung 59 (26 a) angehörte. Er hatte sich im Felde eine Lungentuberkulose zugezogen und siechte an dieser bei jungen Jahren dahin. Er war Textilkaufmann. Der Kaufmann Rudolf Ernst, mit dem ich im Leipziger Verein für Luftfahrt und Flugwesen schon mehrere Jahre vor dem Kriege bekannt geworden war und das Patent der Association Internationale Aéronautique als Freiballonführer erworben hatte, auch gemeinsam von der Fea in Darmstadt zum Park 7 gereist war, blieb mit mir in Fühlung. Bei ihm stellte sich ein schweres Herzleiden ein. Professor Hochrein bezeichnete ihn als einen seiner besonderen ärztlichen Erfolge. Ein langes Leben war ihm nicht beschieden. Der dicke Fischer, der gleichzeitig mit Ernst und mir von Darmstadt zum Park 7 reiste, kreuzte in Leipzig auf und fragte bei mir nach dem Gardereiter Tauchnitz, bei dem er eine Spielschuld kassieren wollte. Zu dem Gardereiter Tauchnitz hatte ich keine Beziehungen, wohl aber zu dessen Bruder Stephan, der nicht spielte und keine Spielschulden hatte.

Bärensprung kam abredegemäß nach Leipzig, um die Anwaltsstation als Referendar auf unserer Kanzlei abzuleisten. Der Leutnant Gottschling, den ich beim Park 7 kennen gelernt hatte, trat nach dem Kriege zur Polizei über und führte als Hauptmann in Sachsen eine Hundertschaft. Er besuchte mich in Leipzig, ebenso wie Kuse, der zu Hähnels Zeiten mit bei Kofl 2 war und in Frankfurt/Main in den Polizeidienst ging. Schließlich besuchte mich auch der Generalmajor von Oldershausen bei einer gelegentlichen Anwesenheit in Leipzig. Mit Gottschling, mit Kuse und mit Oldershausen aß ich jeweils im Klub, der „Harmonie“. Oldershausens raschen Tod habe ich beklagt. Er war ein kluger und sehr gebildeter Mensch.

Meinen Kameraden Sonnenburg hatte ich einmal in Braunschweig getroffen. Er wohnte nach dem Zweiten Weltkriege, in dem er den Rang eines Generalleutnants erreichte, in Wolfenbüttel. Er teilte mir im Jahre 1958 mit, dass unser Kamerad Walter Braune in Dessau wohnt. Ich nahm schleunigst die Fühlung mit ihm auf. Unsere Frauen fanden sich in gegenseitiger Sympathie zusammen, was unser kameradschaftliches Verhältnis inniger gestaltete.

Mein Briefwechsel mit Sonnenburg war nicht lebhaft, riss jedoch nie ab. Er unterrichtete mich *in den 50er Jahren* darüber, dass er außerhalb des Verbandes der Alten Adler Jahreszusammenkünfte der Kameraden der Abteilungen 54 und 59 veranstaltete, die im Ersten Weltkriege im Osten eingesetzt waren. Ich nahm an einer solchen Zusammenkunft in Karlshafen an der Weser teil. In diesem Jahre hatten es die Ehefrauen durchgesetzt, ihre Männer zu begleiten. Ohne darüber unterrichtet zu sein, dass die Beteiligung der Frauen zeitweilig Gegenstand einer Meinungsverschiedenheit war, war meine Frau mitgekommen. Leider lernten wir Frau Sonnenburg nicht kennen. Die Kameraden von 1915/16 waren fast alle im Zweiten Weltkriege wieder einberufen und befördert worden. Quade war General der Flieger, Sonnenburg Generalleutnant. Die niedrigsten Dienstränge waren Oberstleutnante. Ich war als Leutnant der einzige Subalternoffizier, an Jahren der älteste in diesem Kreise, den eine herzliche Kameradschaft beherrschte. Meine Frau setzte man an der Tafel zwischen Quade und Sonnenburg. Braune war durch Krankheit verhindert an der Zusammenkunft in Karlshafen teilzunehmen. Er hatte seinen Dienstrang als Hauptmann

behalten. Im Zweiten Weltkriege hatte man ihn nicht einberufen, weil er in Dessau Mitglied einer Freimaurerloge geworden war.

(Ende des Teils B / des 1. Bandes)